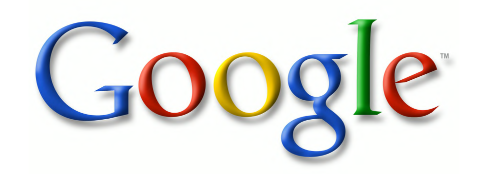
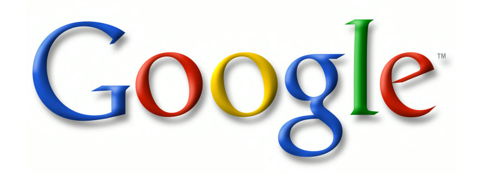
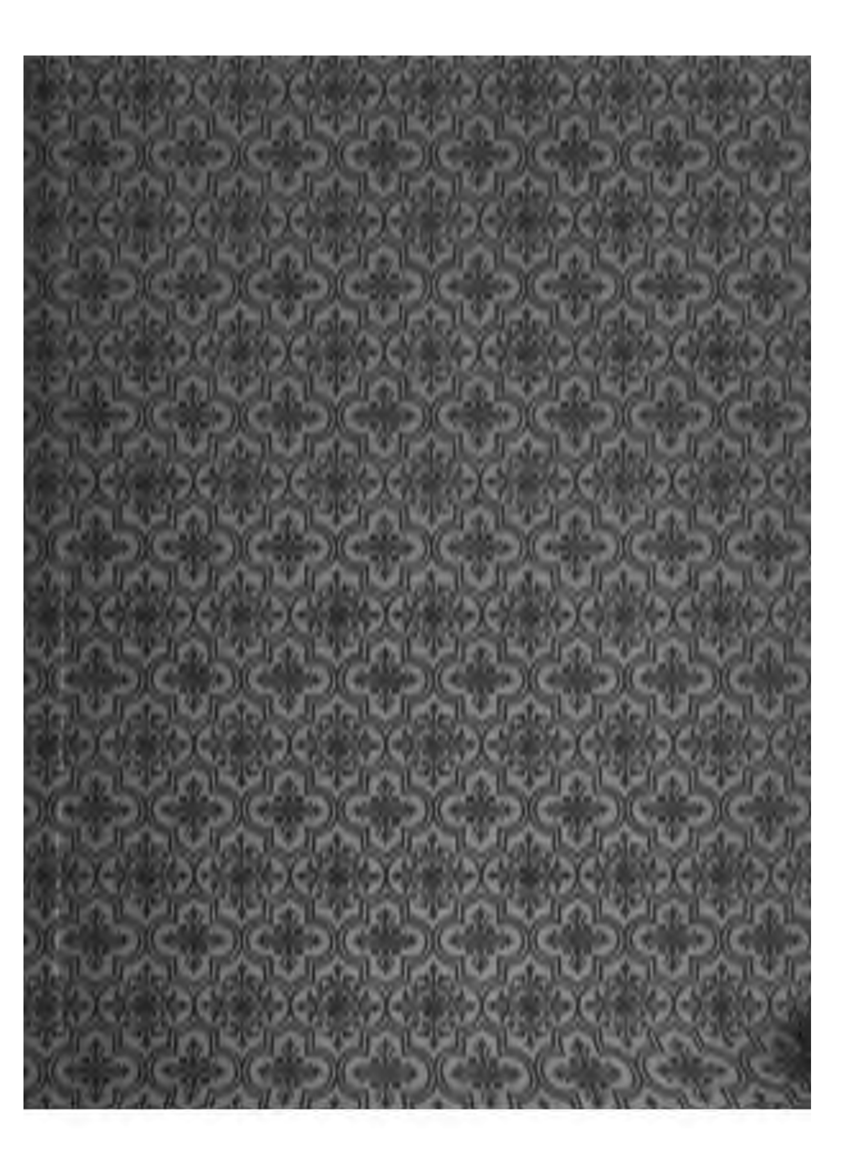





Stanford University Libraries
3 6105 117 029 061
LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University





Schiller - Wilhelm Tell.
" - Don Karlos.

Schillers Wilhelm Tell.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

53. 54.

24. 25.

Wilhelm Tell.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1887.

Schillers
Wilhelm Tell.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig.
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1887.

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ewgen Rechte.

I. Entstehung.

Während Schiller mit Vollendung der Jungfrau beschäftigt war, herrschte in Jena große Neugier, welchen Gegenstand er jetzt, wie man hörte, so eifrig behandle. So hatte sich im Februar 1801 die Sage verbreitet, er arbeite an einem Wilhelm Tell. Schelling befragte deshalb den Dichter selbst, der ihm nur verrathen durfte, das nächstens ein ganz anderes Drama von ihm bei Unger in Berlin als Taschenbuch erscheinen werde.*) In Folge des falschen Gerüchtes erhielt Schiller im Sommer von Berlin und Hamburg Anfragen wegen seines Tell, ohne dadurch veranlaßt zu werden, auf den Stoff näher einzugehn, mit dem er schon längst durch Goethes lebhafte Mittheilungen über sein beabsichtigtes episches Gedicht und die betreffenden schweizer Gegenden bekannt ge-

*) Vgl. den Brief von Karoline Schlegel an ihren Gatten vom 27. Februar. Wenn Schiller am 2. Dezember 1800 die beiden ersten Bände der Geschichte der Schweiz von Johannes Müller der weimarischen Bibliothek entlieh, so könnte man fast vermuthen, das Gerücht sei hierdurch entstanden. Er behielt diese, in denen auch die Geschichte Tells steht, bis zum 4. Dezember 1801. Mittlerweile hatte er sich wohl das Werk angeschafft; denn dieses befand sich später in seiner Bibliothek.

worden war.*) Erst am Anfange des folgenden Jahres (1802), nach Zurücklieferung der beiden entliehenen Bände Müllers an die Bibliothek, kam er, da er für keinen der ihm vorliegenden dramatischen Stoffe sich mit vollem Herzen entscheiden konnte, auch auf den Tell. Am 10. März bekennt er Goethe, schon seit sechs Wochen habe ihn ein mächtigeres Interesse als Warbeck mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es ihm lange nicht begegnet sei; noch sei es bloß der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er sei fruchtbar und vielversprechend, und er wisse, daß er sich auf dem rechten Wege befinde. Was es sei, verräth er ihm eben so wenig als eine Woche später seinem Freunde Körner, dem er schreibt, sein neues Süjet, das er getrost auf die Jungfrau folgen lassen könne, fordere Zeit; denn es sei ein gewagtes Unternehmen und werth, daß man alles dafür thue. Der erste, dem er seinen Plan mittheilte, war Freund Cotta. Diesem, der auf der Reise nach der leipziger Messe nächstens nach Weimar kommen sollte, schrieb er am 16. März: „Können Sie eine genaue Spezialkarte von dem Waldstättensee und den umliegenden Kantons mir verschaffen, so haben Sie die Güte, sie mitzubringen. Ich habe so oft das falsche Gerücht hören müssen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete**), daß ich endlich auf diesen Gegenstand aufmerksam

) Goethe meint in den Annalen (unter dem Jahre 1804), nach seiner lebhaften Mittheilung über den von ihm beabsichtigten epischen Tell, die er Schiller im Frühjahr 1798 vertraulich gemacht, habe dieser „sich das Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen müssen“. Vgl. S. 7.

**) Auch Fritz von Stein schrieb am 31. Oktober 1801 aus Breslau an Schillers Gattin, er werde gefragt, ob er nichts von Schillers Tell wisse, und er möchte erfahren, ob dieser denn seiner Vollendung so nahe sei. Der Frank-

worden bin, und das Chronicon Helveticum von Tschudi*) studirte. Dies hat mich so sehr angezogen, daß ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen. Sagen Sie aber niemand kein Wort davon; denn ich verliere die Lust an meinen Arbeiten, wenn ich zu viel davon reden höre. Ist das Chronicon von Tschudi um etliche Gulden zu bekommen, so bringen Sie mirs auch mit; denn ich möchte es wohl eigen besitzen." Aber zunächst wollte er an die Braut von Messina gehn, die wohl, wie er Cotta schreibt, allenfalls auf Neujahr herauskommen könne. Von wo Schiller den Tschudi gehabt, etwa von Goethe, wissen wir nicht; die Ausleihebücher der Bibliothek in Weimar erwähnen seiner damals nicht. Erst am 6. Mai (das Datum ist unzweifelhaft) führen sie unter den von ihm aus der Bibliothek erhaltenen Büchern neben Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte auch Tschudi an. Den 8. kam Cotta nach Weimar. Schon am 9. April hatte er, hocherfreut, daß Schiller den Tell bearbeite, alles, was er dazu verlange, mitzubringen versprochen. Zunächst kam Schiller nicht über die Vorstudien hinaus. Mitte August begann er die Braut; nach dieser wollte er hurtig an Warbeck gehn, wovon

furter Gerning, der im Sommer 1801 zu Weimar gewesen, behauptete, Schillers Tell sei nur eine Erzählung.

*) Des Aegidius (Gily) Tschudi, Landammanns zu Glarus (1505—1572), „Chronicon Helveticum oder eigentliche Beschreibung der sowohl im H. Römischen Reich als besonders in einer löblichen Eidgenossenschaft vorgeloffenen Begegnussen" hatte Iselin in zwei Theilen 1734—1736 herausgegeben. An Körner schrieb Schiller später, in Tschudis Beschreibung der Befreiung der Waldstätte sei ihm ein Licht aufgegangen; denn der treuherzige, herodotische, ja fast homerische Ton dieses Schriftstellers stimme poetisch. Auch Goethe war durch Tschudis Erzählung gefesselt worden.

auch der Plan weiter gerückt war, wie er den 9. September an Körner schrieb, unmittelbar nach diesem an Tell. „Ob nun gleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint", fuhr er fort, „da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils eine Staatsaktion ist und (das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen) der [poetischen] Darstellung widerstrebt: so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus- und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich auch von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig, abstrahire, so bleibt mir doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes, lokal bedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest, und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen." Während er ernstlich mit der Braut beschäftigt war, meinte er: sollte es ihm gelingen, einen historischen Stoff, etwa den Tell, in dieser neuen Form zu schreiben, so würde er alles geleistet zu haben glauben, was man billigerweise fordern könne. Erst am 1. Februar 1803 war die Braut abgeschlossen. Der Erfolg der Proben war so günstig, daß er gleich an Warbeck gehn wollte; diesem sollte Tell folgen, der die sorgfältigste Behandlung fordere. Aber durch den Herzog kam er auf die Uebersetzung von zwei Lustspielen Picards, dann zerstreute ihn mancherlei theatralische

Beschäftigung. Seine Bearbeitung des Tell nach Tschudi erwähnt er auch am 23. April gegen Iffland. Doch erst im Mai scheint er wieder ernstlich daran gedacht zu haben; denn am 6. Mai lieh er nochmal von der Bibliothek Tschudis Chronik, die er am 9. Dezember zurücklieferte. Den 18. Mai wünschte ihm Goethe, er möge sich seines neuen Dramas freuen. Im Juli 1803 gab ein vierzehntägiger Aufenthalt zu Lauchstädt, wo Schiller ein ganz anderes Theaterpublikum vor sich sah, ihm viele neue Blicke über das theatralische Wesen, wie er seiner Gattin schrieb; von jetzt an glaubte er viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben zu können, ohne der Kunst das geringste zu vergeben. Von Iffland dringend um ein neues Stück gebeten, das für die Sinne eine gewisse äußere Herrlichkeit wie die Jungfrau, darbiete, versprach er, vor Ablauf des Winters den Tell zu liefern, zu dem ihn jetzt eine überwiegende Neigung ziehe; er solle ganz seinen Wünschen gemäß ausfallen, und als ein Volksstück Herz und Sinn interessiren. Iffland wünschte vorab zu wissen, welche neue Dekorationen Tell erfordere, um diese gleich im Sommer anfertigen zu lassen. Wegen der nähern Kenntniß der Schweiz nahm Schiller am 9. August Cotta in Anspruch, dem er schrieb: „Wenn Ihnen einige Prospekte von schweizerischen Gegenden, besonders aber von dem Schweizerufer des Waldstättensees dem Rütli gegenüber in die Hände fallen sollten, so senden Sie mir sie doch. Auch wünschte ich Füßlis Erdbeschreibung*), Tschockes Werk von der Schweiz**) und die Briefe über ein schweizerisches

*) Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johann Conrad Füeßlin. Schaafhausen 1770–1772.

**) Heinrich Zschocke hatte 1798 seine historische Skizze „die drei ewigen

Hirtenland,*) so wie auch von Ebels Schrift über die Gebirgsvölker die Fortsetzung**) zu besitzen. Alle diese Werke könnte ich in vierzehn Tagen zurückschicken, wenn ich sie geliehen bekommen könnte. Auch was in Bern über Wilhelm Tell neuerdings herausgekommen ist***), wünschte ich zu lesen, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, mirs zu verschaffen." An demselben Tage meldete er Goethe, noch immer stehe er auf seinem alten Fleck und bewege sich um den Waldstättensee herum. Gegen Wilhelm von Humboldt äußerte er den 18. August, Tell, der ihn jetzt beschäftige, sei ein sehr widerstrebender Stoff und koste ihm große Mühe, doch lasse er sich die Arbeit nicht verdrießen, da dieser sonst großen Reiz habe und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfehle, und er hoffe, ihn zu überwältigen. Am 20. sprach ihm Iffland seine Sehnsucht nach Warbeck und besonders Tell aus; er sehe, wie ein Archenbewohner nach der Taube mit dem Oelblatt, auf das erste, was Schiller ihm sende. Diese Mahnung scheint ihn denn endlich bestimmt zu haben,

---

Bünde im hohen Rhätien" zu Zürich, drei Jahre später seine „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone" zu Bern und Zürich herausgegeben, und eben war der erste der drei Bände seiner „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" erschienen.

*) Zuerst waren diese von K. Viktor von Bonstetten in französischer Sprache an Johannes Müller gerichteten Briefe, vom Verfasser selbst übersetzt, in Wielands Merkur 1781 erschienen. Im folgenden Jahre wurden sie zu Basel abgedruckt. Das geschilderte Hirtenland war Sarnen.

**) Die beiden 1796 und 1802 bei Cotta selbst erschienenen Bände von J. G. Ebels „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz", von denen der erste Appenzell, der zweite Glarus behandelt, besaß er; eine Fortsetzung erschien nicht.

***) Im ersten 1803 erschienenen Bande von Joh. Georg Heinzmanns „kleiner Schweizer-Chronik mit Kupfern" finden sich mehrere auf die Geschichte von Tell bezügliche Darstellungen, auch eine von Stauffachers Frau.

am Abend des 25. August an die Ausarbeitung des Stückes zu gehn.*) Damals lag ihm ohne Zweifel ein großer Theil der von ihm gemachten Auszüge vor. Goedeke berichtet (Historisch-kritische Ausgabe XIV, VII): „Schiller hat sich beim Tell, wie bei allen seinen dramatischen Arbeiten, um Lokalfarben zu gewinnen, aus den benutzten Quellen, J. v. Müller, Tschudi, Scheuchzer, Fäsi u. a., kurze Notizen gemacht, von denen hier ein paar Blätter folgen mögen.“ Leider hat er versäumt, sie alle mitzutheilen. Am umfangreichsten sind die Auszüge aus Müller, wobei auch schon zwei Bemerkungen über die Verwendung von Zügen zu seinem Stücke sich finden. Die wirklich benutzten Auszüge hat Schiller durchstrichen. An zweiter Stelle gibt Goedeke „Exzerpte“ aus den beiden ersten Bänden von Fäsis „Staats- und Erdbeschreibung der Helvetischen Eidgenossenschaft“ (1766). Da Schiller diese Bände erst im Dezember von der öffentlichen Bibliothek lieh, dürften sie erst später gemacht sein. Weiter finden sich kürzere Aufzeichnungen aus J. Scheuchzers „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ (1706—1708), nach der Ausgabe von Sulzer (1746). Auf einem vierten Auszugsblatte wird auf J. Stumpffs „Schwytzer Chronik: Das ist Beschreybunge Gemeiner loblicher Eydgenossschafft, Stetten, Landen, Völckern und deren Chronikwürdiger Thaten“ (1548) und den dritten Theil von J. Schmidts „Geschichte der Deutschen“ ausdrücklich ver-

*) Goethes Angabe a. a. O., er habe Schiller, der ihn mit seinem Plane eines Tell bekannt gemacht, diesen Stoff, der bei ihm den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren gehabt, gern und förmlich überlassen, möchte doch zu den manchen unzuverlässigen gehören, welche in den Annalen nach später unzulänglicher Erinnerung sich finden. Seinen Plan eines Tell wird Schiller dem Freunde bereits im vorigen Jahre mitgetheilt haben, ohne sich eine Abtretung des von Goethe längst aufgegebenen Stoffes zu erbitten.

wiesen. Ein fünftes Blatt enthält Aufzeichnungen über Kaiser Albrecht, nicht etwa, nach Goedekes Behauptung, schon einen Versuch dramatischer Gestaltung, wie ihn erst das sechste Blatt gibt. Daß Schiller die genannten Schriftsteller, von Scheuchzer auch die Fortsetzung, „Helvetiae historia naturalis, oder die Naturhistorie des Schweizerlandes“ (1716—1718, neue Auflage 1752) benutzt, hat schon Joachim Meyer in seiner bahnbrechenden Schrift: „Wilhelm Tell. Auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert“ (Nürnberg 1858), nachgewiesen, nur hat er Fäsi und Schmidt übergangen, dagegen noch Petermann Etterlins „Kronika von der loblichen Eydtgnosschafft“, herausgegeben von Spreng (1752), als Quelle genannt, und zwar trotz Boxbergers Einspruch mit gutem Recht. An sich ist es unwahrscheinlich, daß diese älteste Darstellung Schiller entgangen wäre, und die Erzählung auf dem Rütli von der aus Norden geschehenen Einwanderung der Schweizer weist entschieden auf Etterlin, dem Schiller auch den Gebrauch des Wortes Naue (I, 1) entnahm. In Bonstettens oben genannten Briefen, die er wirklich von Cotta erhielt, fand er nichts für seine Zwecke. Nach Böttiger, dessen Berichte freilich immer bedenklich sind, würde er auch Joh. Jak. Grassers „Schweizerisch Heldenbuch“ (1625), dessen Kupferstiche von Glaser ihm besonders gefallen hätten, und die bei Cotta erschienenen „Briefe über die Schweiz“ von Christoph Meiners (1791, vier Bände) durchgesehen haben.

Mit der Ausführung des Tell wollte es vorab nicht recht gelingen. Am 12. September klagt Schiller gegen Körner, es sei noch nicht viel zu Tage gefördert worden, weil er leider mit einem verwünschten Stoffe zu kämpfen habe, der ihn bald anziehe, bald abstoße. „Ich bitte dich, wenn du mir einige gute Schriften über

die Schweiz weißt, sie mir zu nennen. Ich bin genöthigt, viel darüber zu lesen, weil das Lokale an diesem Stoffe so viel bedeutet, und ich möchte gern so viel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Den 17. ließ er sich durch Goethe den Katalog der weimarischen Bibliothek über die Schweizer- und die deutsche Reichsgeschichte kommen. Cotta konnte erst am 22. die gewünschten Bücher senden. Seinem Schwager von Wolzogen in Petersburg meldete Schiller am 27., er sei jetzt leidlich fleißig am Tell, womit er den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke; denn auf solche Volksgegenstände sei man ganz verteufelt erpicht, und man rede desto mehr von der schweizerischen Freiheit, je mehr sie aus der Welt verschwunden sei. Hatte ja Bonaparte die neue Kantonalverfassung den Schweizern aufgezwungen. Zu einem großen Sporn diente ihm auch, wie er drei Wochen früher schrieb, der Gedanke, daß er diese große Tragödie in Gegenwart der Großfürstin Maria Paulowna und des Erbprinzen produziren werde, die bald als Vermählte in Weimar einziehen sollten.

Einen bedeutenden Eindruck übte auf den mit dem Stoffe ringenden Dichter die am 1. Oktober in Weimar erfolgte Aufführung des großartig entworfenen und von frischem Leben beseelten Julius Cäsar von Shakespeare. Goethe hatte diese nicht ohne die Hoffnung, auch Schillers „wichtige Arbeit" dadurch zu fördern eifrig betrieben. „Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Werth", bekennt er diesem am folgenden Tage; „mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Er hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung gesetzt." Vom 2. bis

zum 6. befand er sich zu Jena, wo er auf Goethes Zimmer im herzoglichen Schlosse wohnte. Hier wählte er sich auf der Bibliothek die zu seinem Zwecke dienenden Bücher über die Reichs- und Schweizergeschichte. Welche Bücher er lieh, wissen wir nicht, da dort Ausleihebücher erst seit dem Jahre 1818 gehalten werden. Wahrscheinlich nahm er sich hier Etterlins „Kronika". Zur wirklichen Dichtung kam er in Jena so wenig wie gleich nach seiner Rückkehr in Weimar. Die am 10. und 13. an seine in Rudolstadt weilende Gattin geschriebenen Briefe gedenken Tells mit keinem Worte. Den 10. meldet er Körner, er rücke nicht schnell fort, weil er sich erst mit dem historischen und geographischen Theile seines Stoffes befreunden müsse. Vier Wochen später schreibt er: „Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück. . . . Es ist von der Idee zur Erfüllung ein solcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegfeuer leidet, bis man den Berg überstiegen hat. Mit dem, was fertig ist, bin ich ganz gut zufrieden, aber es ist noch so viel Arbeit übrig." Als er seiner von Rudolstadt zurückgekehrten Gattin die ersten Szenen des Tell vorlas, dessen Stoff sie so sehr liebte, wurde sie zu Thränen gerührt. Den 9. November antwortete er Iffland: „Im Tell leb' ich und web' ich jetzt; ich bin zufrieden mit dem, was gemacht ist, und habe die beste Hoffnung zu dem, was noch zu machen. Ein rechtes Stück für das ganze Publikum verspreche ich Ihnen. Aber, mein theurer, lieber Freund, über das Wann kann ich Ihnen, und wenn es den Kopf gälte, nichts Bestimmtes sagen. Fast fürchte ich vor der Mitte Aprils nicht ganz fix und fertig werden zu können, weil ich von dem leidigen Winter immer vier oder sechs Wochen auf Unpäßlichkeit und Unlaunigkeit abrechnen muß. Die Idee zu verschiedenen Dekorationen habe ich

bei einem Zeichner angegeben, der mich bis jetzt hat warten lassen. Im ganzen wird es für den Maler nicht so viel zu thun geben als für den Maschinenmeister. Diesen Monat sollen Sie noch über alles Bericht erhalten, und mit eintretendem Frühjahr kann dann der Maler frisch an das Werk." Am 30. November berichtet er Goethe, nur der Mangel an aller Zerstreuung und sein vorsätzliches Beharren bewirke, daß die Arbeit wenigstens nicht still stehe, obgleich seine ganze Physik unter dem Druck dieser Jahreszeit leide. Auf Ifflands dringende Frage, ob denn Tell nicht Mitte März fertig sein und er die einzelnen Theile desselben stückweise erhalten könne, erwiderte der Dichter am 5. Dezember: „Ich will alles thun, mein theurer Freund, um Ihre Wünsche zu befriedigen. Wenn ich gesund bleibe, auch nur leidlich, so werde ich gewiß in den ersten Wochen des März fertig. Einige Szenen, womit ich gegen die Geschichte und das, was die Schweizer von mir erwarten, face machen muß, brauche ich für das Theater auch nur zu skizziren, und kann mir die Ausführung für den Druck vorbehalten. Ohnehin bin ich entschlossen, eh' ich das Stück drucken lasse, nach der Schweiz zu gehn. Diese kleinen Besonderheiten, worauf viel ankommt, wenn gewisse Nationalrücksichten zu beobachten sind, haben mit dem Theater nichts zu thun. Gern wollte ich Ihnen das Stück aktenweise zuschicken, aber es entsteht nicht aktenweise, sondern die Sache erfordert, daß ich gewisse Handlungen, die zusammengehören, durch alle fünf Akte durchführe, und dann erst zu andern übergehe.*) So z. B. steht der Tell selbst ziemlich für sich in dem Stück;

*) Die Szenen, welche er zuerst ausführte, waren wohl die auf den Bund bezüglichen, I, 2. 3. 4 (ohne Tells Auftreten). II, 2. V, 1 und die zwischen Bertha und Rudenz (II, 1. III, 2); an Tells Geschichte wollte er erst später gehn.

seine Sache ist eine Privatsache, und bleibt es, bis sie am Schluß mit der öffentlichen Sache zusammengreift. Doch verspreche ich Ihnen ganz gewiß im Laufe des Januars die drei ersten Akte zu übersenden und den vierten auch [noch?] vor dem letzten abzuliefern, so daß sie nach Empfang des letzten Akts, ohne Uebereilung der Sache, in drei Wochen spielen können." Eine Anzeige der Theaterveränderungen, wobei er unzweifelhaft Goethe und den Maler Heinrich Meyer zu Rathe gezogen hatte, legte er bei, doch könnte, meinte er, leicht noch eine oder die andere hinzukommen. Diese Anzeige hat sich glücklicherweise erhalten, ist aber von dem Herausgeber des Briefwechsels zwischen Schiller und Iffland (in Teichmanns „literarischem Nachlaß") nach dem Briefe vom 16. März 1804 gesetzt worden. Auch Urlichs „Briefe von Schiller" S. 557, 1 irrt. In der „historisch-kritischen" Ausgabe sucht man sie leider vergebens. 1879 hat sie Vollmer in seiner Ausgabe abdrucken lassen. Sie lautet folgendermaßen:

„Actus I. 1) Hohes Felsenufer des Vierwaldstättensees. Der See macht eine Bucht ins Land, über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwytz deutlich im Sonnenschein liegen. Dahinter (zur Linken des Zuschauers) der Hakenberg mit seinen zwei Spitzen, von einer Wolkenkappe umgeben. Noch weiter hinten und zur Rechten (des Zuschauers) schimmern blaugrün die Glarischen Eisgebirge. An den Felsen, welche die Coulissen bilden, sind steile Wege mit Geländern, auch Leitern, an denen man die Jäger und Hirten im Verlauf der Handlung herabsteigen sieht. Der Maler hat also das Kühne, Große, Gefährliche der Schweizergebirge darzustellen. Ein Theil des Sees muß beweglich sein, weil er im Sturme gezeigt wird.

2) Stauffachers neugebautes Haus (von außen), mit vielen Fenstern, Wappenbildern und Sprüchen bemalt. Es ist zu Steinen an der Landstraße und an der Brücke. Es kann ganz auf die Gardine gemalt werden.

3) Der gothische Saal in einem Edelhof, mit Wappenschildern und Helmen dekorirt; es ist die Wohnung des Freiherrn von Attinghausen.

4) Oeffentlicher Platz bei Altorf. Man sieht im tiefen Hintergrund die neue Veste Zwing-Uri bauen; sie ist schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintern Thürme und Courtinen sind ganz fertig, nur an der vordern Seite wird noch gebaut. Das hölzerne Gerüste steht noch, an dem die Werkleute auf- und absteigen. Die ganze hintere Szene zeigt das lebhafte Gemälde eines großen Bauwesens mit allem Apparat. Die Werkleute auf dem Gerüste müssen der Perspektive wegen durch Kinder dargestellt werden. NB. An dieser Szene liegt darum vieles, weil eben diese Bastille, die hier gebaut wird, im fünften Akte gebrochen werden soll.

5) Walther Fürsts Wohnung; stellt das Zimmer eines wohlhabenden Schweizerhauses vor.

Actus II. 1) Oeffentlicher Platz zu Altorf, nach Belieben des Malers.

2) Ein Zimmer.

3) Das Rütli, eine Matte, von hohen Felsen und Wald umgeben; die Coulissen können ganz dieselben von [wie?] Nr. 1 des ersten Akts sein. Im Hintergrunde der See, über welchem ein Mondregenbogen; den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch größere Eisgebirge. Es ist völlig Nacht, nur der See und die weißen Firnen leuchten im Mondlicht. NB. Diese

Szene, welche ein Mondscheinsgemälde vorstellt, schließt sich mit dem Schauspiel der aufgehenden Sonne; die höchsten Bergspitzen müssen also transparent sein, so daß sie anfänglich von vornen weiß und zuletzt, wenn die Morgenröthe kommt, von hinten roth können beleuchtet werden. Weil die Morgenröthe in der Schweiz wirklich ein prächtiges Schauspiel ist, so kann sich die Erfindung und Kunst des Dekorateurs hier auf eine erfreuliche Art zeigen.

Actus III. 1) Hausflur in Tells Hause, nach dem Costüme der Zeit.

2) Platz bei Altorf, mit Bäumen besetzt. Man sieht im Hintergrunde den Flecken, davor den Hut auf einer Stange. Der Raum muß sehr groß sein, weil Tell hier den Apfel schießt.

Actus IV. 1) Der gothische Rittersaal.

2) Seeufer, Fels und Wald, der See im Sturme.

3) Wildes Gebirg, Eisfelder, Gletscher und Gletscherströme, alles Furchtbare einer öden winterlichen Gegend.

4) Die hohle Gasse bei Küßnacht. Der Weg wendet sich zwischen Felsen von hinten nach vornen herab, so daß die Personen, welche ihn bereisen, schon von weitem oben gesehen werden, wieder verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. In einer der vordern Coulissen ist auf der Höhe ein Gebüsch und ein Vorsprung, von welchem Tell herabschießt.

5) Die Veste Roßberg, bei Nacht auf einer Strickleiter erstiegen.

Actus V. 1) Die Dekoration Nr. 4 des ersten Akts. Das Gerüste wird eingestürzt; alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen; man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden. Signalfeuer auf acht oder zehn Bergen.

2) Tells Hausflur. Heerd und Feuer auf demselben.

3) Noch unbestimmt."

Wir sehen hieraus, daß ursprünglich II, 1 sich zwischen I, 2 und I, 4 fand, der zweite Aufzug mit der Aufpflanzung des Hutes beginnen sollte, darauf eine Szene in einem Zimmer beabsichtigt war, wohl zwischen Bertha und Rudenz, an deren Stelle der Dichter später die in einer eingeschlossenen wilden Waldgegend III, 2 setzte, ferner IV, 2 vor IV, 1, vor IV, 2 noch eine Szene im wilden Gebirg, in welchem auch Tell auftrat, stehn, der Aufzug mit der Zerstörung der Veste Roßberg schließen sollte; der Ort der letzten Szene war noch unbestimmt.

Am 7. Dezember entlieh Schiller der weimarischen Bibliothek Fäsis Staats- und Erdbeschreibung, um sie zu Ortsangaben zu benutzen (vgl. S. 7); erst am folgenden 11. Januar gab er sie zurück. Den 14. schrieb er dem schon längere Zeit in Jena weilenden Freunde: „Meine Geschäfte gehen auch ihren Gang fort, und es fängt doch endlich an, etwas zu werden. Aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich also ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, so wie es warm aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird, so macht mir das auch keinen guten Muth. Das ganz Niederträchtige des Berlinischen Theaters habe ich mir erst neuerdings wieder aus Cordemanns [des Schauspielers] Bericht versinnlicht." Die denselben Tag erfolgende Ankunft der Frau von Staël, welche ein paar Monate in Weimar blieb, raubte Schiller gerade in dem Augenblick, wo er sich dem Stücke ganz hingeben wollte, viele Zeit, besonders da Goethe die ersten Tage in Jena blieb, das er nicht verlassen wollte, er selbst gleich nach dessen Rückkunft krank ward. Doch dürfte diese Zerstreuung dem Stücke zu Gute gekommen sein, dem Schiller, je unangenehmer ihm diese doch in

„Das Rütli wird mir große Freude machen. Ich verlange sehr das, was einzeln so gut eingeführt ist, nun im ganzen beisammen zu sehn." Der Verlauf der Handlung war ihm aus Schillers allgemeinen Mittheilungen bekannt. Am 16. erhielt Goethe die Szene des Rütli. Den folgenden Tag war Schiller der Kopf so eingenommen, daß dieser ihm für sein „Geschäft" verloren ging. Um so unangenehmer war es ihm, daß Goethe in seinem Morgenbillet des Rütli nicht gedachte; als er es nächsten Morgen schickte, bemerkte er: „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Preises werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu konstituiren, ist fürtrefflich, sowohl der Würde wegen als der Breite, die es gewährt. Ich verlange sehr das übrige zu sehn. Alles Gute zur Vollendung!" Am 23. begleitete Schiller seine Sendung an Iffland mit den Worten: „Um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, theurer Freund, sende ich einstweilen den ersten Akt des Tell, der ein starkes Viertel des ganzen Stücks beträgt. Auch von dem zweiten lege ich das Hauptsächlichste bei; die kleine Szene, welche noch aus dem Zusammenhang heraus fehlt, führt den Geßler auf, wie er den Hut aufzupflanzen befiehlt.*) Von den drei folgenden Akten ist das meiste fertig, und folgt in vierzehn Tagen; das ganze Stück soll, wie ich hoffe, zum Ende Februars in Ihren Händen sein. Von einer Vorstellung des Tell zu Weimar an dem herzoglichen Geburtstag

*) Demnach fehlte wohl ursprünglich I, 3 das Auftreten des Ausrufers, und was sich daran schließt bis zu Tells Wort an Stauffacher: „Ihr wisset nun Bescheid", ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die ganze Stelle von Stauffachers Rede an: „O hätt' ich nie gelebt", als Uebergang eingeschoben wurde, so daß Tell gleich beim Auftreten die Worte sprach: „Ihr wisset nun Bescheid." Die Szene, in welcher Geßler das Aufpflanzen des Hutes befiehlt, sollte vor dem Rütli stehn, wie wir S. 15 sahen.

[am 30., dem Geburtstage der Herzogin]*) konnte nie die Rede sein, selbst wenn ich fertig geworden wäre. Für Berlin und Sie war das Stück zunächst bestimmt, und soll auch dort zuerst auf die Bühne treten.**) Weil ich nicht genau weiß, ob das Stück nicht zu lang wird, so habe ich in dem Manuscript, das Sie erhalten, dasjenige in Klammern gesetzt, was der Kürze könnte aufgeopfert werden. Trotz aller Abkürzung wird das Stück aber doch noch so lang als die Jungfrau von Orleans spielen. Sie ersehen schon aus dem heutigen Transport, daß Stauffacher, Melchthal und Attinghausen sehr wichtige Rollen sind. Der Tell wird in den folgenden Akten sehr thätig, aber auch Rudenz erhält ein großes dramatisches Interesse im Verfolge des Stücks. Ich habe bei dieser Rolle an Bethmann gedacht. Sie selbst werden, hoffe ich, nur zwischen dem Tell und Stauffacher wählen." Am 28. konnte er Goethe melden, das Stück rücke langsam fort und stocke wenigstens nicht. Schon am 5. Februar waren der dritte und vierte Aufzug fertig, die ohne Zweifel Goethe sofort mitgetheilt wurden. „Ich kann den wackern Müller [den Geschichtschreiber der Schweiz, der seit dem 22. Januar in Weimar verweilte] nicht nach Berlin abreisen lassen", schreibt Schiller in der Nacht auf den 6. an Iffland, „ohne ihm ein paar Bogen von Tell in der Tasche mitzugeben. Ein solcher Bote muß dem Werke selbst Segen bringen. Gern hätte ich den ganzen vierten Akt, welcher fertig ist, mitgeschickt, aber der Abschreiber ist nicht

*) Racines Mithribat in Aug. Bodes Uebersetzung ward an diesem Tage auf Schillers Vorschlag (im Briefe an Goethe vom 5. oder 6. Januar) aufgeführt; man hatte einmal an die beiden Emilien von Frau von Stein gedacht.

**) Auf die Pracht der Ausführung war bei Tell, da er als wahres Volksstück auch auf die Sinne wirken sollte, besonders gerechnet.

[illegible] worden. Dann will ich den heutigen Abend noch auf die Arbeit wenden, daß Sie den Schluß des vierten Akts wenig Tage nach Empfang dieses erhalten.“ Iffland hatte bereits am 4. voll Begeisterung geschrieben: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Genie, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald, bald mehr! — Kapellmeister Weber, der seltene Humanität und hohes Gefühl hat, hat schon die Musik begonnen. Nur bald mehr! Blätter, Zettel — was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen.“ Dieser begeisterte Zuruf Ifflands mußte, vereint mit Goethes entschiedenstem Beifall, den Dichter zur Vollendung anfeuern. Erst den 13. konnte er diesem den Schluß des vierten und die erste Hälfte des fünften Aufzugs senden*); den Schluß des Ganzen versprach er ihm spätestens Ende des Monats durch Frau von Staël zukommen zu lassen. Zugleich berichtete er über einige vorgenommene Veränderungen, wozu die Nothwendigkeit der Verkürzung ihn bewogen habe: das ganze Arrangement werde dadurch nur gewinnen können. Die frühere dritte Szene des ersten Aufzugs (zwischen Rudenz und Attinghausen) werde jetzt die erste des zweiten und dadurch dieser Aufzug vollständig. In die frühere vierte, jetzt dritte Szene vom Baue der Veste werde ein ganz kleiner Auftritt Geßlers eingeschaltet, den er mit nächstem Posttage senden wolle. Dieser Auftritt sollte früher im zweiten Aufzug stehn; Geßler selbst hier erscheinen zu lassen beabsichtigte er auch jetzt noch. Der Landvogt

*) Nach der Angabe in Schillers Kalender. Der Brief an Iffland muß vom 13. (nicht vom 11.) sein.

Landenberg bleibe aus dem Personenverzeichnisse weg, da er gar nicht auftreten solle. Der Stier von Uri, über den Iffland wohl eine bedenkliche Bemerkung gemacht hatte, sei eine kleine Lust, die man dem Publikum mache; wer die Rolle bekomme, scherzte er, werde den Ehrennamen wohl eine Zeit lang behalten. Mit allem Eifer betrieb er die Vollendung des Stückes. Schon am 8. hatte er eine Einladung Goethes auf den Abend abgelehnt, weil er sich in einer ganz guten Arbeitslaune befinde und den folgenden Tag bei Frau von Staël zu Mittag speisen solle. Acht Tage später entschuldigte er sich bei dem Freunde auf die Anfrage, ob er am Abend, wo Frau von Staël und Benjamin Constant zu ihm kommen würden, ihn bei sich sehn werde: „Ich bin nun dem Ziel meiner Arbeit nahe, und muß mich vor allem, was mir die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern kann, sorgfältigst hüten, besonders aber vor allen französischen Freunden.“ Schon am 18., elf Tage früher, als er gehofft hatte, gelang ihm die Vollendung, die er gleich am folgenden Morgen an Goethe mit folgenden Zeilen sandte: „Hier übersende mein Werk, für das ich unter gegenwärtigen Umständen nichts weiter zu thun weiß. Wenn Sie es durchlesen, bitte ich es zurückzusenden, weil der Rollenschreiber darauf wartet. Soll es egen Ostern gegeben werden, so müssen wir suchen, es acht age *vorher* zu Stande zu bringen, um noch von [des Schau-ielers] Zimmermanns Gegenwart und, in Rücksicht auf die Kasse, n dem aktuellen Zustand in Jena [der großen Zahl der Stu-nten] zu profitiren, der sich nach Ostern verändern kann. Dann ßte aber wegen der anzuschaffenden Kleider und der erforder-n Dekorationen schleunige Resolution gefaßt werden; auch te man den *Macbeth* verschieben. Das Einstudiren der

Rollen macht keine Schwierigkeit, da die größte von keinem beträchtlichen Umfang ist. Meine Idee wegen der Rollenbesetzung lege ich bei. Sie ersehen daraus, wie schwer es sein würde, Zimmermanns Rolle [Rudolf der Harras] zu besetzen. Muß man sich nach Ostern auch ohne ihn helfen, so geht es dann eher an, als wenn gleich der erste Eindruck trüb ist."

Am 20. schreibt Schillers Gattin an Cotta: „Schiller ist eben mit dem Schluß des Tell beschäftigt; ich hoffe, das Stück wird den Nachkommen Tells eine frohe Empfindung machen. Möchte es in einer Zeit erschienen sein, wo sie noch mit reinem Gemüth sich der vergangenen Zeit hätten freuen können! wo nicht Zerstörung der alten Formen an den Wandel des Heiligsten und Schönsten in menschlichen Verhältnissen sie [erinnert und?] so grausam aus einer süßen Sicherheit erweckt hätte! Ich hoffe jetzt auf Ruhe für das Land [Napoleon hatte das Kantonalsystem hergestellt; zu den 13 Kantonen waren 6 neue gekommen], damit wir Tells Schatten wieder begegnen, wenn wir an seinen Denkmälern wandeln." Schiller fühlte sich nach der leidenschaftlich betriebenen Vollendung des Stückes so angegriffen, daß er sich einige Tage zu Hause halten mußte. Goethe, dem es zuletzt allzulästig geworden war, nichts von Schiller zu hören und zu sehn, war über den Anblick des Stücks und der Rollenbesetzung sehr vergnügt, und er wollte an der Aufführung vor Ostern nicht verzweifeln. Bei der Rücksendung am 21. schrieb er: „Das Werk ist fürtrefflich gerathen, und hat mir einen schönen Abend verschafft. Einige Bedenklichkeiten wegen der Aufführung vor Ostern sind mir beigegangen." Diese wurden aber durch persönliche Besprechung gehoben. Schiller entwarf eine neue Rollenbesetzung d führte die drei Bäuerinnen Mechtild, Elsbeth und Hildegard

ein, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen mit Antheil in das Stück zu ziehen, da sie nicht gern Statisten machen wollten; seine Rollenbesetzung sandte er am 24. Schon den 20. waren der noch rückständige Schluß und die kleine Einlage in I, 3 an Iffland gesandt worden. Schiller nahm sich zu Goethes Trost der Proben an, da dieser sich nicht wohl fühlte. Unterdessen hatte man auch vom mannheimer, breslauer und hamburgischen Theater aus den Tell zur Aufführung verlangt.

Schon am 1. März war zu Weimar die erste Leseprobe, die zweite am 6. Goethe mußte letztere allein halten, da Schiller nicht ausgehn konnte. Für Kostüme und Dekorationen wurde nur das zu einer schicklichen und charakteristischen Darstellung Nothwendige gethan, da die Aufführung beschleunigt werden sollte, doch besorgte Goethe bei Schillers Verhinderung die Einübung auf das sorgfältigste. Schon am 8. wurden die beiden ersten, am 9. die drei letzten Aufzüge auf der Bühne probirt; den 13. und 15. fanden Proben des ganzen Stückes statt, den 16. die Hauptprobe. Goethe veranlaßte Schiller, III, 3 Geßlers Einfall wegen des Apfels, wobei dieser ganz Tschudi gefolgt war, genauer zu motiviren. Daß der Landvogt geradezu einen Apfel vom Baume brach, schien ihm doch gar zu unmotivirt, weshalb er den Dichter beredete, als Veranlassung dazu Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters im Schießen großthun zu lassen. Schiller schob wahrscheinlich die vier Verse ein von „Du bist ein Meister" an und änderte den jetzt mit „Nun, Tell!" beginnenden Anfang der Rede Geßlers.*) Hierauf bezieht sich der

*) Dieser lautete früher etwa:

Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Sagt man. Wohlan, nun wirst du deine Kunst,

Brief an Goethe vom 15. März: „Haben Sie die Güte, die Stelle quaestionis nun anzusehn, ob sie so gehn kann. Eine bedeutende Aenderung läßt sich jetzt freilich nicht mehr versuchen, doch hoffe ich, daß jetzt kein unerlaubter Sprung mehr dabei ist. Wenn Sie nichts zu erinnern finden, so senden Sie mir das Blatt zurück, daß ich in den Rollen das Nöthige sogleich für die heutige Probe abändern kann.“ Gleich am andern Tage schickte Schiller die „kleine, aber wesentliche Abänderung“ an Iffland. „Die Probe, die ich mit diesem Stücke angestellt“, schreibt er ihm, „hat mich gelehrt, daß der Einfall des Landvogts mit dem Apfel noch nicht gehörig motivirt ist. Deswegen habe ich nöthig gefunden, an dem Ort, wo davon die Rede ist, ein paar Worte einzuschalten, die ich hier beilege. Haben Sie ja die Güte, diese Aenderung noch darin anzubringen, selbst in dem Fall, daß das Stück schon gegeben wäre.“ Man sieht, wie sehr ihm diese Motivirung am Herzen lag.

Am 17. März fand die erste, zwei Tage später die zweite, am 24. die dritte Vorstellung des Tell auf der weimarischen Bühne statt. Der Beifall der außerordentlich zahlreich herbeigeströmten Zuschauer war ungeheuer. Das Stück hatte das erstemal fünf volle Stunden gespielt; bei der zweiten Vorstellung ließ man etwas weg, so daß es eine Viertelstunde früher schloß. Schiller selbst schrieb an Körner, Tell habe auf dem Theater einen größern Effekt gemacht als seine andern Stücke, und er an der Vorstellung große Freude gehabt; er fühle, daß er nach und nach des Theatralischen mächtig werde. Goethe meldete an Zelter, Schillers Tell sei „recht gehörig gegeben worden und habe gezeigt, was Weimar im Schauspiele zu leisten vermöge“.

so daß Schiller ursprünglich fast wörtlich Tschudi gefolgt war. Die zu ändernden Rollen wären demnach nur die von Geßler und Walther gewesen.

Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline, die den langen schillerschen Stücken sehr gram war, berichtet über die erste Vorstellung des „langen“ Tell, den sie bei der ungeheuren Hitze in dem vollgedrängten Hause fünf Stunden lang habe aushalten müssen, in ihrer Weise: „Die Geschichte von Tell selbst ist, dünkt mich, für sich immer interessant genug, und es war durch die Dekoration gesorgt, wiewohl mit aller meyerschen und goetheschen Steifigkeit, uns recht in die Schweiz zu versetzen. Gleich bei Eröffnung des Vorhanges der Fischer auf der See unten im Kahn, der Gemsenjäger auf der Höh' auf einem schönen Abhang und gegen ihm über der Hirte sitzend, auch auf einem Felsenstück, singen und bleiben so unbeweglich, daß man vergehen möchte. Fragst du endlich nach den Dialogen, so muß ich mit Seufzen antworten: Zu lang, viel zu lang! ... Des Wilhelm Tell eigentliche Geschichte fängt sich erst mit dem dritten Akt an. Die Prinzeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehrern bestünde, und sie hat auch Recht. Im zweiten Akt der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe; denn sterben muß er, man weiß nicht warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur raison und in sein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst.“

Mochten manche eben so wenig wie die kühle Henriette Knebel den Einheitspunkt des Dramas erkennen, der allergrößte Theil der Zuschauer fühlte sich mächtig von dem dichterischen Geiste des theatralisch wirksamen Stückes ergriffen, mit welchem Schiller, wie er beabsichtigt hatte, die Bühne erschütterte und das Herz des Volkes traf. Den Tell selbst hatte Haide übernommen, Stauffacher Becker, Walther Fürst Malcolmi, Attinghausen Graff, der Darsteller Wallensteins, den Rudenz Oels, den Geßler Grüner, Stauffachers und Tells Gattinnen die Teller und die Becker, Bertha von Bruneck Fräulein Maas, Goethes Liebling, die ihn aber bei der Probe erzürnte, da sie sich diesmal unerwartet „maulfaul" zeigte. Die Zahl der namentlich angeführten Landleute war sehr beschränkt. Aus Schwyz traten nur Stauffacher und Rudenz auf, aus Unterwalden fehlten Klaus, Burkhart und Arnold, auch Pfeifer von Luzern und Kunz von Gersau. Nach der dritten Vorstellung, welcher wieder die Herzoginnen beiwohnten, die bei der zweiten nicht erschienen waren, mußte Tell wegen der Abwesenheit des Schauspielers Zimmermann ruhen, der später zurückkehrte. Am 29. schrieb Schiller an Cotta: „Wilhelm Tell ist seit zehn Tagen dreimal hier gespielt worden und mit dem größten Erfolg. Vielleicht kann ich Sie bei Ihrer Rückkunft [von Leipzig] mit dieser Vorstellung unterhalten. Ich bleibe bei der Idee, den Tell in Almanachform*) Ende dieses Jahrs herauszugeben. Zur Verzierung könnten vielleicht schweizerische Gegenden gewählt werden." Die Absicht, Cotta den Tell vorstellen zu lassen, ging nicht in Erfüllung, da Schiller bei dessen Ankunft auf der Reise nach Berlin war, von welcher er

*) Wie die Jungfrau von Orleans.

erst am 21. Mai zurückkehrte. Am 16. Juni ward die weimarische Bühne mit Tell geschlossen, der eine Woche später zu Lauchstädt in Gegenwart der verwittweten Königin von Preußen und Ifflands mit großem Erfolg gegeben wurde.

In Berlin war die Aufführung dadurch verzögert worden, daß Iffland aus politischen Rücksichten das Stück zuerst dem königlichen Cabinette vorlegen zu müssen geglaubt hatte. Kapellmeister Weber hatte die zur Aufführung des Stückes nöthige Musik übernommen. Dieser schrieb den 20. März an Schiller: „Die Ouverture kann nach meiner Empfindung, wie Sie auch schon selbst in Ihrem Schreiben bemerkt haben, mit einer Pastoralmelodie oder Kuhreigen anfangen. An diesen Eingang schließt sich die Vorbereitung einer großen tragischen Handlung an. Es ist der Schmerz der Unterdrückung und das Gefühl der emporstrebenden Freiheit, die am Ende obsiegt. Siegsgetümmel und ein prachtvoller Ausgang der Ouverture, die nach und nach wieder zur ersten Pastoralmelodie übergeht. Der Vorhang wird aufgezogen, die Melodie geht fort, Fischerknabe singt. Was den Kuhreigen selbst betrifft, so sollen verschiedene Arten der Melodieen in Gerstenbergs und Stolbergs Schweizerreise und in Hillers wöchentlichen Unterhaltungen stehn, die ich täglich erwarte. Ich kenne nur einen aus Krünitzens Encyclopädie, und daher zweifle ich, daß ich die Melodie, ganz wie sie ist, werde brauchen können. Es ist etwas ganz anderes, solche Melodieen auf Bergen in der freien, großen Natur, mit vielfachem Echo, bei aufgehender Sonne, in stiller Nacht zu hören als in einem eingeschlossenen Raum. . . . Ich wünschte, daß die lieben, innigen Gesänge vom Fischerknaben, Hirten und Alpenjäger ein gleiches Metrum hätten. Indessen läßt sichs auch so recht gut machen, nur die Melodie muß

jedesmal geändert werden. Den erschütternden Ausgang des zweiten Akts hab' ich anders empfunden. Es will mir nicht in den Sinn, daß hier das Orchester mit einem prachtvollen Schwung gleich einfalle. Es ist Nacht, der fürchterliche Schwur ist gethan; sie gehen still auseinander, der Mond schwindet, die Sonne steigt herauf. Sollte mich meine Phantasie trügen, wenn das Orchester schon unter Stauffachers letzter Rede ganz pianissimo nur mit etlichen Violinen anfinge, crescendo fortginge, mit der aufgehenden Sonne sich endlich prachtvoll hinaufschwänge und so auch nach gefallenem Vorhange fortführe!! Ich kann mich sehr gut in Ihre Idee hineindenken. Sie wollen durch diesen prachtvollen Schwung die große, feierliche Handlung fortgeführt wissen; aber der Zuschauer siehet mehr mit den Augen des äußern als des innern Sinnes. So ist unser deutsches Publikum noch nicht gebildet. Doch, dieses alles abgerechnet, würde eine starke und gleich zu Anfange prachtvolle Melodie in dieser schauerlich stillen Situation, die in diesem Augenblick auf den Zuschauer so mächtig wirkt wie die Handlung selbst, meine Empfindung stören." Iffland fand einige Stellen im Tell politisch bedenklich, in andern war ihm die Vorstellungsart nicht deutlich. Deshalb schickte er an Schiller den Theatersekretär Pauli, der mündlich mit ihm verhandeln sollte. In dem diesem mitgegebenen Briefe hieß es: „Meine Fragen und Wünsche, so wie wenn Sie die letztern zu erfüllen für recht achten sollten, dürfen dort und hier nicht bekannt werden. Ich glaube, man machte damit für Sie, mich und die Tendenz des Tell ein Aufheben ohne Noth." Aenderungsvorschläge theilte er Iffland am 14. April mit.*) Schiller ging bald darauf selbst

*) Schillers betreffender Brief an Iffland steht in der Vossischen Zeitung am 4. Juni 1876.

nach Berlin, wohin man ihn zu ziehen suchte. Unter den vielen Gründen, welche ihm die Aussicht auf eine Berufung nach der preußischen Königsstadt höchst erwünscht machten, nahm das mit viel reichern Mitteln ausgestattete Theater eine bedeutende Stelle ein; jetzt, wo er, durch den Erfolg Tells gehoben, eine mächtige Wirkung auf dem Theater ausüben zu können überzeugt war, was konnte ihm erwünschter sein, als ein solches Theater immer vor Augen zu haben, auf dem seine Stücke ohne ängstliche Beschränkung der äußern Darstellungsmittel in allem Glanze sich entfalten und ihre vollste Wirkung auf das Volk üben konnten, dessen Sinne auch durch großartige Schaustellung angeregt werden sollten. Dies hatte er im Tell so glücklich versucht, zu dessen ganz entsprechender Darstellung die weimarische Bühne nicht ausreichte. Freilich war man in Berlin politisch ängstlicher.

Erst am 4. Juli betrat das Stück die berliner Bühne, auf welcher es so ungeheuren Beifall fand, daß es binnen acht Tagen dreimal wiederholt werden mußte. Selbst der sonst so scharf gegen Schiller auftretende Merkel pries begeistert den Tell. Erst am 17. meldete Iffland dem Dichter, das Stück sei mit Entzücken aufgenommen worden, und habe einen gleichen Zulauf. Auch Kapellmeister Weber berichtete ausführlich. Schiller erhielt dafür $331\frac{2}{5}$ Thaler; für die Trilogie des Wallenstein hatte er nur 8 Thaler mehr, für Maria Stuart 117, für die Jungfrau $107\frac{8}{15}$, für die Braut $103\frac{18}{20}$ Thlr. erhalten. Bloß für Opern hatte Iffland ein paarmal höhere Summen gezahlt; sonst hatte das höchste Honorar eines einzelnen Stückes Kotzebue erhalten, für — das Lustspiel der Wirrwarr (165 Thaler).

Nach Breslau sandte Schiller die Theaterhandschrift schon

wandtes Volk vor, das die ewigen Rechte der Freiheit mit männlich beherztem, auch die Gewaltthat als Rettungsmittel nicht scheuendem Muthe sich wieder erstreitet. Vor diesem Gefühle verstummte selbst die verneinende Kritik, mochte man auch im einzelnen manches tadeln, die dramatische Einheit vermissen, sich an Tells Monolog kleinmeisterlich streifen, an der Parricidaszene nicht ohne Grund Anstoß nehmen. A. W. Schlegel pries den Tell als Schillers vortrefflichstes Stück, worin dieser ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt sei; die Behandlung rühmte er als treu, herzlich und, bei des Dichters Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte, von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit. Auch in der neuesten Zeit haben die sonst Schiller feindlichen und in beständigem Widerspruche mit ihm stehenden Stimmen die hohe dichterische Schönheit dieses edlen Schwanengesanges unseres Dichters freudig anerkannt. Was man dem Stücke auch neuerdings bei aller Bewunderung vorgeworfen hat, sind der epische Charakter der Handlung und die Feier eines Meuchelmordes als einer volksthümlichen Heldenthat. Börne hat das scharfe Wort gesprochen, einem Helden stehe es nicht an, sich hinter den Busch zu stellen und einen Meuchelmord zu begehn, nachdem schon Goethe im neunzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit Tells That für einen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord erklärt hatte.*)

*) Von Loeper äußert die haltlose Vermuthung, diese Aeußerung stamme aus Goethes Tagebuch von 1775, der schon damals diese That, die von Bodmer, Lavater, den Stolbergen und andern Dichtern gefeiert worden, anders angesehen habe. Vielmehr schwebt dem Dichter hierbei gerade die Bewunderung des Schweizerhelden vor, welche durch Schillers Drama bei den Deutschen so hoch gestiegen war. In der Schweiz verstand man darin so wenig Spaß, daß zwei Leute, die den Tell einen Henker und Todtschläger geschmäht hatten, dies widerrufen mußten.

Aber Tell selbst hält Geßlers Ermordung nur für eine That der Nothwehr, durch die er sein eigenes Leben und seine Familie rettet; und eine solche ist es im vollsten Sinne des Wortes, keine geheime Hinterlist, wenn auch Tell nur aus dem Hinterhalte an dem der ewigen Gerechtigkeit verfallenen Unterdrücker sich rächen kann. Jedes unverdorbene Gemüth freut sich der durch den schlichten, keines Unrechts fähigen Mann vollbrachten Rache, hält Tell für einen thatkräftigen Ehrenmann im vollen Sinne des Worts. Dieser soll kein heroischer Held sein, das Drama nur den gewaltsamen Umsturz ungerechter Unterdrückung durch die sittliche Kraft eines edlen Volkes darstellen, von dem Tell durch die Vorsehung bestimmt war, auf eigene Hand den schlimmsten Unterdrücker aus dem Wege zu räumen.*) Tell ist und bleibt ein unvergängliches, aus der reinen Tiefe der menschlichen Seele geschöpftes Lied der Macht edler, durch keine Gewalt zu unterdrückender Kraft eines mannhaften, sittlich ungebrochenen Volkes. Nur hüte man sich, in der Wahl dieses Stoffes eine nothwendige Steigerung von Schillers Dramen zu finden, der, als Verkünder der Freiheit, mit dieser Verklärung menschlicher Freiheit habe enden müssen. Es war nur ein glücklicher Zufall, der den Dichter auf diesen ihm und, wie ihm nicht entging, dem Zeitalter und dem deutschen Volke sympathischen Stoff führte, durch den er die deutschen Bühnen erschüttern zu können hoffen durfte, mag man auch in

---

Vgl. Müller Note 230 zu I, 18. Von Loeper weist darauf hin, daß schon 1770 in der allgemeinen deutschen Bibliothek die Frage aufgestellt und verneinend entschieden wurde: „Ist Tells unsittliche That eigentlich ein Muster zur Nachahmung?“ Vgl. meine Schrift „Goethes Maskenzüge“ S. 190 f.

*) In den „Noten und Abhandlungen“ zum Divan erklärte Goethe, diejenigen verdienten Verzeihung, wo nicht Lob, die der schrecklichen Erscheinung eines Despoten ein Ende gemacht.

diesem Zufall immer eine glückliche Fügung und, wenn man will, die Hand der im Leben des einzelnen wie der Völker waltenden Vorsehung erkennen. Die Schweiz hat Schillers Tell durch ein des Dichters würdiges Denkmal auf dem Rütli geehrt, uns Deutschen aber, denen er in der Zeit fremder Unterdrückung und der endlichen Befreiung vom Joche des übermüthigen Welteroberers das Herz mächtig gehoben hat, glänzt er als eine der schönsten Ausstrahlungen eines gewaltigen dramatischen Geistes in dem reichen Kranze von Schillers Dichtungen, die wir nicht würdiger ehren können, als dadurch, daß wir, fern von schwärmerischer Verzückung, wie sie in Palleskes trefflichem Schillerwerke zum Ausbruche kommt, ihn durch genauestes Verständniß uns ganz aneignen, da erst aus innigem Durchdringen eines Dichtwerkes wahre Würdigung entspringt, welche das künstlerische Verdienst erschließt, ohne der reinen Empfindung der dichterischen Weihe zu nahe zu treten.*)

*) Auffallend spät wurde Tell in die neuern Sprachen übersetzt, die ihn heute alle kennen. Der 1818 erschienenen französischen Uebersetzung von Merle d'Aubigné folgte im nächsten Jahre eine italienische. Einzelne Szenen Tells hatte Frau von Staël schon 1810 in ihrer höchst anerkennenden Beurtheilung des Stücks in der erst nach Napoleons Bezwingung frei gegebenen Schrift de l'Allemagne übersetzt gegeben.

II. Stoff.

In Tschudis treuherzigem, weit ausgesponnenem chronikmäßigen Berichte von der Befreiung der Waldstätte*) lag der Stoff des Dramas so vollständig vor, daß Schiller ihn nur künstlerisch zu gestalten und dramatisch zu beleben hatte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Eigenthümlichkeit der Schweizernatur und des Schweizervolkes so anschaulich hervortreten zu lassen, daß die ganze Handlung mit der vollen Kraft der Wirklichkeit uns anspreche. Die individuelle Wahrheit der geschichtlichen Ueberlieferung in der dramatischen Handlung auszuprägen hatte Schiller sich seit Wallenstein immer eifriger bestrebt, es auch an den eingehendsten Studien nicht fehlen lassen; bei seinem Tell bedurfte er dazu der genauesten Kenntniß der Schweizernatur, die er auf eine bei dem Mangel persönlicher Anschauung des Landes bewunderungswürdige Weise dargestellt hat. Wir hörten ihn oben gegen Iffland den Entschluß äußern, vor dem

*) So schreibt Schiller mit Recht (auch Waldstättensee), nicht Waldstädte; bei Tschudi und noch bei Johannes Müller fand er Waldstette. Den Namen hatten sie als Stätte (Orte) im Walde, Waldthäler. Tschudi und Müller brauchen von jedem einzelnen derselben Waldstatt. Den betreffenden Band von Büschings Erdbeschreibung (1782 und 1792) hat Schiller nicht benutzt.

Drucke des Stückes wegen der kleinen Besonderheiten nach der Schweiz zu reisen, worauf viel ankomme, wenn gewisse Nationalrücksichten zu beachten seien: aber einer solchen Reise bedurfte es nach der Vollendung der Dichtung nicht, da die örtliche Wahrheit ihm auf ganz unvergleichliche Weise gelungen war. Der Schweizer, welcher im Jahre 1805 in der Monatsschrift Isis in seiner beschränkten Weise manches streng tadelte, konnte doch die Wahrheit der Darstellung des schweizerischen Charakters in Sitte, Denkart und Sprache nicht genug bewundern. „Man begreift es kaum", bemerkte er, „wie ein Mann, der die Schweiz nie gesehen hatte, vermöge seines Genius sich die Denkart jedes einzelnen dieser Menschen individualisiren konnte, wie er ihre Sprache lernte und die Bilder theils aus dem häuslichen Leben, theils aus der politischen Verfassung entlehnte, deren sie sich bedienten." Aber Schiller hatte sich in seinen Tschudi mit der ganzen Empfänglichkeit eines Dichters versenkt, und daneben, wie wir sahen, zahlreiche Werke über die Schweiz genau durchgegangen, sogar Auszüge sich daraus gemacht. Nach Böttiger soll er selbst behauptet haben, die vertraute Bekanntschaft, die er in seiner Jugend mit Luthers Bibelübersetzung gemacht, habe ihm nicht allein für die Sprache, sondern auf für die Charakterzeichnung der mit den alten Hebräern ungefähr auf gleicher Bildungsstufe stehenden Schweizer unberechenbare Vortheile geboten — eine Aeußerung, auf die selbst dann wenig zu geben wäre, wenn sie Schiller einmal gethan haben sollte.*) Was die Treue

*) Ueber die Benutzung der homerischen Sprache im Tell gab die erste Zusammenstellung R. Peppmüller in dem Aufsatze „Zu den Quellen des schillerschen Wilhelm Tell" (in Gosches Archiv I, 461 ff.), wozu ein Nachtrag II, 544 ff. sich findet. Peppmüller geht in der Annahme von Benutzung homerischer Stellen zu

der örtlichen Schilderungen angeht, so darf nicht unbeachtet bleiben, daß Goethe nach seiner zweiten Schweizerreise den Freund mit seinem Plane eines epischen Tell in seiner hinreißenden Weise bekannt gemacht, wobei er jene „Felswände und gedrängten Zustände“ lebhaft schilderte, ja daß er wohl auch Einsicht von Goethes Tagebuch dieser Reise erhielt*), und die Besprechungen mit Goethe und dem geborenen Schweizer Meyer über die Dekorationen des Stückes ihn auf manche Eigenthümlichkeiten der dortigen Gebirgsnatur aufmerksam machen mußten.**) Auch seine Gattin, eine begeisterte Verehrerin der Schweiz, welche sie vor zwanzig Jahren besucht hatte, konnte ihm manchen einzelnen Zug zu dem großen Bilde der Oertlichkeit liefern.

Tschudis Erzählung beginnt mit dem Jahre 1304. „Als es die Waldstätte Uri, Schwyz***) und Unterwalden hart empfanden“, schreibt er (wir geben eine wortgetreue neudeutsche

---

weit, wie man auch sonst neuerdings bei Schiller vielfach Beziehungen auf Stellen von Lessing u. a. willkürlich ausgespürt hat.

*) Dies muß auch Wackernell in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ IX, 149 f. annehmen, der meint, niemand habe bisher daran gedacht.

**) Bei der Schilderung der Gotthardstraße und der Gegend am Vierwaldstättersee dürfte Schiller Goethes Schilderung gar viel verdanken. Wenn Palleske meint, bei Goethes Aeußerung gegen Eckermann vom 18. Januar 1827: „Was in Schillers Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles erzählt“, habe sich Eckermann wieder stark verhört, Goethe habe nichts statt alles gesagt so ist das entweder ein nicht treffender Witz oder eine leichtfertige Behauptung, da das unmittelbar darauf folgende: „aber er war ein so bewunderungswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte“, die Unmöglichkeit einer solchen Annahme zeigt.

***) Müller schrieb Schwytz, Schwytzer zur Unterscheidung von Schweiz, Schweizer (Note zu I, 15), Schiller Schweiz, doch steht schon im ersten Druck Schwytz. Tschudi hat Schwitz.

Landvögten viele bewaffnete Wartknechte [Diener] vom Könige zugetheilt, deren Verpflegung und Besoldung den Waldstätten zufiel. Der König befahl den Landvögten, auch bei den geringsten Vergehen mit aller Strenge gegen die Strafbaren zu verfahren, keine Gnade ergehn zu lassen und niemand zu schonen. Diese Landvögte waren grimm, rauh und unbarmherzig; das wußte der König, und deshalb hatte er sie dahin gesetzt. Sie begannen bald gegen biedere Leute streng und hart zu verfahren und allerlei Druck und Grimm gegen sie scharf anzuwenden, woran diese vorher nicht gewohnt gewesen waren. Sie führten auch sehr brave [dick fromme] Landleute wegen geringer Ursachen gefänglich aus den Waldstätten nach der Veste Küßnacht oder nach Luzern oder Zug in des Herzogs Land, und hielten sie dort lange in Gefangenschaft, was von Alters her bei keinem König erhört worden war. Sie wurden auch in des Herzogs Land zu Luzern und Zug auf den Wochenmärkten, wohin sie ihrer Bedürfnisse wegen gingen, mit mancherlei neuen Auflagen, wie Zölle, Abgaben und andere Forderungen, gesteigert und beschwert. Das mußten die guten Leute lange Zeit leiden und geschehen lassen; denn der König war so gewaltig und mächtig, daß sie sich ihm nicht widersetzen durften, und er und seine Söhne umgaben sie ganz mit ihren Landen, so daß sie sich fügen und schmiegen mußten bis zu gelegenerer Zeit. Ihre höchste Hoffnung war, Gott werde nicht immer den Uebermuth dieses Königs dulden und ihn bald von der Welt nehmen, sein Nachfolger werde sie schützen und alsdann die Fürsten von Oesterreich nicht mehr so gewaltig sein, wenn das Reich aus ihren Händen käme."

Unter dem Jahre 1305 berichtet Tschudi von der Beschwerde, welche die Lande Uri, Schwyz und Unterwalden über die Härte

und Ungerechtigkeit ihrer Landvögte beim König erhoben. Dieser verwies sie an seine Räthe, welche ihnen erwiderten: sie hätten durch ihr Verhalten sich die Ungnade des Königs zugezogen, da sie nicht wie die von Luzern, Glarus und andern Orten thun wollten; thäten sie dies später, so würde ihnen ohne Zweifel vom König und seinen Söhnen jede Gnade gewährt werden: jetzt sollten sie wieder heimziehen, da der König mit Geschäften überhäuft sei; sie selbst wollten zu gelegener Zeit diesem ihr Anliegen vorbringen. Nach der Rückkehr der Abgeordneten begannen die Vögte nur noch ärger zu wüthen.

Aus dem Beginne des Herbstes 1306 erzählt Tschudi folgende Geschichte. „Des Königs Amtmann auf der Veste Roßberg ritt eines Tages nach dem Kloster Engelberg. Als er am folgenden Tage von da zurückkehrt, findet er eines unbescholtenen Landmanns, des Konrad von Boumgarten [Baumgarten], der zu Alzellen wohnte [saß], Ehegemahl auf einer Wiese [Matten] arbeiten; denn Alzellen liegt unter dem Wald an der Straße von Stans [Stanz] nach Engelberg, nicht fern hinter dem Dorfe Wolfenschießen auf einer Höhe [Bühel]. Die Frau war wunderschön; ihre Schönheit entzündete den Amtmann zu böser Begierde. Er fragt sie, wo ihr Ehemann sei. Diese antwortet, er sei ausgegangen und nicht zu Hause. Darauf fragt er, wann er zurückkommen werde. Die Frau ahnte nichts Arges für ihre Person und daß es ihm um sie zu thun sei, sondern besorgte, ihr Ehemann habe etwas verbrochen, weshalb ihn der Amtmann strafen wolle, da er so genau fragte, wo er wäre. Da sie seinen grimmen Sinn kannte, erwiderte sie, er werde etliche Tage ausbleiben, sie wisse nicht, wie lange; sie wußte aber wohl, daß er im Walde sei und um Mittag heimkommen werde. Da der Amtmann dies

hörte, sprach er zu ihr: ‚Frau, ich will mit euch in euer Haus gehn; ich habe euch etwas zu sagen.' Die Frau erschrak darüber, durfte ihm aber nicht widersprechen, sondern ging mit ihm in ihr Haus. Da begehrte er, sie solle ihm ein Wasserbad bereiten; denn er sei vom Gehen schweißig und müde geworden. Die Frau begann nichts Gutes zu ahnen, verlangte in ihrem Herzen, daß ihr Ehegemahl bald zurückkehren möge, und bereitet [rüst] wider ihren Willen das Bad. Da nun begann er seinen schnöden Willen gegen diese auszulassen,-und versuchte [unterstund] es, sie zu nöthigen, mit ihm zu baden. Die Frau erschrak und es wurde ihr angst; denn sie sah wohl, daß der Amtmann ihr Gewalt anthun wolle. Sie bat Gott in ihrem Herzen, er möge ihre Ehre beschirmen und sie vor Schande bewahren. Da nun ersann sie eine List. Sie erwiderte freundlich dem Amtmann, als ob sie ihm willfahren wollte, und sagte, er solle seine Diener, deren er zwei bei sich hatte, weggehn lassen; denn sie wolle nicht zu ihm ins Bad, wenn diese im Hause wären. Da ließ der Amtmann die Diener weggehn. Die Frau hieß ihn, sich ins Bad setzen; sie wolle sich indessen in ihrer Kammer ausziehen, und dann sich zu ihm setzen. Das that der Amtmann. Die Frau aber ging still zur Hinterthür hinaus und wollte entfliehen. In diesem Augenblick kommt ihr Ehegemahl vom Walde ihr entgegen, dem sie weinend leise [mit Weinen und stillen Worten] klagt, was der Wütherich mit ihr habe treiben wollen, und wie er im Bad sitze. Der Biedermann sprach: ‚Gelobt sei Gott, meine fromme Hausfrau, daß er dich behütet hat, daß du deine Ehre gerettet hast! Ich will ihm das Bad gesegnen, daß er es keiner Frau mehr thut; denn es ist besser [wäger], ich setze mein Leben daran, als daß du, mein liebes Gemahl, entehrt

werdest.' Hiermit ging er schnell ins Haus und schlug den Amtmann mit der Axt an den Kopf, daß er auf den ersten Streich starb. Sofort entwich er nach Uri, wo er sich verborgen hielt, obgleich ihm nicht viel nachgestellt ward, weil der Amtmann solche Schandthat hatte vollbringen wollen."

Unter demselben Jahre 1306 gedenkt Tschudi auch des eben achtzehnjährigen Herzogs Johann [Hans] von Oesterreich, dem sein Oheim und Vormünder König Albrecht seine väterlichen und mütterlichen Erblande vorenthielt, während er seinen eigenen Söhnen viele Herrschaften übergab. „Als Johann seine Räthe deshalb an den König sandte, erhielten diese die Antwort, er sei noch seines Vetters gesetzmäßiger Vormund und habe die Verwaltung über seinen Leib, seine Güter, Leute und Land; wenn er in das Alter trete, daß er regieren könne, werde er thun, was er zu thun schuldig sei. Da der junge Herzog mit dieser Antwort übel zufrieden war, weil, wenn es für des Königs Söhne, deren einige jünger als er waren, die zur Regierung gebührende Zeit sei, es auch bei ihm der Fall sein müsse, und er deshalb seine Räthe dies oft beim Könige vorbringen ließ, bestand dieser auf seiner Antwort, und ward endlich zornig, so daß er ihnen verbot, der Sache weiter zu gedenken. Sie schlugen es dem Herzog ab, weiter sein Begehren beim König vorzubringen, da dieser sie in Verdacht hatte, sie reizten ihn auf."

Die Darstellung der Ereignisse des Jahres 1307 beginnt mit der Gewaltthat gegen Melchthal. „Es war ein braver Landmann in Unterwalden über dem Kernwald, der hieß Heinrich von Melchthal, und wohnte in diesem Thale, ein weiser, verständiger, ehrbarer, wohlhabender Mann und wohl geachtet unter den Landleuten, der immer darauf hielt, daß man bei den

Freiheiten des Landes bleibe und sich vom römischen Reiche nicht trennen lasse. Deshalb war ihm Beringer von Landenberg, der Landvogt von ganz Unterwalden, feind und gram. Dieser Melchthal hatte schöne Ochsen. Einer geringen Ursache wegen, weil sein Sohn Arnold von Melchthal etwas verbrochen haben und deshalb straffällig geworden sein sollte, dessen dieser aber nicht geständig war, und wenn es der Fall gewesen, so hätte er rechtlich nur 5 Schilling Strafe dafür zu zahlen gehabt, deshalb sandte der Vogt seinen Diener, daß er ihm das schönste Paar Ochsen nehme, und, wenn der alte Heinrich von Melchthal etwas dawider reden wolle, ihm sage, es sei des Landvogts Meinung, die Bauern sollten den Pflug selbst ziehen, und er solle damit die Ochsen nehmen und ihm bringen. Der Diener that, wie der Herr ihm befohlen hatte. Der gute Biedermann hatte es nicht gern, daß man ihm das Seine mit Gewalt nahm, und meinte, sein Sohn habe das nicht verschuldet, und wenn der Landvogt einen Anspruch an ihn hätte, so solle er es ihm rechtlich beweisen und ihn dann strafen: aber der Diener wollte die Ochsen haben, wie ihm befohlen war. Als er diese nun ausspannte [uffband], gerieth des Landmanns Sohn Arnold, ein junger Mensch, in Zorn, und schlug mit einem Stocke den Diener so stark auf die Hand, daß diesem gleich ein Finger brach. Sofort floh er aus dem Lande nach Uri, wo er sich bei einem Blutsverwandten lange Zeit verborgen hielt. In diesem Lande hielt sich auch Konrad von Alzellen heimlich auf. Der Diener befand sich wegen des Streichs übel und klagte es seinem Herrn, dem Landvogt. Dieser ließ im Jähzorn nach dem alten Vater des Jünglings aus dem Melchthal schicken und befahl, den letztern gefänglich einzuziehen. Als man aber diesen nicht fand, da er aus dem Land gegangen

war, kam der Vater. Der Landvogt fuhr den alten Mann mit rauhen Worten an, und verlangte, er solle ihm sogleich seinen Sohn Arnold stellen. Der gute Biedermann wußte selbst nicht, wo der Sohn war, und er merkte wohl, daß, wenn er zur Stelle wäre, es um sein Leben zu thun sei. Er antwortete, er wisse in Wahrheit nicht, wohin er gegangen; denn sofort sei er von Hause gelaufen, und habe ihm nicht angegeben, wohin er wolle. Da ließ der Landvogt dem alten Vater, der ein ehrbarer wohlbetagter Mann war, beide Augen ausstechen; denn der Knecht hatte in der Hitze angegeben, er solle gesagt haben, er nehme ihm das Seine unbillig. Dieser raubte ihm auch die Ochsen, und für die Lähmung des Fingers mußte er eine große Entschädigung geben. Wegen solcher ungebührlichen, tyrannischen Handlung erhob sich im Landvolk ein merklicher Unwille. Als der Sohn Arnold vernahm, wie es seinem braven Vater ergangen sei, klagte er es vertrauten Leuten in Uri, und hoffte dadurch die seinem Vater zugefügte Schmach zu rächen. Die Landleute hielten dem Landvogt vor, es sei ihnen widerwärtig, daß er mit den Ihrigen so streng verfahre. Dieser antwortete, er möge dies nicht; der König, dessen Diener er sei, wolle es so, und habe solches zu thun ihm befohlen."

Von Landenberg wendet sich die Chronik zu Geßler. „Zu derselben Zeit bedrängte der Geßler, Landvogt zu Uri und Schwyz, die Landleute daselbst nicht weniger als der von Landenberg die Unterwaldner, die Edlen wie die Unedlen; er behandelte sie streng und hart, und er beschloß eine Veste in Uri zu bauen, damit er und andere Landvögte nach ihm desto sicherer daselbst wohnen möchten, wenn Aufruhr entstehn sollte, und auch das Land leichter in Furcht und Gehorsam bleibe. Er ließ also Steine, Kalk,

Sand und Bauholz anf einen Hügel [Büheli] Solaturn bei Altorf, dem Hauptflecken, bringen und begann den Bau ins Werk zu setzen, und wenn man ihn fragte, wie die Veste heißen werde, sprach er: ‚Ihr Name wird sein Zwing Uri unter den Steg.'*) Das verdroß die edlen Landsassen und die gemeinen Landleute in Uri gar sehr und war ihnen ein Dorn im Auge. Wie sie nun wegen des Baues äußerst unwillig waren, und er das merkte, gerieth er in großen Zorn und drohte, sie so weich und zahm zu machen, daß man sie um einen Finger wickeln könne. Und er ließ um St. Jakobs Tag [den 25. Juli] zu Altorf am Platz bei den Linden, wo jedermann vorbeigehn mußte, eine Stange aufrichten und einen Hut darauf legen, sodann gebieten, daß jeder Einwohner des Landes bei Verlust seines Gutes und bei Leibesstrafe, wenn er vorübergehe, mit Neigen und Abnehmen der Kopfbedeckung [Paret abziehen] Ehre und Reverenz bezeige, als ob der König oder er an dessen Statt persönlich anwesend wäre; er hatte dabei am Tage stets einen Wächter und Hüter sitzen, um aufzupassen und die anzugeben, die das Gebot nicht befolgten. Er meinte sich hohen Ruhm zu erwerben, wenn er dieses thätige, tapfere, angesehene [hantlich, tapffer, nam-

---

*) Zwing Uri under die Stägen. Eine nähere Bezeichnung von Uri kann under die Stägen kaum sein; es muß wohl heißen sollen: „Zwinge Uri unter das Joch". Steg heißt alles, was festhält, wie Stag das den Mastbaum festhaltende Tau bezeichnet. Die Mauertrümmer auf einer Anhöhe in der Nähe von Amstäg an der Gotthardstraße hat man für Zwing Uri am Steg ausgegeben. Müller (Note 2c zu II, 1) vermuthet, der Berg unter dem Orte am Stäg habe Solenthurn (Etterlin sagt „auf dem Bühel bei Sohlenthurn") geheißen. Nach andern sollen sich Spuren jenes Zwing Uri noch auf der Höhe bei Altorf, auf welcher das Kapuzinerkloster liegt, bis zum Brande von 1799 erhalten haben, wovon aber Müller nichts weiß.

hafft] Volk, das bisher bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren in hoher Achtung gestanden und sich nie von jemand habe zwingen lassen, auf das äußerste unterdrücke. Dieser große Uebermuth drückte die Landleute noch schlimmer als der Bau des Schlosses, doch durften sie sich nicht widersetzen wegen der offenbar großen Ungnade und der gewaltigen Macht des Königs, bei dem sie Gnade zu finden nicht hoffen konnten."

Hieran knüpft sich unmittelbar die Schließung des Bundes in Folge der Behandlung Stauffachers. „In denselben Tagen fügte es sich, daß der Landvogt Geßler, als er von Uri nach Küßnacht auf seine Burg sich begeben wollte, durch das Land zu Schwyz ritt, worüber er auch Landvogt war. Nun wohnte zu Steinen in Schwyz ein weiser, ehrbarer Mann von altem Adel [Wapens genossen Geschlecht], Werner [Wernherr] von Stauffach [Stouffach] genannt, Sohn des seligen Rudolf von Stauffach, weiland Landammann zu Schwyz. Dieser Werner hatte zu Steinen diesseit der Brücke ein neues, schönes Haus gebaut. Wie nun der Landvogt an dieses Haus kam, und ihn der Stauffacher, der vor dem Hause stand, als seinen Herrn freundlich empfing und bewillkommete, fragte ihn der Landvogt, wessen das Haus sei. Er wußte dieses wohl; denn er hatte einmal gegen einen andern gedroht, er wolle ihm das Haus nehmen. Der Stauffacher merkte wohl, daß er ihn nicht in guter Absicht frage; denn er wußte, daß er ihm gram war, weil er immer dawider wirkte, daß man sich an die Fürsten von Oesterreich ergebe, und wollte, daß man beim römischen Reiche und bei den alten Freiheiten bleibe; denn dieser Stauffacher hatte viel Anhang und stand in hohem Ansehen bei den Landleuten. Deshalb gab er dem Landvogt zur Antwort: ‚Herr, das Haus ist meines Herrn des

Königs und eures, und mein Leben.' Der Landvogt sprach: ‚Ich bin an meines Herrn des Königs Statt Regent im Land. Ich will nicht, daß Bauern Häuser bauen ohne meine Einwilligung, will auch nicht, daß ihr also frei lebt, als ob ihr selbst Herren wäret. Ich werde suchen, es euch zu wehren.' Hiermit ritt er vorwärts. Diese Rede drückte den Stauffacher sehr, und er nahm sie sich zu Herzen. Nun war er ein vernünftiger, verständiger Mann, hatte auch eine weise, kluge [sinnriche] Frau, die wohl an ihm merkte, daß er betrübt war, und ihm etwas schwer auf der Seele lag, das er ihr doch nicht eröffnete. Nun hätte sie gern gewußt, was ihn bekümmere [im gebrest], und sie fing so oft davon an, daß er ihr mittheilte, was der Landvogt zu ihm geredet, und er versah sich von ihm nichts anderes, als daß er ihm einmal sein Haus, Herberg, Hab' und Gut nehmen werde. Da sie das vernahm, sprach sie: ‚Mein lieber Ehewirth, du weißt, daß sich mancher brave Landmann in unserm Lande ob des Landvogts Wütherei beklagt. So zweifle ich nicht, daß das tyrannische Joch viele biedere Landleute auch in Uri und Unterwalden drückt, wie man ja täglich hört, daß sie ihre Noth klagen. Darum wäre es gut und nöthig, daß etliche von euch, die einander vertrauen dürften, heimlich mit einander zu Rathe gingen und darüber nachdächten [zesammen giengind, und Nachgedencken hättind], wie ihr von der übermüthigen Gewalt abkommen möchtet, und sich einander beizustehen und bei der Gerechtigkeit zu schirmen versprächen. So würde euch Gott ohne Zweifel nicht verlassen und euch helfen die Unbilligkeit zu dämmen, so wir ihn von Herzen anrufen.' Sie fragte ihn darauf, ob er in den Landen Uri und Unterwalden mit jemand besondere Bekanntschaft habe, dem er vertrauen, seine Noth klagen und mit

dem er von diesen Dingen sich unterreden dürfe. Er antwortete: ‚Ja, ich kenne allda vornehme Herrnleute, die mir besonders zugethan [geheim] sind, denen ich wohl vertrauen dürfte.' Demnach dachte Stauffacher bei sich, der Rath der Frau möchte nicht übel sein; er folgte ihr, fuhr nach Uri und horchte dort etliche Tage still auf, wie der gemeine Mann gesinnt sei. Da hörte er von vielen vertrauten Ehrenmännern große Klage und Unwillen wider den Landvogt wegen des Baues der Veste, die er Zwing nennen wolle, und besonders des Hutes wegen, dem man Reverenz erzeigen müsse, und merkte, daß das gesammte Landvolk, Edle wie Unedle, unzufrieden [undultig] und dem Landvogt feind seien, doch es öffentlich nicht merken lassen, noch etwas Thätliches gegen ihn vornehmen dürften; denn keiner wisse, was er im Falle der Noth am andern für Rückhalt [Rucken] und Beistand habe, da man deshalb einander heimlich nicht erforsche, und des Königs entsetzlich große Macht und Ungnade gegen sie ihnen großen Schrecken einflöße. Nun war der Stauffacher froh, daß er allda den großen Unwillen gegen den Landvogt fand, da er dachte, die Sache werde desto besser zu machen sein; er vertraute aber diesmal sein Anliegen allein einem angesehenen Ehrenmann von Uri, Walther Fürst genannt, berichtete, was ihm der Landvogt seines Hauses wegen vorgeworfen habe, sagte ihm auch dabei, wie er durch den Rath seines Ehegemahls bewogen worden, ihm als seinem Vertrauten dies zu klagen und mit ihm darüber Rath zu pflegen, ob es gut und nöthig sei, solcher tyrannischen Gewalt sich zu widersetzen, sich heimlich zusammen zu verbinden und sich um Helfer zu bewerben. Der Landmann von Uri lobte den Rath der Frau und erbot sich seines Theils ihm zur Ausführung dieses Anschlags mitzuhelfen. Er sprach

ihm auch von Arnold von Melchthal aus Unterwalden, der dem Diener des Landvogts einen Finger zerschlagen habe, daß er sich deshalb noch bei ihnen verberge, aber oft heimlich zu den Seinigen nach Unterwalden gehe; er sei ein tüchtiger [tapfferer], verständiger Mann, obgleich noch jung, habe auch große Blutsverwandtschaft in seinem Lande, und sei ihm wohl zu trauen; denn er werde seiner Geschicklichkeit wegen in dieser Sache besonders gute Dienste leisten. Also ward auch er berufen, und wurden also diese drei Männer, Walther Fürst von Uri, Werner von Stauffach von Schwyz und Arnold von Melchthal von Unterwalden, darin eins, daß sie Gott zu Hülfe nehmen und versuchen wollten, sich dieser Sache zu unterziehen [underwinden]. Darauf schworen sie zusammen einen Eid zu Gott und den Heiligen, und wurde folgendes zwischen ihnen verabredet. Jeder solle in seinem Lande an seine Blutsverwandten und andere vertraute Leute heimlich wegen Hülfe und Beistand sich wenden, sie an sich ziehen und sie in ihr Bündniß und eidliches Gelübde bringen, daß sie behülflich seien, ihre alte Freiheit wieder zu erobern und die tyrannischen Landvögte und die übermüthige Herrschaft zu vertreiben, einander bei Recht und Gericht zu schirmen und daran Leib und Leben zu setzen. Doch nichtsdestoweniger solle jegliches Land dem heiligen römischen Reiche unterthänig sein, auch jeder seine besondere Pflicht, woran er gebunden sei, üben, den Gotteshäusern oder Herren, Edlen und Unedlen und andern Inländischen und Ausländischen wie von Altersher gebührende Pflicht und Dienst leisten, sofern diese sie nicht ihrer Freiheiten zu berauben und sie widerrechtlich zu bedrängen sich vorsetzten. Dieses ward jedem, der in den Bund trat, eröffnet; denn sie begehrten nicht jemand, sei er geistlich oder weltlich, des Seinen, das ihm nach Recht und Gewohnheit zugehöre,

zu berauben, sondern allein sich gegen böse Gewalt zu schirmen und ihre alte Freiheit zu bewahren. Es ward auch verabredet, falls etwas vorfallen sollte, was eine Unterredung nöthig mache, sich einander zu berufen und Nachts vor dem Mytenstein, der in den See sich erstreckt, unter dem Seelisberg [Sewlisberg] an einem Orte, im Rüdlin*) genannt, zusammenzukommen und, wenn Gottes Gnade es verleihe, daß sich ihre Gesellschaft vermehre, möchte jeder von ihnen zwei, drei oder mehrere, die weise und behutsam seien, auch den Bund beschworen hätten, in das Rüdlin bringen. Auch ward verabredet, daß sie die Sache bei ihrem Eide bis zu der Zeit geheim halten sollten, wo sie ihren Bund in allen drei Waldstätten zugleich gemeinsam offenbar machen wollten, daß auch niemand und kein Land für sich selbst ohne einhelligen Willen und Berathschlagung der Bundesgenossen aller drei Lande etwas anfangen und vornehmen solle, sondern sie alles, was ihnen begegne, leiden wollten, bis sie mit Gottes Hülfe sich wohl gestärkt und einen gemeinsamen Beschluß gefaßt hätten, wann, wie und zu welcher Zeit sie die Sache in allen drei Landen zugleich und auf einen Tag angreifen wollten, damit nicht durch das Beginnen einzelner Leute oder eines einzigen Landes die andern Lande zu kurz kommen möchten. Also ward das oben erwähnte Bündniß von den gedachten drei tüchtigen Männern im Lande Uri zuerst geschlossen, wovon die Eidgenossenschaft entsprungen und das Land Helvetia, jetzt Schwyzerland genannt, seinen uralten Stand und seine Freiheit wieder erhalten hat. Und so fuhr der Stauffacher

---

*) Das Rütli nahm Schiller aus Müller, der daneben auch die Form Grütli anführt, mit dem Zusatz „novale, wo Gestrüpp oder Waldung ausgereutet worden". Weiter unten hat Tschudi Rütlin. In Deutschland finden sich die entsprechenden Namen Roda, Röttchen.

sogleich wieder heim nach Schwyz, und Erni von Melchthal und Konrad von Baumgarten aus Alzellen, der sofort auch den Bund beschwor, gingen heimlich nach Unterwalden; dort wirkte der eine über dem Walde, der andere unter dem Walde, und schuf jeder in seinem Lande, so viel er vermochte, und geschah dies alles im Herbst."

Darauf gedenkt Tschudi der Stellung des Adels. „Der Adel von Uri, nämlich die Freiherren von Attinghausen [Attinghußen] sammt den Edelknechten von Silinen, von Seedorf, die Meier von Bürgeln [Burglen] u. a., auch die Edelknechte in Unterwalden, die von Rudenz [Rudentz], von Humwill, die Meier von Sarnen und von Stanz, von Winkelried [Winckelriet], von Wolfenschießen, (ausgenommen allein der Amtmann auf Roßberg, der zu Alzellen erschlagen ward) und andere waren ebenso unzufrieden wegen der Herrschaft und der Tyrannei der Landvögte wie die andern Landleute. Sie waren auch dem König und den Vögten in gleichem Maße verhaßt, weil sie es mit den Landleuten hielten und sich auch nicht der Herrschaft Oesterreichs unterwürfig machen, sondern bei dem römischen Reiche und des Landes Freiheiten als freie Leute bleiben wollten, wie ihre Vorfahren. Die Landleute und sie waren ganz eins; wenn einer der Landleute ihnen etwas zu thun pflichtig war, so ward es ihnen richtig geleistet, und an ihren Herrlichkeiten und Rechten nichts gemindert. Sie übten auch auf die Landleute keinen Druck, sondern thaten ihnen viel Gutes, waren ihnen treu und hold. Das verdroß den König und seine Söhne, die Herzoge von Oesterreich, und auch die Landvögte sehr; denn die meinten, sie sollten doch vor andern zu bewegen gewesen sein, sich der österreichischen Herrschaft zu untergeben, wie viele andere Grafen,

Herren und Edelknechte in den obern Landen gethan, und sollten lieber einem fürstlichen Helden als den Bauern anhangen und sie zu Mitherren haben. Sie wurden auch von der Herrschaft verschmäht und verachtet, und ihnen vorgeworfen, sie seien ein Bauernadel und gehörten in die Bauernzunft. Auch geschah ihnen viel zum Trotz, also daß Herr Werner, Freiherr von Attinghausen, derzeit Landammann zu Uri, manchmal öffentlich zu den Landleuten sagte, man werde die übermüthige Gewalt nicht lange dulden mögen."

Hierauf wird wieder des in seinem zwanzigsten Jahre stehenden Herzogs Johann gedacht, der, als er selbst einst den König, mit dem er über Feld ritt, aufgefordert, ihm sein väterlich und mütterlich Erbland oder einen Theil desselben zur Regierung zu übergeben, zur Antwort erhalten habe: „Vetter, wie seid ihr so begierig zu regieren? Ihr seid dazu noch zu jung." Nach diesen Worten ritt er auf einen Strauch zu, brach einen Ast ab, machte ein Kränzchen daraus, und setzte es ihm aufs Haupt, indem er sprach: „Das sollte euch mehr Freude machen als Land und Leute zu regieren." „Diese Rede ging dem jungen Herzog sehr zu Herzen", bemerkt Tschudi, „und es schmerzte ihn, daß der König seine Söhne regieren ließ, sogar über seine Erblande. Weinend klagte er es seinen Räthen, und verlangte, daß sie gelobten, diese Schmach am Könige rächen zu helfen. Dieser König Albrecht war ein harter, hinterhaltiger Mann, und mancher glaubte, er sei bedacht, dem jungen Herzog seine Erblande zu entziehen, diese an seine Kinder, deren er viele hatte, zu bringen, und ihn zu einem Bischof oder Erzbischof zu machen."

Jetzt erst kommt die Erzählung auf den Bund zurück. „Man tagte manchmal Nachts im genannten Rütlin neben dem Myten=

stein am Urnersee, wo etwa zwanzig oder dreißig zusammenkamen. Man förderte und betrieb die Angelegenheit auf das ernstlichste; denn man besorgte, daß, wenn man lange säumte, es ausbrechen würde, ehe man einen gemeinsamen Plan gefaßt habe, was ihnen zum großen Nachtheil gereichen würde. Deshalb ward endlich ein Tag angesetzt, an welchem jeder der drei Eidgenossen neun oder zehn der weisesten und anschlägigsten Männer in das Rütli bringen solle, um endlich zu berathen und zu beschließen, zu welcher Zeit man die Sache angreifen wolle. Die nächtliche Tagsatzung ward am Mittwoch vor St. Martinstag (dem 11. November) gehalten. Nun hätten die von Uri und Schwyz gern sofort die Sache gefördert; das war aber denen von Unterwalden nicht gelegen wegen der zwei starken Besten in ihrem Lande, Sarnen und Roßberg; denn sie besorgten, daß diese nicht so rasch zu erobern seien, und wollte man sie durch Belagerung zu gewinnen suchen, so werde es nicht ohne viel Mühe und Kosten geschehn. Auch würde der König vielleicht mit Macht versuchen, sie zu entsetzen (entschütten): dann müßten sie ihr Land schützen und sich auch vor den Besten innerhalb des Landes sichern; sollten dann die Besten nicht erobert und zerstört werden, so würden sie nimmer davor Ruhe haben. Wolle man aber bis zum Neujahrstag des folgenden Jahres 1308 warten, wobei es sich nur um acht Wochen handle, so pflege man zu dieser Zeit die Neujahrsgeschenke nach dem Schlosse Sarnen zu bringen, und sie wollten dann diese Burg einnehmen und Anordnungen treffen, daß gleichzeitig auch die Beste Roßberg erobert werde. An diesem Tage solle man in allen drei Waldstätten aufstehn und auf einmal und zugleich die tyrannischen Vögte und die Diener Herrschaft vertreiben. Dieser Anschlag gefiel ihnen allen, und

wurde also beschlossen, bei diesem Rathschlage insgeheim zu bleiben und keinen andern, falls nicht eine Hauptnoth eintrete, zu fassen; jedermann solle inzwischen leiden, was zu leiden möglich sei, und sich still halten, daß man keinen Argwohn schöpfe. Auch ward verabredet, alsdann weder den Vögten, noch ihren Reisigen und Knechten und ihrem Hausgesinde an ihrem Leben Schaden zuzufügen, sondern sie mit den Ihren aus dem Land zu schicken, es sei denn, daß einer sich mit Gewalt zur Wehr setzte. Dies that man, damit der König um so weniger zu klagen habe, daß sie die Seinen umgebracht hätten."

Daran schließt sich die Geschichte von Wilhelm Tell. „Darauf, am Sonntag Othmari [Othmar fällt auf den 16. November], am 18. des Wintermonats, ging ein redlicher, braver Mann von Uri, Wilhelm Tell genannt, der auch insgeheim im Bunde war, zu Altorf einigemal an dem aufgesteckten Hute vorbei, ohne ihm seine Reverenz zu bezeigen, wie der Landvogt Geßler geboten hatte. Dies ward dem Landvogt angezeigt. Am andern Tage, Montags, bescheidet er den Tell zu sich und fragt ihn trotzig, warum er seinen Geboten keinen Gehorsam leiste und dem König, auch ihm zur Verachtung dem Hute keine Reverenz bezeigt habe. Der Tell gab zur Antwort: ‚Lieber Herr, es ist ohne Absicht und nicht aus Verachtung geschehen. Verzeihen Sie mir! Wär' ich witzig, so hieß' ich nicht der Tell [Einfältige]. Bitte um Gnade; es soll nicht mehr geschehen.' Nun war der Tell ein guter Armbrustschütze, daß man ihn kaum besser fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Nach diesen schickte der Landvogt und sprach: ‚Tell, welches unter den Kindern ist dir das liebste?' Der Tell antwortete: ‚Herr, sie sind mir alle gleich lieb.' Da sprach der Landvogt: ‚Wohlan, Tell! Du bist ein guter, be-

vast wol] auf dem Wasser. Da sprach einer der Diener zum Landvogt: ‚Herr, Ihr seht Eure und unsere Noth, und die Lebensgefahr, worin wir uns befinden, und daß die Schiffsmeister erschrocken und des Fahrens nicht wohl kundig [bericht, das Schiller aufnahm]; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl fahren. Man sollt' ihn jetzt in der Noth brauchen.' Der Landvogt war wegen der Wassernoth gar erschrocken [erkluppft], und sprach zum Tell: ‚Wenn du dich getraust, uns aus dieser Gefahr zu retten, so wollt' ich dich deiner Bande entledigen.' Der Tell gab zur Antwort: ‚Ja, Herr, ich getraue mir uns mit Gottes Hülfe wohl von dannen [hiedannen, auch bei Schiller] zu helfen.' Also ward er frei gemacht [uffgebunden], stellte sich an das Steuerruder und fuhr geschickt [redlich]*) dahin, doch lugte er immer auf das Schießzeug, das zunächst bei ihm lag, und auf eine zum Hinausspringen vortheilhafte Stelle [Vortheil]. Und wie er kam zu einer Platte, die seither den Namen Tellsplatte behalten, und ein Kapellchen [heilig Hüßlin] ist daneben gebaut, däuchte ihm, daß er daselbst wohl hinausspringen und entrinnen möchte. Da schrie er den Knechten zu, daß sie tüchtig ruderten [hantlich zugind]**), bis man über diese Platte hinauskäme [für dieselb Blatten käme]***), wo sie das Schlimmste überstanden hätten. Und als er an [nebent] die Platte kam, drückte er den hintern Gransen mit Macht, wie er denn ein starker Mann war, an die Platte, erwischte sein Schießzeug, sprang hinaus auf die Platte, stieß das Schiff mit Gewalt von

*) Schiller, der es irrig nach neuerm Sprachgebrauche verstand, behielt es bei.

**) Schiller irrte hier; er leitete zugind (zogen, ruderten) von zugehn ab.

***) Vor. Schiller faßte es als gegenüber.

sich, und ließ sie auf dem See schweben und schwanken. Der Tell aber lief den Berg hinauf nördlich [Bergs und Schattens halb] (denn noch war kein Schnee gefallen) über Morsach hinaus durch das Land Schwyz bis auf die Höhe an der Landstraße zwischen Arth [Art] und Küßnacht, wo eine hohle Gasse ist und Gesträuch oberhalb derselben. Darin lag er verborgen; denn er wußte, daß der Landvogt allda vorbeireiten werde nach Küßnacht zu seiner Burg. Der Landvogt und seine Diener kamen mit großer Noth und Mühe auf dem See bis Brunnen, ritten dann durch das Land Schwyz, und wie sie der genannten hohlen Gasse nahe kamen, hörte er allerlei Anschläge des Landvogts gegen ihn; er aber hatte seine Armbrust gespannt und durchschoß den Landvogt mit einem Pfeil, daß er vom Rosse fiel und zur Stunde todt war. Hierauf lief der Tell behend wieder zurück; es war schon spät. Bei anbrechender Nacht zeigte er im Vorbeigehen dem Stauffacher zu Steinen die ganze Sache an, wie sie sich zugetragen hatte, zog Nachts vorwärts nach Brunnen, wo er von einem, der auch heimlich im Bunde war, eilends in einem Schifflein nach Uri gebracht wurde, wo er auch in der Nacht ankam, da zu jener Zeit die Nacht am längsten ist. Er hielt sich verborgen, doch berichtete er sofort dem Walther Fürst und andern Bundesgenossen, daß er den Landvogt erschossen. Dies ward auch den Eidgenossen von Unterwalden heimlich kund gethan. An dem Ort oberhalb der hohlen Gasse, wo Wilhelm Tell den Landvogt erschoß, ist später ein Kapellchen erbaut worden, das noch dasteht. Die Herrschaft that auch damals nichts zur Sache, weil der König derzeit in Niederösterreich war und auf seine Zeit wartete, einen neuen Landvogt zu ernennen."

Hiermit endet das Jahr 1307. „Als der Neujahrstag der

Beschneidung Christi unseres Herrn gekommen", fährt Tschudi fort, „hatten die von Unterwalden, die den Bund beschworen, vorab erwogen, wie sie die Vesten Sarnen und Roßberg, die gar stark waren, erobern wollten. Auf der Veste Roßberg, die unter dem Kernwald zwischen Stanz und Oedweil auf einem hohen Berge gelegen ist, war eine Dienstmagd, die Buhle eines Gesellen von Stanz, der sich auch im Bunde befand. Dieser verabredete mit ihr, er wolle in der Neujahrsnacht zu ihr auf die Buhlschaft kommen, und sie solle ihn an einem Seile zu einem Fensterloche, das er ihr zeigte, in das Schloß hereinziehen. Diese freute sich des Anschlags; denn sie war dem Gesellen hold. Als die Nacht nun gekommen war, nahm er heimlich zwanzig Bundsgenossen mit sich; diese stellten sich insgeheim an die Schloßmauer, daß die Magd sie nicht sehn konnte. Die Magd band das Seil an einen Pfeiler im Fenster und ließ es auf den Boden herab. Der Geselle zog sich selbst daran in das Schloß, ging dann mit der Magd in ihre Kammer, um mit ihr zu kosen ein oder zwei Stunden. Mittlerweile kam einer nach dem andern von den Bundsgenossen an dem Seile herauf, bis sie alle im Schlosse waren. Behend nahmen sie den Amtmann und vier seiner Schloßknechte gefangen sammt dem Hausgesind, hielten sie im Schlosse fest und ließen bis zum Nachmittag keinen Menschen zum Schloßthor hinaus, damit keine Kunde davon ins Land dringe, bis auch die Veste Sarnen erobert wäre. Doch schickten sie, nachdem sie das Schloß genommen hatten, zur Stunde heimlich einen nach Stanz, um einigen Bundesgenossen anzuzeigen, daß Roßberg in ihrer Gewalt sei, damit sie dies schnell den Eidgenossen über dem Wald heimlich kund thun möchten. Nun hatte der Landvogt von Landenberg, der im Schlosse Sarnen

über dem Wald wohnte, das Volk durch Zwang gewöhnt, daß sie ihm zu Neujahr Geschenke brachten, ein paar Hühner oder einen Kapaun oder einen Hasen oder eine Ziege oder ein Lamm oder ein Kalb oder etwas anders, wie es einer hatte; dieses mußten sie aufs Schloß tragen. Also hatten an fünfzig von denen, die im Bunde waren, einen Anschlag gemacht, daß ihrer dreißig wohlbewaffnet vor Tagesanbruch unterhalb der Mühle im Erlenwald sich versteckten; die andern sollten sich Stecken verschaffen und sie zurichten, daß eine Eisenspitze daran ginge; jeder sollte eine solche Eisenspitze auf der Brust tragen und die Neujahrsgeschenke ins Schloß bringen; denn man ließ dort keine Waffe hereinkommen. Wenn sie aber alle drinnen seien, sollte einer vorn auf dem Hügel ein Horn blasen, sodann die zwanzig die Eisenspitzen schnell an die Stäbe stecken und mit Gewalt das Thor offen zu halten suchen, die im Erlenwalde aber, sobald sie das Horn hörten, eilends zum Burgthor den Ihrigen zu Hülfe laufen. Als nun die zwanzig mit ihren Geschenken zur Burg kamen, ging der Landvogt mit zwei Leuten zur Kirche; denn es war morgens um die Zeit des Kirchganges. Als er sah, daß alle unbewaffnet waren, entsetzte er sich nicht vor ihnen; die Geschenke freuten ihn; er hieß sie ins Schloß tragen, und begab sich zur Kirche. Bald darauf ward das Horn geblasen und das Schloß auf die angegebene Art erobert, die Schloßknechte und alles Hausgesinde gefangen genommen, aller Hausrath herausgeschafft, und die Burg bis auf den Grund geschleift. Gleichergestalt ward auch Roßberg zerstört. Als der Landvogt mit seinen Dienern in der Kirche dies vernahm, wollten sie über die Berge fliehen; da aber der Schnee sie hinderte, flohen sie an dem Gebirge hin über Alpnach nach Luzern. Man sah sie wohl, ließ

sie aber, wie verabredet, ungefährdet hinziehen. Auch die gefangenen Schloßknechte und das Hausgesinde von Sarnen und Roßberg ließ man ruhig hinziehen und ihnen das Ihre nachfolgen; man that ihnen kein Leid weder an Leben noch an Gut, nur daß sie aus dem Lande mußten. Sobald dieses geschehen war, schworen alle Landleute, edel und unedel, jung und alt, über und unter dem Kernwald zusammen, wider die tyrannischen Herrschaften einander zu helfen und zu rathen. Zu derselben Zeit befreiten auch die von Uri ihr Land und zerstörten die angefangene Veste, die der Wütherich Geßler Zwing Uri unter die Stegen genannt haben wollte, und schwor männiglich zusammen, Edle und Unedle, einander zu helfen und zu schirmen. In gleicher Weise ging es auch zu Schwyz; dort zerstörten Werner von Stauffacher und seine Bundesleute die Burg Lowerz [Lowers] im lowerzer [Lower-]See; sie war nicht befestigt und auch nicht besetzt; denn sie war verfallen [abgende]; man hatte sie nur als Gefängniß für Verbrecher gebraucht, die in peinlicher Untersuchung sich befanden und auf Tod und Leben angeklagt waren. Man schwor allda zusammen. Das geschah alles an einem Tage, am Neujahrstage 1308, einem Montage, wie man vorher festgesetzt hatte. Den folgenden Sonntag schickte jedes Land an die andern seine ehrbaren Boten, und schworen sie zusammen einen Bund auf zehn Jahre, einander zu helfen und zu schirmen, mit allen den Punkten, wie anfangs Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal von Unterwalden geschworen hatten."

Endlich kommt Tschudi auf König Albrechts Verhalten und dessen gewaltsames Ende. „Der römische König Albrecht war derzeit nicht im Lande; als er aber nachher wieder ins Land

kam und vernahm, wie die drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden seine Landvögte und die Diener vertrieben und seine Schlösser, über die er geherrscht hatte, zerstört, dachte er dies mit einem gewaltigen Heerzuge an ihnen zu rächen. Wie nun der König Albrecht zu Baden in Aargau war, auch Ritter und Knechte täglich von und zu ihm gingen, kam am 28. April ein dem Könige wohlbekannter Ritter zu Fuß zu ihm. Der König fragte ihn, was er Neues bringe. Der Ritter sprach: ‚Herr, nichts anders als daß mir, da ich hinüberreiten wollte, ein Schwarm Hornisse begegnete und so stark mich stach, daß ich vom Rosse steigen, ihm den Sattel abnehmen und mir aufs Haupt legen mußte, mich zu schirmen. Mit genauer Noth bin ich ihnen entgangen, der ganze Schwarm aber machte sich an mein Roß, stach und peinigte es, bis es todt auf dem Felde liegen blieb. So habe ich den Weg hierher zu Fuß machen müssen.‘ Der König verwunderte sich darüber gewaltig und sprach: ‚Das ist etwas Unerhörtes und bedeutet nichts Gutes.‘“

Nachdem Tschudi dann der Furcht des jungen Herzogs Johann gedacht, König Albrecht, der bisher alle seine Vorstellungen, ihm seine Erblande zu übergeben, abgewiesen, wolle diese seinen Söhnen zuwenden, fährt er fort: „Also wandte er sich am erwähnten Maiabend*) wieder an den König: er möge ihm sein väterlich und mütterlich Erbe an Land und Leuten, das ihm gehöre, zustellen; er begehre fürderhin selbst zu regieren. Der König gab ihm zur Antwort: ‚Es kommt dazu wohl die Zeit‘, und er theilte ihm keinen andern Bescheid. Diese Rede und hochmüthige Antwort that dem Herzog Johann wehe, und er klagte

*) Oben Z. 6 war der 28. April genannt; hier ist der Vorabend des ersten Mai, des Maitages, gemeint.

es weinend seinen Räthen, Rudolf Freiherrn von Wart, Walther Freiherrn von Eschenbach, Rudolf Freiherrn von Palm, Konrad Ritter von Tegerfelden, und etlichen Vertrauten, und erinnerte sie an ihre Eide, die sie ihm geleistet, daß sie ihm nunmehr behülflich seien, wie sie ihm im vorigen Jahre versprochen; denn er wolle sich am Könige bei nächster Gelegenheit rächen. Des andern Morgens am Maitag, auf Philippi und Jakobi, ritt der König aus Baden, um sein Ehegemahl, die Königin Elsbeth, die er zu Rheinfelden gelassen hatte, zu besuchen und dann sein Heer, das noch vor Fürstenstein lag, zu mustern. Als er zu Windisch an die Fähre kam, hatte sich Herzog Johann von Oesterreich, sein Vetter, und die vier Erwähnten, Wart, Eschibach*), Palm und Tegerfelden, mit Fleiß zusammengehalten, daß sie zuerst mit dem Könige über das Wasser der Reuß fuhren; alles andere Gesinde kam langsam nach. Und wie der König durch das Saatfeld zwischen Windisch und Brugg**) ritt und mit Herrn Ritter Walther von Casteln sprach und sich nichts Arges versah, ward er von seinem Vetter Herzog Johann und seinen Helfershelfern angerannt. Herzog Johann stach den König in die Gurgel und sprach: ‚Du Hund, jetzt will ich dir die Schmach lohnen, die du mir erwiesen, und sehn, ob mir mein väterlich Erbe zu Theil werden möge.' Herr Walther von Eschenbach zerspaltete dem Könige das Haupt, und Herr Rudolf von Palm stach sein Schwert durch den König. Der Ritter von Casteln erschrak ob der unversehenen That und floh nach Brugg. Also kam der König seines großen Geizes und seiner Kargheit wegen ums Leben,

*) So nennt ihn Tschudi nur hier.

**) Brugk bei Tschudi und Müller. Schiller bedient sich der bei Fäsi gefundenen Form Bruck.

daß er auf seinem erblichen Eigenthum im Gebiete seines Erbstamms und Namens, in der Grafschaft Habsburg, in und auf dem Seinen von den Seinen erschlagen ward. Und es war von ungefähr, als die That geschah, eine arme gemeine Dirne zugegen; diese nahm den König, als er vom Rosse fiel, in ihre Arme auf, und er verschied in ihrem Schoß. Wie nun Herzog Johann und die Herren, seine Helfershelfer, die That vollbracht hatten, flohen sie alle davon, ein jeder wohin er mochte.... Herzog Johann ritt auf verborgenen Wegen durch das zuger Gebiet und kam Nachts heimlich in das Kloster Einsiedeln, wo ihn niemand kannte, und blieb etliche Tage allda verborgen.... Als König Albrecht erschlagen war, gab es allenthalben arge Unruhe [ein wilden Rumor]; es erschrak das ganze Land, man fürchtete großen Streit [Unfrid], und doch blieb das Land mehr in Frieden, als man gemeint hatte, und fast besser als zuvor. Doch als nachher des Königs Söhne vom folgenden König Heinrich ein Urtheil wider die Thäter und alle, die ihnen Aufenthalt [Unterhalt] gegeben, erlangt hatten, mußten viele Unschuldige hart büßen, und alle Freunde, Schwäger und Gönner der Thäter, die nichts von der Sache wußten und nicht Hülfe, nicht Rath und That noch Aufenthalt gegeben, kam um Leib und Gut; denn des Königs Albrecht Söhne verfuhren tyrannisch gegen sie, und besonders seine Tochter Agnes, des Königs Andreas von Ungarn hinterlassene Wittwe, wüthete mehr als unmenschlich, und wie es keiner Frau ansteht [anderst dann einem Wibs-Bild gebürt]. Sobald die Kunde von des Königs Tod im Land erscholl, wurden die Städte und Vesten in allen Landen befestigt, die Thore allenthalben Nachts wohl verschlossen und mit Söldnern besetzt. Die Thore derer von Zürich hatten dreißig Jahre offen

gestanden, so daß sie weder bei Tag noch bei Nacht verschlossen worden waren, obgleich sie inzwischen Feinde gehabt hatten; jetzt aber ließen sie, damit niemand von denen, die Schuld an der Ermordung trugen, in ihre Stadt fliehe, diese schließen, und sie mußten davon den Schutt fortbringen und fegen [denn Härd darvon rumen und schoren]. Da nun die Königin Elsbeth ihres Gemahls des Königs Tod vernahm, ließ sie sofort an alle Städte und Flecken schreiben, daß man auf die Thäter Acht haben und sie gefangen nehmen solle, wo man sie betreten möchte, unter Androhung der höchsten Strafe an Leib und Leben. Obgleich der selige König Albrecht den drei Landen Uri, Schwyz und Unterwalden stark gedroht hatte und sie bekriegen wollte, unterblieb doch der Krieg, und man fing an, ihnen gute Worte zu geben; denn man besorgte, sie würden sich des Herzogs Johann und der Thäter annehmen und sie zu schirmen suchen, auch sich selbst an der Herrschaft rächen. Man gab ihnen wieder guten Kauf, und die Königin schickte ihnen eine ansehnliche Botschaft, beklagte die Mordthat, die Herzog Johann und seine Helfershelfer an ihrem Ehegemahl dem König begangen, und bat sie, den Thätern keinen Schutz und Unterhalt geben, und ihr behülflich sein zu wollen, daß dieser Mord an den Todtschlägern gerochen werde; das sollte ihnen von der Königin und ihren Söhnen nimmer vergessen werden. Die Vertreter der Waldstätte gaben einhellig die Antwort: wiewohl sie jetzt Gelegenheit hätten, sich wegen der großen Tyrannei und Schmach zu rächen, die sie vom König erlitten, der ihnen ihre Freiheit nicht bestätigt, sondern sie ihnen zu entziehen und in eine dienstliche Unterthänigkeit durch seine Amtleute zu bringen gesucht, seien sie doch nicht so rachgierig, wie man es um sie wohl verdient hätte: aber des Königs Tod

rächen zu helfen, von dem ihnen nie etwas Gutes geschehen sei, und die Todtschläger, die ihnen nichts zu Leid gethan, zu verfolgen, wolle ihnen nicht gebühren. Herzog Johann und die Thäter wandten sich auch um Hülfe und Beistand an die Waldstätte; diese wurde ihnen aber abgeschlagen, da sie sich nicht mit diesem Handel belasten wollten."

Auf den ersten Blick erkennt man, daß der Stoff, wie ihn Schiller bei Tschudi vorfand, sich eher zu einer weit sich ergehenden epischen als zu einer knapp sich zusammenhaltenden, an einen Hauptthelden sich anschließenden dramatischen Darstellung eignet. Als episches Gedicht hatte Goethe die Sage zu behandeln sich vorgesetzt. Auf seiner dritten Schweizerreise hatte er schon am 14. Oktober 1797 von Stäfa aus, wo er bei seinem Freunde, dem Maler H. Meyer, wohnte, an Schiller geschrieben, es habe sich bei ihm zwischen vielen prosaischen Stoffen auch ein poetischer hervorgethan, der ihm viel Zutrauen einflöße. „Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel*) vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau

*) Hier von der Sage als Stoff der Dichtung, ohne Hindeutung auf den fabelhaften, ungeschichtlichen Inhalt, auch gleich darauf Märchen, mit Rücksicht auf das Wunderbare der Begebenheit, wie es weiter unten heißt. So schreibt Goethe in Bezug auf die in der Halsbandgeschichte verwickelte d'Oliva den 13. April 1786 an Frau von Stein: „Alle Märchen, sobald sie erzählt sind, haben den Reiz nicht mehr, als wenn man sie nur dunkel und halb weiß." Goethe hielt die Tellsage keineswegs für erdichtet.

vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann." Auf der Reise in die kleinen Kantone, von welcher er am 8. mit Meyer nach Stäfa zurückgekehrt war, hatte sich der großartige See so tief seiner Seele eingedrückt, daß es ihn drängte, denselben dichterisch zu beleben. Schon am 9. begann er in Tschudi die Geschichte des Tell zu lesen, über deren epische Behandlung er sich mit Meyer besprach. Tags darauf ward weiter darin gelesen, auch der in der Schweiz überall begegnenden Abbildung Tells nebst seinem Knaben gedacht. Am 18., drei Tage vor seiner Abreise aus Stäfa, nahm er Tschudi wieder vor. Auf der Rückreise verlor er zunächst den Gegenstand aus den Augen. Schiller antwortete am 30.: „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und, genau überlegt, könnten Sie nach dem Meister und nach dem Hermann nur einen solchen, völlig lokal-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Das Interesse, welches aus einer streng umschriebenen, charakteristischen Lokalität und einer gewissen historischen Gebundenheit entspringt, ist vielleicht das einzige, was Sie sich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Diese zwei Werke sind auch dem Stoff nach ästhetisch frei, und so gebunden auch in beiden das Lokal aussieht und ist, so ist es doch ein rein poetischer Boden und repräsentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall sein: aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr be-

schränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder*) ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." Bei den darauf mit Schiller gepflogenen Betrachtungen über den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Behandlung schwebte Tell Goethe immer im Sinne, zu dessen Ausführung er auf eine höhere und reinere Stimmung hoffte. Als er Mitte März 1798 auf einige Zeit nach Jena kam, hatte sich neben dem Plan zum Tell der eines homerischen Gedichtes, einer Achilleïs, in seinem Geiste gebildet; beide legte er Schiller vor, der sie mit großem Beifall aufnahm.

Die Grundzüge des Planes seines Tell, wie er ihn Schiller vortrug, hat Goethe ein Vierteljahrhundert später in seinen Annalen, unter dem Jahre 1804, vielleicht nach einem ihm vorliegenden Entwurfe, kurz angegeben. „Ich hatte vor in dem Tell eine Art von Demos**) darzustellen, und bildete ihn deshalb als einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Thierfelle und sonstigen Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt***) und, ohne sich weiter um

*) Wie auch im Hermann, und wie es das Epos überhaupt fordert.

**) Ein Bild eines Mannes aus dem Volke. Aristophanes hatte in den Rittern das athenische Volk (Demos) als Person auftreten lassen. Ein Gemälde des athenischen Demos, das alle Eigenschaften desselben ausdrücken sollte, hatte Parrhasius gemalt.

***) Schon auf seiner zweiten Schweizerreise (1779) hatte er von seinen Führern vernommen, daß diese den ganzen Winter Ziegenfelle aus dem Wallis über die Furka nach dem Gotthard tragen. Von solchen Lastträgern hatte er später einzelne gesehen, und in seinen Wanderjahren ist darnach und nach spätern Berichten Meyers sein St. Christof gebildet.

Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte, und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die ältern Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegeneinander zu stehn und unmittelbar aufeinander zu wirken hatten." Gegen Riemer äußerte Goethe im Januar 1806, Tell und der Landvogt sollten in einem heitern Charakter erscheinen, der erstere gut und unbesonnen, der andere wenigstens gegen die Weiber freundlich und zuthulich sein, auch der Apfelschuß nicht so barsch und eilig erfolgen. Im Jahre 1827 äußerte er sich gegen Eckermann über seinen Tell. Den Helden habe er sich als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich unbewußten Heldenmenschen gedacht, der als Lastträger die Kantone durchwandere, überall gekannt und geliebt sei, überall

hülfreich, überall ruhig sein Gewerbe treibe, für Weib und Kind sorge, sich nicht kümmere, wer Herr oder Knecht sei, Geßler als einen Tyrannen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes und Schlechtes thue, wenn es ihm Spaß mache, dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge seien, als ob sie gar nicht beständen. „Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehn, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern, Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried*) u. a. zugetheilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höhern Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftreten, aber im ganzen mehr Figuren passiver Natur sind." Tell sollte in Goethes Gedicht als ein reiner Naturmensch erscheinen, in der Weise, wie ihn nur die Schweizernatur erzeugen kann; als eigenthümlichen Zug hatte er ihm die überlieferte Unbesonnenheit gegeben, die ihn auch das Gebot Geßlers, mit welchem er sonst auf gutem Fuße steht, übertreten läßt, da er nicht glauben kann, es sei ernstlich gemeint. Der an seinem eigenen Leibe erfahrene gewaltsame Mißbrauch der Gewalt, die Verletzung der heiligsten Rechte der Natur, entflammt Tells Seele zu glühendstem Hasse, den er nur im Blute des Tyrannen kühlen kann; in der Unmöglichkeit, sich

*) Goethe erinnerte sich so wenig genau der Geschichte, daß er dem Melchthal den bei Tschudi weniger als bei Schiller hervortretenden Winkelried unte

Mann gegen Mann zu rächen, da er, so lange Geßler lebt, sich nicht offen zeigen darf, schießt er ihn nieder, wie ein wildes Thier, das ihn angefallen hat. Durch die einen geheimen Bund gegen die Tyrannen schließenden Schweizer bewegt er sich, ohne weitern als rein menschlichen Antheil zu zeigen; auch nehmen diese seine Betheiligung nicht in Anspruch. Das Gedicht sollte wohl in Stauffachers Hause zu Steinen beginnen, wo wir in dessen Unterredung mit seiner Gattin von dem bereits mit Walther Fürst und Arnold Melchthal geschlossenen Bunde gehört hatten. Tell tritt von einer seiner Wanderungen bei Stauffacher ein und berichtet, wo er gewesen und was er gesehen, dann auch, auf Befragen, über die Zustände in Uri. Vielleicht sollte Stauffacher ihm Aufträge an Walther Fürst geben. Tell wanderte dann am frühen Morgen nach Brunnen, fuhr von dort nach Flüelen, wobei der Dichter die schönste Gelegenheit erhielt, den im lieblichen Glanze der Morgensonne sich spiegelnden See und alle nähern Oertlichkeiten und Aussichten zu schildern, die wir später im wilden Sturme wiedersehen sollen.*) Nachdem er bei Walther Fürst, den Goethe sich nicht als Tells Schwiegervater dachte, seinen Auftrag ausgerichtet, geht er ohne Gruß an dem Hute vorüber, und kehrt unbesorgt nach Bürgeln zurück, wobei der

*) Goethe erzählte Eckermann, er habe in seinem Tell den Vierwaldstättersee bald „im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge", bald „im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen", bald in einem Gewittersturm dargestellt, der sich aus den Schluchten auf den See werfe; auch an heimlichen Zusammenkünften auf Brücken und Stegen habe es nicht gefehlt. Die prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in den Stanzen [vielmehr Terzinen] am Anfange des zweiten Theiles des Faust sei alles, was er sich „aus dem Golde seiner Tellokalitäten gemünzt".

Dichter Tells häusliches Leben schildern wollte. An dieser Stelle des Gedichts sollte wohl die Versammlung auf dem Rütli oder, wie Goethe schrieb, Grütli, dargestellt werden. Andern Morgens wandert Tell mit seinem Knaben zum Armbrustschießen; auf dem Wege bei Altorf begegnet ihm der nach Küßnacht zurückkehrende Geßler, der von Tells Uebertreten seines Gebotes vernommen hat. Nach einigen Fragen über den Weg, wohin er gehe, seine Kinder und seine Schießkunst, wobei der Knabe wohl die Bemerkung machte, die Schiller später auf Goethes Mahnung einfügte (vgl. S. 23 f.), kam Geßler auf die Verletzung seines Gebotes und er befahl den Apfelschuß. Tells Erklärung, das Gebot sei ihm gar zu närrisch vorgekommen, erbittert Geßler noch mehr; er könne froh sein, meint er, daß er so leicht davon komme, und er mahnt ihn, sich in Zukunft zu hüten. Der Schuß soll sogleich auf derselben Stelle erfolgen, wo das Verbrechen geschehen; und so kehrt Geßler mit ihm nach Altorf zurück. Trotzig und kühn, nicht bang und verzagt, führt Tell den Meisterschuß aus. Im weitern konnte Goethe meist Tschudi folgen. Nach der That eilte Tell zu Stauffacher, den er als einen geschworenen Feind der Tyrannen kennt. Hier vernimmt er vom Bunde, der in der vorigen Nacht auf dem Rütli getagt hat, und es wird beschlossen, den dort, falls keine Noth eintrete, auf spätere Zeit verlegten Ausbruch zu beschleunigen. Tell, der schlichte Bote, ist jetzt, wo er die grausam höhnende Unterdrückung an sich erfahren, zum begeisterten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes geworden. Das Volk steht in allen drei Landen auf, zerstört Sarnen und Roßberg, da Landenberg gleich auf die Kunde von Geßlers Tod und der Erbitterung des in Waffen erstandenen Landes geflohen ist, reißt Zwing-Uri nieder, und feiert Tell als

seinen Befreier. Leider gelangte Goethe nicht zur Ausführung des so glücklich entworfenen Gedichtes. Am 30. Juni 1798 hatte er die ersten Gesänge desselben schon näher motivirt, wobei ihm klar geworden, wie das Gedicht in Absicht auf Ton und Behandlung sich ganz von Hermann unterscheiden könne. Aber die dichterische Stimmung wurde bald durch vielseitige andere Thätigkeit verscheucht, und so ließ er die Dichtung liegen, die, wie er den 21. Juli an Schiller schrieb, wenn man ihn auf ein Bergschloß sperrte, bis Michaeli fertig sein sollte. Wahrscheinlich hatte der Stoff durch seine gar zu lebhafte Vergegenwärtigung und Ausführung in Gedanken und die vielfache Besprechung mit Schiller seinen vollen Reiz verloren, da nur solche dichterische Gebilde Goethe andauernd zu fesseln und zur Vollendung zu treiben vermochten, die er nicht mit andern besprochen und dadurch sich selbst gleichsam entfremdet, das heilige Geheimniß dichterischen Schaffens entweiht hatte.*) Im folgenden Jahre ging er an die Achilleis, deren Ausführung aber nicht über den ersten Gesang hinaus gelangte. Nach Schillers Tode kam er auf den Plan seines epischen Tell zurück, der ihm neben dem dramatischen noch seine Stelle zu haben schien; das Episch-ruhig-grandiose stehe ihm auch nach Schillers dramatischer Darstellung noch immer zu Gebote und die sämmtlichen Motive nähmen, auch wo sie sich berührten, eine durchaus andere Gestalt an. Aber der Gegenstand war ihm zu fern gerückt und die dazu nöthige Sammlung und Stimmung wollten sich nicht finden.

) Daß Schiller Goethe veranlaßt habe, sich über das Gedicht auszusprechen, damit er dadurch das Interesse daran verliere und es fallen lasse, ihm selbst zur guten Beute, ist eine der Unwürdigkeiten, womit Riemer (Mittheilungen über Goethe II, 413) Schillers Verhältniß zu Goethe entstellt hat.

III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung.

Daß der Stoff des Tell mehr eine epische als eine dramatische Behandlung begünstige, konnte auch Schiller um so weniger entgehn, als er den von Goethe so glücklich entworfenen epischen Plan kannte. Wenn er trotzdem an der dramatischen Behandlung festhielt, so geschah es, weil er sowohl die eigentliche Geschichte des Tell wie die Befreiung der drei Urkantone der Schweiz für ausnehmend wirksam auf der Bühne hielt. Der schlimmste Punkt war, daß die Tellfabel in den ihm zur dichterischen Gestaltung vorliegenden Fassungen so wenig in die Befreiung verflochten ist, daß sie geradezu aus ihr herausfällt, und deutlich zu erkennen gibt, wie sie als ganz fremdartiges, sagenhaftes Glied einer geschichtlichen Begebenheit einverleibt worden; denn daß der ganze Apfelschuß, und was mit ihm zusammenhängt, auf uralter germanischer Sage beruht, die man auf einen Schweizer übertrug, kann heute nicht mehr bezweifelt werden.*) In Tschudis

*) Müller hatte in Note 224 zu I, 18 sich für die geschichtliche Wahrheit der Tellsage wider die dagegen vorgebrachten Bedenken mit G. E. von Haller u. a. erklärt, und die Behauptung aufgestellt, Tell habe wirklich 1307 gelebt und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt werde, solche Unter-

Chronik heißt es zwar gelegentlich, Tell habe auch zum Bunde gehört, doch wird er damit in keine weitere Verbindung gesetzt. Noch bei Müller, dessen Befangenheit, Sorglosigkeit und Willkür

nehmungen wider die Unterdrücker der Waldstätte gethan, durch die dem Vaterland Vortheil erwachsen. Er stützte sich besonders auf das Zeugniß der 114 Personen, welche 1388 auf der Landsgemeinde von Uri sich Tells noch erinnerten, obgleich schon der berner Pfarrer Freudenberger in seiner 1760 durch Henkershand verbrannten Schrift Guillaume Tell, Fable Danoise die entschiedene Bedenklichkeit dieses Zeugnisses herausgestellt hatte. Man vergleiche jetzt Ideler „die Sage von dem Schuß des Tell" (1834), Häuser „die Sage von Tell, aufs neue kritisch untersucht" (1840), Kopp in seinen „Geschichtsblättern aus der Schweiz" und in seiner „historischen Zeitschrift" (bis 1854), Fiala in Sybels „historischer Zeitschrift" 1854, Huber „die Waldstette Uri, Schwyz und Underwalden, mit einem Anhange über die Geschichte des Wilhelm Tell" (1861), Vischer „die Sage von der Befreiung der Waldstätte" (1867), Rilliet „les origines de la confédération Suisse" (1868), übersetzt und mit einem Nachwort begleitet von Brunner, K. Meyer „die Tellsage" in den „germanistischen Studien" von Bartsch I, 159 bis 170, Rochholz „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" und „die aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513" (1877), augsburger allgemeine Zeitung 1877, Beilage, 199—204. 219 f. Von Liebenau, der in der Schrift „die Tellsage zu dem Jahre 1230" (1864) die Persönlichkeit Tells aufrecht erhalten wollte, bemerkte nicht, wie seine Rückversetzung der Geschichte um fast achtzig Jahre diese geradezu aller Stützpunkte der Ueberlieferung beraubt. Ein Geßler ist nie Landvogt in Uri und Schwyz gewesen, nie einer dieses Geschlechts der Rache seines Uebermuthes gewaltsam gefallen; nie haben die Geßler Unrecht an der Schweiz verübt. Von Tell wissen die gleichzeitigen Chronikschreiber nichts, erst hundertfünfzig Jahre nach der Zeit, in welche man den Apfelschuß und Geßlers Ermordung setzt, hören wir von ihm. In der sogenannten „kleinen Chronik des weißen Buches", wahrscheinlich von Schälly, der 1445 bis 1480 Landschreiber zu Obwalden war (herausgegeben von G. von Meyer und G. von Wyß), kommt zuerst der Held der Sage vor. Er heißt Thäll, Thall, Tall, und schon hier findet sich seine Antwort an Geßler: „Wäre ich witzig, so hieße ich anders und nicht der Tall." Die ganze Geschichte vom Apfelschusse, Tells Gefangennahme und Errettung wie die Ermordung Geßlers werden hier erzählt, ebenso die Gründung des Rütli-

in der Geschichte seines Vaterlandes sich jetzt immer mehr zeigen, hat die Ermordung Geßlers keinen weitern Einfluß, als daß sie dem „gemeinen Mann höhern Muth gab“; die Verschworenen hielten sich um so mehr still, als man besorgte, „die Gewalt Landenbergs und aller Burgvögte möchte durch Wachsamkeit be-

---

bundes und die Zerstörung der Burgen. Den um 1440 gestorbenen aargauischen Ritter Hermann Geßler von Brunegg, welcher auf der Burg Grüningen das verfallene Burggesäß Landenberg wieder aufbaute, dies mit der ganzen Grafschaft Grüningen an die Stadt Zürich verpfändete und darüber mit seinem Lehnsherrn, dem Herzog Friedrich IV. von Tirol, zerfiel, der im Zorne dessen Diener Schlatter von Zürich auspfänden und blenden ließ, muß Schälly, um ihn in die Tellsage einzufügen, mehr als ein Jahrhundert vorrücken, aus dem einen Burgvogt Geßler auf Landenberg zwei Landvögte (Geßler und Landenberg) machen, von denen der eine an Tell seinen Uebermuth übt, der andere das, was Geßler selbst an seinem Diener vom Herzog von Tirol erlitten, an Melchthal vollziehen läßt. Auf ihm allein beruht die ganze Sage von dem tyrannischen Landvogt Geßler in Uri und Schwyz. Das Volkslied vom Ursprung der Eidgenossenschaft, das in seiner jetzigen Fassung dem Jahre 1477 angehört, gründet sich auf ein älteres, aus dem die Darstellung von Tells Geschichte genommen ist. Der Apfelschuß des Tell, dessen Veranlassung ganz übergangen ist, und die an-
ebeutete Ermordung Geßlers werden dort als Anfang der Eidgenossenschaft
anz unbestimmt auf eine Weise bezeichnet, aus der sich ergibt, daß es ein auf
e geschichtliche Sage gepfropftes Märchen ist. Liliencron hat es in seiner Samm-
ng geschichtlicher Volkslieder trefflich behandelt. Die geschichtlichen, von der
ige ausgeschmückten Ereignisse der Befreiung fallen, wie Vischer nachgewiesen
, um das Jahr 1247. Das Märchen von Tell ist eine germanische Ursage,
wir, anders gewendet, in der uralten dänischen Geschichte finden. Der Name
eutsch Tallo, Tello) bedeutet geschmückt, gerüstet, und ist, wie der
Schützen Eigil, ein Beiname des Sonnengottes. Vgl. Simrocks deutsche
ologie § 82. Selbst unser Strahl heißt ursprünglich Pfeil. Die Er-
ung des wilden Gegners deutet wohl auf die Besiegung des Winters, so
er Sonnengott hier eigentlich der Frühlingsgott ist, das schönste Sinnbild
eine Freiheit und sein natürliches Recht sich gewaltsam wiedererkämpfen-
lkes.

festigt werden". Von einer Verfolgung des Thäters findet sich keine Spur, ja die Befreiung von dem ärgsten Bedrücker bleibt ohne Folge, wie unmöglich dies auch jedem geschichtlichen Sinne scheinen muß. Schon ein altes Volksschauspiel von Uri aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte den Tell geradezu an die Stelle von Fürst gesetzt und ihn zum Stifter und Haupte des Bundes gemacht. Schiller kannte dieses so wenig wie ein anderes der Tellschauspiele der Schweiz oder eins der Stücke von schweizer Dichtern, Bodmer, Zimmermann, Petri und am Bühl.*) Wohl fand er dieselbe Verwechslung des Tell mit Fürst schon bei Stumpff, aber dieser hatte die Geschichte erst unter Ludwig IV. gesetzt, während das Volksschauspiel, die Erhebung wenigstens der Regierung Albrechts zuwies (dem Jahr 1296).

Schon Goethe gedachte ohne Zweifel die Lücke, welche sich in der ihm bekannten Ueberlieferung fand, zu ergänzen, indem er nach der Ermordung Geßlers den Tell an der Befreiung des Landes sich betheiligen und diese unmittelbar darauf folgen ließ. Schiller glaubte, wie Goethe, die Ermordung Geßlers als eine Privatsache von der Befreiung der Kantone trennen, aber doch einen gewissen Einfluß derselben auf den raschern Ausbruch hervortreten lassen zu müssen, der aber gar zu unbedeutend ist; denn wenn auch der Fischer Ruodi gegen Fürst, der noch, bis sichere Kunde aus Unterwalden gekommen, den Ausbruch aufhalten möchte, nichts von Warten wissen will, da ja Geßler gefallen und somit der Tag der Freiheit erschienen sei, so liegt doch, wie wir vorher von Ruodi selbst vernommen haben, der eigentliche

---

*) Vgl. über sie Rochholz „Tell und Geßler" S. 200 ff. Die geringen [illegible]mmungen sind nur zufällig. Vgl. S. 101.

Grund, weshalb man in Uri nicht länger säumen will, in der Zerstörung der Vesten von Unterwalden, welche Rudenz und Melchthal sofort unternehmen, noch ehe der Tyrann weggeräumt ist. Tell trägt dazu nur mittelbar bei, da Rudenz, um seinen Entschluß, zu dem er aber durch einen ganz andern Grund getrieben wird, zu begründen, auch des traurigen Schicksals des von Geßler so schmachvoll behandelten Tell gedenkt, der ein Opfer des Verschiebens geworden sei, und Melchthal dadurch, daß Geßler mittlerweile eine so ungeheure Gewaltthat an Tell verübt hat, sich bestimmen läßt, trotz des Beschlusses auf dem Rütli, sogleich mit Rudenz das Werk zu beginnen. Rudenz würde ja auch ohne Tells Mißgeschick sich nicht haben halten lassen; denn ihn zwingt der Raub Berthas, sogleich die Vesten zu stürmen, von denen eine die Geliebte bergen muß. Allerdings würde Melchthal ohne die an Tell verübte Gewalthat ihm nicht folgen dürfen, da er ja durch seinen Eid gebunden ist, aber die Mannen von Rudenz reichten hin, Sarnen zu zerstören, und Roßberg könnte ebenfalls durch Gewalt genommen werden. Höchstens ist Tells Unglück eine Mitveranlassung zum Ausbruch der Verschwörung, und zwar eine nebensächliche, nicht die Ermordung Geßlers.*) Das, was in Uri den Ausbruch herbeiführt, ist die von Melchthal und Rudenz ins Werk gesetzte Zerstörung von Roßberg und Sarnen, wovon die Feuersignale die Kunde bringen. Hierin liegt offenbar eine Schwäche der Dichtung, welcher auch dadurch nicht abgeholfen werden konnte, daß Tell am Schlusse des Stückes als Stifter der Freiheit, was er eigentlich gar nicht ist, gefeiert wird. Erst

*) Vgl. Schillers eigene Aeußerung oben S. 11 f. G. Meyer von Knonau „der Hiatus zwischen der Sage vom Geheimbund und der Sage vom Tell im schillerschen Tell" in Gosches Archiv für Literaturgeschichte II, 539—543.

als Zwing-Uri zerstört ist, Melchthal den Fall der Burgen erzählt hat und durch die Kunde vom gewaltsamen Tode des Kaisers die errungene Freiheit zunächst gesichert scheint, fragt Stauffacher nach Tell, und fordert das Volk auf, gesammter Hand nach seiner Wohnung zu ziehen, um ihm, der das Größte gethan, das Härteste erduldet habe, dem Stifter ihrer Freiheit, dem Retter von ihnen allen, Heil zuzurufen. Der Zug stellt sich im Thalgrunde vor Tells Wohnung auf, und läßt dann diesen, „den Schützen und Erretter", leben. Damit wird freilich Tell als Erretter und Befreier der drei Lande dargestellt, aber nicht dramatisch; denn in der Handlung selbst haben Rudenz und Melchthal den Ausbruch beschleunigt, Stauffacher, Fürst und Melchthal durch ihren Bund ihn vorbereitet: Tell ist nur durch die unmenschliche Grausamkeit Geßlers zu einer That der Nothwehr getrieben worden, und erst nach dieser geht es ihm auf, daß er dadurch das ganze Land von dem Despoten befreit, er nicht bloß sich selbst und die Seinen gerettet hat, und dieses Gefühl ist es auch, das die um den endenden Tyrannen sich sammelnde Menge ausspricht. Mit Geßlers Tode kann aber das Stück noch nicht enden, und wenn Schiller selbst später der Großfürstin wegen es damit schloß, so war dies eben eine arge Verstümmelung; jedenfalls muß die durch den Bund angestrebte Befreiung, deren Beschleunigung Rudenz und Melchthal veranlassen, zur Darstellung gebracht werden. An Melchthals Wort: „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen", und die Entfernung des Reichsboten könnte sich unmittelbar die Ankunft von Bertha und Rudenz anschließen. Dadurch würde die Einheit des Dramas von der Befreiung der Waldstätte nothdürftig gerettet (denn die Geschichte Tells nähme darin doch einen zu großen Raum ein),

aber es wäre dann eben nicht der beabsichtigte Wilhelm Tell, worin der schlichte Landmann als Befreier der Kantone gefeiert werden sollte, was nur auf unzulängliche Weise geschehn konnte, da ihm bloß ein nebensächlicher Antheil daran zusteht. Sollte wirklich ein Wilhelm Tell auf die Bühne gebracht werden, so mußte dieser von Anfang an bedeutender hervortreten, der Bund und die Befreiung mehr im Hintergrund erscheinen. Mit der von Schiller dem Tell beigelegten Rettung Baumgartens konnte er das Stück beginnen, Stauffacher ihn für den bereits geschlossenen Bund zu gewinnen suchen, was Tell, wie bei Schiller den von anderer Seite ihm gemachten Antrag, ablehnte, auch ein erstes Zusammentreffen Geßlers mit Tell auf der Jagd, an welcher sich Rudenz und Bertha betheiligten, darauf folgen, wie es Schiller III, 1 von Tell selbst erzählen läßt; daran würden sich der dritte und vierte Aufzug wohl angeschlossen haben; im letzten aber müßte Tell selbst zur Zerstörung von Zwing=Uri aufrufen, und das Ganze hätte wirksam mit einer Szene in dessen Wohnung geschlossen, wo dieser, jubelnd von den Seinigen empfangen, sich des Glücks der sichern Ruhe und Freiheit herzlich freut. Ein Dank des zu seinem Hause wallenden Volks konnte allenfalls das Ende bilden, doch würde diese Szene etwas mehr als eine bloße Gruppe mit einem Hoch sein müssen. Auf diese Weise würde Schiller einen wirklichen Wilhelm Tell geschaffen haben.

Aber der Dichter konnte dem Drange nicht widerstehn, die Bildung des zur Abwehr der unerträglichen Gewaltherrschaft geschlossenen Bundes ausführlich zu schildern, und besonders auf dem Rütli eine ganz nach altem Herkommen abgehaltene Versammlung der drei Lande spielen zu lassen, welche sich für die gewaltsame Abschüttelung des Joches der Landvögte erklärt und

den Tag des Ausbruches festsetzt. Hierzu mußte er die verschiedenen tyrannischen Mißhandlungen und Verletzungen der freien Schweizer von Seiten der Tyrannen, welche Tschudi aus dem Jahre 1306 und 1307 erzählt, unmittelbar aufeinander folgen lassen, so daß sie fast zu derselben Zeit geschehen, und so zusammen gleichsam das Maß der Tyrannei füllen. Des Burgvogts auf der Schwanau im lowerzer See, der von den Brüdern des von ihm geschändeten Mädchens von Arth erschlagen wurde, gedenkt Schiller nicht, obgleich er dies bei Müller fand. Auf sehr glückliche Weise hat er mit der Rache Baumgartens*) an dem lüsternen Versucher der Ehre seiner Frau den Tell selbst in Verbindung gebracht, und so diesen gleich am Anfange als beherzten Retter in der Noth, als kurzgebundenen Mann der That eingeführt, da Tell in dem weitern Verlaufe der beiden ersten Aufzüge, die eben die Schließung des Bundes darstellen, keinen Platz hatte. Wenn es bei Tschudi heißt, Baumgarten sei nach Uri geflohen, wo er sich heimlich aufgehalten habe, es sei ihm nicht viel nachgestellt worden, weil er am Amtmann nur dessen Schandthat gerochen habe, so läßt Schiller ihn von den Reitern des Landvogts verfolgen und im schrecklichsten Sturme, der dem Fischer die Ueberfahrt unmöglich macht, durch den zum Besten der Menschen immer beherzt bereiten Tell von Uri, vom Hafen Treib aus, nach Schwyz übersetzen und zu Stauffacher bringen, da Baumgarten sich auch in Uri diesseit des Sees, wo der Landenberg herrscht, nicht sicher hält. Freilich kann man fragen, weshalb Baumgarten sich nicht in Unterwalden bei Beckenried habe übersetzen lassen,

*) Bei Tschudi heißt er Cunrat von Boumgarten, bei Müller Konrad vom Baumgarten oder bloß Baumgarten. Schiller ließ das von oder vom weg.

aber einer solchen Frage braucht der Dichter eben nicht zu stehn, der mit dem gewaltig erhabenen Anblick der gegenüberliegenden schwyzer Landschaft sein Stück beginnen wollte. Auch warum er nicht in Uri bleibt und wie es zugeht, daß die Reiter des Landvogts von Unterwalden nach Uri vordringen, braucht den Dichter nicht zu kümmern, da der Zuschauer gar nicht daran denkt, daß die Szene im Lande Uri spielt. Die ganze Willkürherrschaft des Landvogts tritt uns in der Gewaltthat entgegen, welche sich die Reiter erlauben, als sie Baumgarten auf dem See schauen, da sie die Schuld seines Entkommens dem Hirten und dem Fischer Schuld geben. Schiller schließt nun unmittelbar daran das Gespräch zwischen Stauffacher*) und seiner Gattin, wodurch dieser veranlaßt wird, sich nach Uri zu begeben, um die Stimmung zu erkunden, ob hier etwa sich ein Anknüpfungspunkt zu einem Bunde gegen die Unterdrücker zeige; er läßt ihn aber den Entschluß fassen, sich dort Walther Fürst**) und dem Freiherrn von Attinghausen zu vertrauen, während er bei Tschudi zunächst nur herumhorcht. Hierdurch werden schon Walther Fürst und Attinghausen als die Haupthoffnung einer freien Erhebung Uris glücklich eingeleitet, und da Tell Baumgarten eben nach Schwyz zu Stauffacher bringt, eine ungezwungene Verknüpfung herbeigeführt. So tritt Tells Charakter durch seine Handlung und seine Aeußerungen bezeichnend hervor. Auffallend erscheint die dem Gespräche

*) So nennt ihn Müller durchweg, während er bei Tschudi bald von Stouffach, bald Stouffacher heißt.

**) Bei Müller fand Schiller den vollständigen Namen „Walther Fürst von Attinghausen“; den Zusatz „von Attinghausen“ ließ er weg, weil auch der Freiherr so heißt, fügte aber immer den Vornamen „Walther“ hinzu, wogegen er in der Personenangabe bei Stauffacher, Melchthal u. a. den Vornamen wegließ.

Stauffachers mit seiner Gattin vorangehende Unterredung mit Pfeifer von Luzern, welcher Stauffacher auffordert, möglichst die Unterwerfung unter Oesterreich zu vermeiden. Doch zeigt uns diese Aufforderung eines Bürgers einer seit mehr als zehn Jahren durch Kauf an Oesterreich gekommenen Stadt, wie wenig auch in den umliegenden österreichischen Landen diese Herrschaft beliebt und wie die Sehnsucht nach der alten Freiheit geblieben war (entschiedener gedenkt des Druckes in Luzern Attinghausen II, 1), zugleich aber soll hier die schweizerische Gastlichkeit hervortreten. Den Pfeifer von Luzern boten dem Dichter seine Quellen nicht dar, doch war das Geschlecht der Pfyffer in Luzern seit alter Zeit sehr angesehen. Ludwig Pfyffer, der früher als General unter Ludwig XV. gedient hatte, war im Jahre 1802 als Mitglied des großen Rathes gestorben. Kasimir Pfyffer, der Hauptmann der Schweizergarde in Rom gewesen, war schon 1798 nach Luzern zurückgekehrt. Uebrigens schwebte dem Dichter hierbei wohl die Antwort der kaiserlichen Räthe an die Abgeordneten der drei Lande bei Tschudi (vgl. S. 45) vor, sie sollten sich auch unterwerfen, wie die von Luzern, Glarus und andern Orten. Dieser etwas fremdartige Eingang der Szene scheint späterer Zusatz, da die älteste Handschrift ihn nicht kennt.

Dadurch, daß Schillers Tell den Stauffacher von Schwyz nach Altorf begleitet und mit diesem an der im Baue begriffenen Veste Zwing-Uri vorbeigeht, hat Schiller Gelegenheit, diesen seinen Freiheitssinn und seine Liebe zur Heimat, aber zugleich seine Zurückhaltung von jedem auf gewaltsame Befreiung gerichteten Bunde aussprechen zu lassen, was ihm mit Recht die Exposition des Stückes zu fordern schien. Treffend ist es erfunden, daß dem Stauffacher durch den Anblick von Zwing-Uri die dringende

Noth gemeinschaftlicher gewaltsamer Abwehr noch näher tritt und sein Herz auf das tiefste ergreift. Dagegen kommt die Verkündigung von Geßlers Gebot, den auf der Stange aufgepflanzten Hut unterthänigst zu grüßen, hier viel zu früh. Einmal gehört dies nicht zur allgemeinen Exposition, sondern zu der besondern Handlung, die erst im dritten Aufzuge beginnt, dann aber macht die Häufung der Gewaltthaten an dieser Stelle keine besondere Wirkung; auch nehmen weder Stauffacher noch Tell davon Kenntniß. Schiller wollte ursprünglich das zur Erniedrigung des Volkes bestimmte Gebot des Hutgrüßens erst im Anfange des folgenden Aufzugs bringen, wo es besser an der Stelle gewesen wäre; vielleicht war es bloß die Versetzung einer anfänglich für den ersten Aufzug bestimmten Szene an den Anfang des zweiten Aufzuges, welche den Dichter bestimmte, dieses Gebot schon hier verkünden zu lassen, obgleich es auch nach der jetzigen ersten Szene jenes Aufzuges sehr wohl hätte stehn können. Oder schob er diese Verkündigung nur deshalb ein, um das Gespräch zwischen Stauffacher und Tell zu unterbrechen? Wenn er am Schlusse der Szene Bertha von Bruneck, eine Verwandte von Geßler, auftreten läßt, so leitete ihn dabei der Grundsatz, alle im Stück erscheinende Personen möglichst gleich am Anfange dem Zuschauer vorzuführen. Bertha zeigt sich als mildthätig und über den Druck des ihr verwandten Landvogts ungehalten, aber sie tritt hier so unbestimmt als mit Geßler ins Land gekommen hervor, daß der Zuschauer kaum weiß, was er damit machen soll; auch ist die Erfindung, wie der Dichter sie einführt, wenig glücklich. Denn daß ein Schieferdecker vom Dache herabstürzt und todt bleibt, kann nicht dem Bauherrn Schuld gegeben werden, wenn auch oft die Leidenschaft un-

gerecht zu werden pflegt. Und sollte nicht der Dichter hier eher andeuten müssen, daß Bertha sich bereits durch ihr menschenfreundliches Benehmen in Uri beliebt gemacht? Sie ist eine rein erfundene Person. Den Namen von Bruneck trug Schiller auf sie von ihrem Verwandten Geßler über, den er bei Müller als „Hermann Geßler von Brunek, vom habsburgischen Schloß im Eigen (bei Aarau)“ bezeichnet fand.*)

Dieser ganze Abschluß der Szene mit dem Unglück des Dachdeckers ist ohne Zweifel ein späterer unglücklicher Zusatz, den man unmöglich damit vertheidigen kann, daß sich darin der auf dem Baue ruhende Fluch gleichsam symbolisch darstelle. Ursprünglich sollte der Szene auf dem Platze zu Altorf eine im Hause des Freiherrn von Attinghausen vorhergehn, die sich der Dichter wohl in derselben Weise wie die jetzige erste des zweiten Aufzugs gedacht hatte. Da Stauffacher den Attinghausen unter den Freunden in Uri genannt hat, denen er sich vertrauen könne, so schien es passend, auch diesen schon hier auftreten zu lassen. Dazu hatte der Dichter auch noch eine besondere Veranlassung; denn es mußte ihm daran liegen, das von ihm erfundene Verhältniß von Rudenz zu Bertha einzuführen, das für die Entwicklung der Handlung noch bedeutender ist als in Wallenstein das gleichfalls rein ersonnene Liebespaar Thekla und Max. Ohne eine solche Liebesgeschichte, an welcher sein Herz sich betheiligte, konnte Schiller kaum einen dramatischen Gegenstand behandeln, wie in Maria Mortimer, in der Jungfrau Lionel reine Erfindungen

*) Müller Note 188 zu I, 18 gedenkt auch eines Gottfried von Brunek. Die Burg Brunegg kam an Heinrich Geßler schon vor 1815. Den Vornamen Hermann nahm Schiller aus Müller. Im Nationalschauspiel Wilhelm Tell (1791) von J. L. am Bühl (vgl. S. 82) heißt er „Hermann Geßler von Brauneck, Reichsvogt“.

sind, wenn auch eine Liebe Johannas der Sage nicht ganz fremd war, Mariens Unglück und Schönheit manche Jünglinge reizte, wogegen das Liebespaar im Wallenstein nur dem Dichter sein Dasein verdankt. So schuf er hier das Verhältniß des Rudenz zu Bertha, die beide rein auf Erfindung beruhen. Tschudi hat allerdings unter den Edelknechten von Uri auch „die von Rudentz" genannt, und bei Müller fand Schiller, daß aus Unterwalden der Sohn von Stauffachers Schwester, der Edelknecht von Rudenz, auf dem Rütli mit Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Stauffacher zusammengekommen sei. Auch gedenkt Müller eines mit der Familie Attinghausen verwandten Edelknechts Jobst von Rudenz, des Eidams des berner Helden Rudolf von Erlach, der ein verschwenderisches Leben führte und seinen Schwiegervater erschlug, als dieser ihm wegen seiner Schulden Vorwürfe machte. Den edlen Namen Ulrich, schweizerisch Uli, theilte Schiller seinem bekehrten Freiheitshelden ohne weitere Beziehung zu. Bei der Dichtung der Geliebten von Rudenz, einer reichen Verwandten Geßlers, benutzte Schiller, wie bemerkt, Geßlers Stammgut. Der edle Freisinn und die idyllische Natürlichkeit der Schweizer sollte sich gleichsam in der Bewunderung dieser adligen Jungfrau spiegeln, deren Geschlecht auf Habsburgs Seite stand, wenn auch ihre Güter in den Waldstätten lagen; im Gegensatze zu ihr sollte Rudenz, wie es bei einzelnen Edelleuten der Kantone wirklich der Fall war, sich vom Glanz des österreichischen Hofes, noch mehr von der Liebe zu Bertha, die er nur so zu erlangen hoffen durfte, auf die Seite des Feindes verlocken lassen, dann aber durch Bertha selbst der Sache seines Volkes wiedergewonnen, endlich durch den frechen Raub seiner Geliebten zur Zerstörung der Burgen in

schaft von Melchthals ungeheurem Schmerz, der auf blutige Rache sinnt, fördert den Abschluß des Bündnisses auf das wirksamste; der bedenkliche Walther Fürst wird dadurch hingerissen, Stauffachers Eifer mächtig befeuert. So vereinen sich denn die drei Männer als Vertreter ihrer Lande zu gegenseitigem Schutz und Trutz und verabreden eine Zusammenkunft bei Nachtzeit auf dem Rütli, wohin jeder zehn Genossen mitbringen soll.

Hiermit ist, denken wir die Szene in Attinghausens Edelhof hinzu, die Exposition des Stückes vollendet. Der Bund ist zwischen den Vertretern der drei Lande geschlossen, die Stellung Tells, Attinghausens und Ulrichs von Rudenz zu den die Freiheit schützenden, zur Abwehr der österreichischen Willkür entschlossenen Männern eingeleitet; nur die Verkündigung des neuen Gebots von Geßler fällt nicht in die allgemeine Exposition. Diese Szene sollte ursprünglich am Anfange des zweiten Aufzugs ihre gebührende Stelle finden, wo sie, wie bemerkt, jetzt durch die zwischen Attinghausen, dem Vertreter der Freiheit der Schweizer, und seinem Neffen verdrängt ist, der ganz auf der Seite Oesterreichs steht, von welcher ihm noch verlockender als äußerer Herrenglanz der Besitz der Geliebten winkt.*) Schiller denkt sich Atting=

*) In diesem Auftritt ist größtentheils ausgeführt, was Schiller beim Entwurf des Stückes sich auf einem besondern Blatte angemerkt hatte (jetzt auch bei Goedeke XV, 1, 421 f.): „Rudenz erscheint anfangs gegen die Landleute wirkend, auf Seiten der Unterdrücker. Dies ist der erste Eindruck, den er macht; man muß sehn, daß er ein Sohn der Schweiz und ein Freund ihrer Feinde ist. Er ist im Gefolge des Landvogts, er verehrt ihn, er spricht davon, wie man sie zum Gehorsam bringen [soll?], er spricht gegen die Volksmänner, er meint, daß es nur einige seien, die die andern in ihrer Widersetzung steifen. Der Landvogt schilt den Adel der Schweizer und lobt den Rudenz, daß er würdigere Gesinnungen habe."

hausen nach dem Szenarium von II, 1 als Greis von 85 Jahren; er hat bereits bei Faenza 1240 mitgefochten (II, 1). Geschichtlich erscheint er zuerst 1301 als Gesandter der Waldstätte an König Albrecht. Das höchste Greisenalter ergab sich hiernach als dichterisches Motiv. Müller sagt, Attinghausen habe durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen, wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Lande alle andern Schweizer übertroffen; er, wie seine Vorfahren und Nachkommen, sei Landammann der Männer zu Uri gewesen. Nach Tschudi äußerte Freiherr Wernherr von Attinghußen, der Zeit Landammann zu Uri, oft öffentlich, man werde die übermüthige Gewalt nicht lange dulden wollen. Müller läßt auch Walther Fürst im Gespräche mit Stauffacher sich auf den hocherfahrenen Freiherrn von Attinghausen für die Behauptung berufen, die Neuerungen seien unerträglich. Daß er die Befreiung der Waldstätte nicht erlebt, nahm Schiller mit dichterischer Freiheit an. Zu seinem Zwecke mußte er ihn den Letzten seines Geschlechtes sein lassen, obgleich er aus Müller wohl wußte, daß sein letzter Nachkomme erst 1377 „mit Schild und Helm" begraben wurde.

Die folgende zweite Szene sollte ursprünglich ein Gespräch zwischen Bertha und Rudenz bilden, diese dem Geliebten seine Treulosigkeit gegen sein eigenes Volk vorwerfen und ihm nur unter der Bedingung, daß er sich seines Volkes würdig zeige, Aussicht auf ihren Besitz eröffnen. Da an den Anfang des Aufzuges aber die Szene des von Attinghausen an den Herrnhof eilenden Rudenz getreten war, so konnte dieses Gespräch sich nicht wohl unmittelbar anschließen, und auch sonst schien es Schiller wohl wirksamer, diese Erklärung Berthas dem dritten Aufzuge

zuzuweisen, wo es auf der von Geßler veranstalteten Jagd eintreten sollte, kurz vor dem Apfelschusse, bei welchem Rudenz zuerst zu seinem Volke und dem Rechte steht.

Die Szene auf dem Rütli hat Schiller zu einem großen Bilde der nächtlichen Versammlung dreier Gemeinden ausgeweitet, wobei er die althergebrachten Gebräuche einer Landsgemeinde, wie er sie in Ebels Schilderung der Gebirgsvölker I, 90 ff. II, 345 angegeben fand, zu Grunde legte. Selbst der Aufstand muß in der althergebrachten förmlichen Weise mit aller Ruhe und allseitiger besonnener Erwägung beschlossen werden, in Folge der festen Ueberzeugung, daß es keinen andern Ausweg gebe, er eine That der Nothwehr sei; auch darf die reiflichste Erwägung der zum Zwecke führenden Mittel nicht fehlen, jedes leidenschaftliche Ausschreiten aus der durch den Zweck vorgezeichneten Bahn, welches die gute Sache beflecken würde, muß dem Charakter des Volkes gemäß ausgeschlossen bleiben. Die überlieferten Züge wurden von Schiller möglichst benutzt, manches in entsprechender Weise dazu erfunden, besonders eine Anzahl namentlich hervortretender Personen, unter ihnen einige mit Beziehung auf geschichtlich bekannte aus älterer Zeit. Der ganze Charakter des Aufstandes sollte gerade in dieser Szene sich entschieden ausprägen, Sinn und Wesen des Schweizervolkes und seiner bürgerlichen Verfassung in anschaulichem Bilde hervortreten. Die Schweizer erscheinen hier als ein Volk, welches, wie es in Schillers auf den Tell bezüglichen Versen an Dalberg heißt', „sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt, den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet, doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt“. Mit Absicht wird die Enthaltung von jedem unnöthigen Blutvergießen entschieden hervorgehoben, was bei Tschudi bloß als Sache der

Vorsicht dargestellt ist, damit der König nicht über den Mord der Seinen Klage erheben könne, wogegen schon Müller den Beschluß, daß „die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner keinen Tropfen Blut verlieren sollen“, durch den Gegensatz, daß sie „die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, ihren Enkeln aufbewahren und überliefern wollen“, als Ausfluß ihres Rechtsgefühls faßt. Der in dem Aufstande zu Tage tretende Charakter des Schweizervolkes erscheint auch im Tell selbst, den, wie sein Volk, die Nothwehr treibt, da er sein Recht ohne Blutvergießen nicht zu üben vermag. So faßte Schiller die That, ganz abweichend von Müller, der sie als Ausfluß des „gerechten Zornes eines freien Mannes“ nahm, eines „tapfern Jünglings“, dessen „feurigem Gemüth Trotz, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten, unerträglich“ gewesen und der sie mit den Thaten vergleicht, „welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreiern Athens und Roms und an vielen Helden der Hebräer darum gerühmt werden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedsamen Volkes überlegener Macht nicht wiederstehn könnte, als Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt würden“. Schillers Tell bekämpft dieselbe Tyrannei, gegen welche sich der Bund erhebt; er wehrt als freier Mann der unerträglichen Gewaltsamkeit, die ihn zu einer unnatürlichen That gezwungen hat und jetzt widerrechtlich sein Leben bedroht, wie der Bund die uralte, von den Landvögten unterdrückte Freiheit wieder zu erobern sich vereint: beide bedürfen dazu der List und Gewalt, die aber durch die Noth geheiligt werden, Tell der Ermordung, von welcher sich der Bund, wenn irgend möglich, frei zu halten sucht, wie Melchthal mit stärkster Selbstüberwindung, indem er den Bitten

seines durch den Tyrannen so schrecklich mißhandelten Vaters nachgibt, dem Landvogt Landenberg gegenüber thut; beiden liegt Rache fern, die dagegen den Herzog Johann zum Morde seines Oheims hinreißt, sie üben nur das Recht der Nothwehr. Die weit ausgedehnte Landesversammlung auf dem Rütli verbreitet ein fernstrahlendes Licht über die ganze Handlung, auch über Tells That, der ein echter Sohn der Schweiz ist, gleich den auf dem Rütli tagenden Verschworenen. Je vortrefflicher die Rütliszene erscheint, um so mehr ist es zu bedauern, daß sie zu unvermittelt auf die im Edelhofe des alten Attinghausen spielende folgt; in der letztern scheidet Rudenz am frühen Morgen von seinem Oheim, dessen dringende Mahnung, heute zu bleiben, gerade seine entschiedene Trennung von der Sache seines Volkes hervorruft, während wir in der Rütliszene durch einen jähen Sprung vom frühen Morgen in die Mitternacht versetzt werden. Eine dazwischen tretende Szene Tells oder Melchthals, etwa bei dessen Vater, wäre dem dramatischen Fortschritt höchst förderlich gewesen, da ja Schiller noch so glücklich war, einen dreifachen Szenenwechsel in demselben Aufzuge bei seinem Volksschauspiele nicht scheuen zu müssen, aber der Aufzug war so schon überlang.

Tells Geschichte vom Apfelschusse an konnte der Dichter vollständig benutzen, nur mußte er sie dramatisch gestalten und beleben, einen Theil derselben, der sich der Bühnendarstellung entzieht, erzählen lassen. Gerade in der Art, wie er diese Erzählung einleitet, bekundet sich sein dramatischer Geist. Zuerst führt er uns in Tells ländliche Wohnung, wo dieser zugleich als kühner Jäger und als liebevoller Hauswirth hervortritt; eben ist er im Begriff, seinem Versprechen gemäß, Walther Fürst in Altorf zu besuchen. Der Gattin ahnungsvolle Bitte, heute

zu Hause zu bleiben, und das, was Tell selbst von seinem kurz vorher geschehenen Zusammentreffen mit Geßler zu ihrer Beruhigung erzählt (es ist des Dichters reine Erfindung*)), lassen uns um so ernstlicher für ihn fürchten, je unbesorgter und argloser er selbst ist; mit der bang ihm nachschauenden Gattin ängstigen wir uns um ihn. Auf diese Szene folgt die Liebeserklärung zwischen Rudenz und Bertha, die ihn auf der Jagd in eine eingeschlossene wilde Waldgegend des Gebirgs gelockt hat, da sie endlich über seinen Verrath am eigenen Volke sich frei aussprechen will. Rudenz wird durch ihre liebevolle Aeußerung, nur wenn er zu seinem Volke stehe, könne er sie retten und für sich gewinnen, rasch bekehrt und zu dem Entschlusse getrieben, die Bande zu zerreißen, die ihn an den Hof fesseln, wobei es nur auffällt, daß Bertha ihm einen Kampf anräth, für dessen Erfolg sich zunächst gar keine Aussicht eröffnet, ja der sie selbst vorab von ihm trennt und ihrer Verbindung verderblich werden könnte. Die Landleute, welche die Zeit erwarten und mittlerweile jeden Verdacht meiden, sind doch klüger als Bertha, wenn sie Rudenz auffordert, Geßler seine Parteinahme für sein Volk, dem er durch listiges Verheimlichen besser nützen würde, zu verrathen. Wüßte Bertha durch irgend einen Zufall von dem Rütlibunde, so wäre ihre Aufforderung an Rudenz begreiflicher, aber davon fehlt eben jede Spur.

*) Schiller hatte, als er den Entwurf zum Tell machte, auf einem Blatte zur Motivirung folgendes hingeworfen: „Geßler hat schon etwas gegen den Tell, eh' die Geschichte mit dem Hut kommt, und sucht nur eine Ursach, an ihn zu kommen. Tell hat als Schütze etwas gethan, was den Landvogt heftig reizt, und was er doch nicht strafen kann. Tell könnte auch unter den Abgesandten gewesen sein, die man an den Kaiser schickt, um den Landvogt zu verklagen." Die getroffene Wahl ist sehr glücklich.

Jetzt erst führt uns der Dichter zur Wiese bei Altorf, auf welcher Geßler den Hut hat aufstecken lassen. Tschudi nennt den „Platz bei den Linden, an welchem jeder vorbei mußte". Es ist derjenige, auf welchem jetzt ein Brunnen mit Tells Standbild sich findet, dessen Geschichte auch auf dem Thurme daselbst in rohen Fresken dargestellt ist. Schiller hat den Platz nicht näher bezeichnet als dadurch, daß er die Aussicht auf den Bannberg mit dem darüber emporragenden Schneegebirge bietet und die, welche am Mittag vom Rathhause kommen, darüber gehn müssen, was wenig bezeichnend ist, da das Rathhaus ja in Altorf, die Wiese vor dem Orte liegt und nicht alle, die vom Rathhaus zu Mittag kommen [die Behörden und Angestellten daselbst?], aus Altorf herausgehen. Wie lange Zeit schon seit dem Aufstecken des Hutes vergangen, ist nicht angedeutet. Wir hörten im ersten Aufzuge, daß der Hut aufgesteckt wurde, aber wie viel Zeit zwischen dem ersten und zweiten Aufzug verflossen ist, wissen wir nicht; jedenfalls müssen mehrere Tage zwischen der beschließenden Versammlung auf dem Rütli und dem Bunde der drei Männer am Schlusse des ersten Aufzugs liegen, und auch der dritte Aufzug schließt sich nicht unmittelbar an die Rütliversammlung, von der Tells Gattin in einer Weise spricht („Auf dem Rütli ward getagt, ich weiß, und du bist auch im Bunde"), daß diese kaum als erst gestern gehalten gelten darf. So müßte eigentlich das Aufstecken des Hutes schon vor mehrern Tagen geschehen sein (der Sage nach lagen zwischen diesem und Tells Vorübergehen an demselben fast vier Monate), aber die beiden Söldner, welche vor der Stange auf- und abgehen, können nach ihren Aeußerungen kaum lange Zeit diesen Dienst versehen haben. Schiller hat aus dem „einen Hüter" bei Tschudi zwei Söldner gemacht, deren verschiedener

Charakter sich schon in den Namen ausspricht.*) Den des harten schadenfrohen Frießhardt nahm Schiller aus Müllers schöner Beschreibung der Schlacht bei Sempach, wo von österreichischer Seite „der lange Frießhardt, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehn", fiel; Leutholds in der Schweiz häufig vorkommenden Namen (Lütold fand Schiller mehrfach bei Müller) wählte er der scheinbaren Bedeutung wegen**), da dieser wohlwollenderer Natur ist, das Stehen vor dem leidigen Hut ihm schimpflich scheint, weil er nicht gern wackere Leute ins Unglück bringen möchte, wie er auch noch am Schlusse Tell seine Theilnahme bezeigt. Tell weiß vom Hute und dem Befehle nichts; seinem Charakter gemäß ist er so weit entfernt, sich mit seiner Unwissenheit zu entschuldigen, daß er nur nicht beunruhigt zu werden verlangt und den seine Ehre kränkenden Vorwurf, er sei ein Verräther, thätlich zurückweist. Den Versuch mehrerer Landleute, ihn mit Gewalt zu befreien, verbittet sich Tell, da er, wollte er sich befreien, dazu allein stark genug wäre. Aber Frießhardt erhebt Geschrei, das diese sich gern in Gunst setzende gemeine Seele noch steigert, als die Hörner Geßlers Rückkehr von der Jagd verkünden, auf welcher wir Bertha in der zweiten Szene mit Rudenz trafen. Von Geßler zur Verantwortung ge-

---

) Am Bühls Wilhelm Tell (vgl. oben S. 90) beginnt mit einem Gespräche zweier Söldner auf dem Platz zu Altorf, die eben die Stange aufrichten; ihr abweichender Charakter entspricht dem von Schillers Söldnern. Rochholz bemerkt, dieser Dialog (V. 258 ff.) sei bei am Bühl erfolgreicher und kläre für den Zweck des Stückes mehr auf als bei Schiller, der natürlich die Söldner nur einmal und zwar, wie auch bei am Bühl, kurz vor Tells Verhaftung einführen konnte. Schwerlich ist Schiller hier dem Nationalschauspiel am Bühls gefolgt.

**) Die althochdeutsche Form ist Liutolt; der Name heißt „das Volk beherrschend"; das h ist durch Volksetymologie hereingekommen.

zogen, erklärt Tell einfach, er habe nur aus Unwissenheit gefehlt, weshalb er um Verzeihung bittet, wobei er sich der Aeußerung bei Tschudi bedient: wäre er besonnen, so hieße er nicht der Tell.

Glücklich belebt wird die Apfelschußszene durch Berthas vergebliche Verwendung, später durch den lebhaften Einspruch von Rudenz, welcher nach längerm Kampfe endlich sich nicht enthalten kann, den Befehl des Landvogts zu mißbilligen, dann durch Geßlers kurze Zwischenreden, trotz Berthas Beruhigungsversuch, zur schärfsten Verurtheilung dieser Grausamkeit, zur Vertheidigung der Rechte seines unterdrückten Volkes, ja zum bittern Vorwurfe, der Landvogt schände des Kaisers Namen, gereizt wird. Die Verhandlung zwischen Rudenz und Geßler lenkt die Aufmerksamkeit von dem Apfelschusse geschickt ab. Stauffachers freudige Meldung des glücklichen Ausgangs beendet den Streit. So hat der Dichter Geßlers grausamen Befehl dazu benutzt, Rudenz zu der von Bertha geforderten Vertheidigung seines Volkes in einer Weise zu treiben, die weit über der Geliebten Absicht hinausgeht und uns für diese selbst, deren Verhältniß zu Rudenz Geßler nicht entgeht, um so mehr fürchten läßt, als sie selbst ihren Antheil an Tell nicht hatte zurückhalten können.

Wie dieser Auftritt durch das Eingreifen von Bertha und Rudenz, dessen Rückkehr zu seinem Volke ein wichtiges Glied der Handlung wird*), ganz außerordentliches Leben gewinnt, so hat Schiller auch sonst Tschudis Erzählung geschickt zu einer dramatischen Handlung umgestaltet. Bei diesem beruft Geßler den Tell erst am folgenden Tage zu sich, während er hier, als

) Schiller hat auf einem Blatte, das die oben S. 94 angeführte Stelle über Rudenz enthält, sich angemerkt: „Die Verschwörung wird durch die Liebe [illegible] gebracht.“

er gerade von der Jagd zurückkehrt, Zeuge des Auflaufs ist, der bei Tells Verhaftung entsteht, und dadurch noch mehr gereizt wird. So kann denn, wie es die dramatische Handlung fordert, sogleich der Schuß geschehn, da Geßler auch nicht erst, wie bei Tschudi, die Kinder holen zu lassen braucht, sondern der ältere Knabe und auch die Armbrust gerade zur Hand sind.

So lebendig und eingehend Schiller die Bewachung des Hutes, Tells Vorbeigehen und Gefangennahme, Geßlers Befehl, die Empörung darüber, endlich die Freude über den gelungenen Schuß ausgeführt, so kurz konnte er das darauf Folgende nach den wenigen Grundzügen bei Tschudi halten. Geßler gibt den Befehl, Tell gebunden auf sein Schiff zu bringen, auf welchem er selbst nach Küßnacht fahren will. Daß darin eine Verletzung des Rechtes lag, welches die ausländischen Gefangenschaften (denn Küßnacht lag außerhalb der Waldstätte) verbot, bemerkt Müller. Bei Schiller hält der Pfarrer dies Geßler entgegen, den dies aber nur zur Erklärung reizt, er wisse, daß sie alle Rebellen seien, woran sich die scharfe Mahnung schließt, schweigend dem Befehle zu gehorchen. Geßler entfernt sich mit seinem Gefolge, um sich zunächst, was aber genauer bezeichnet werden müßte, nach der Herrnburg in Altorf zu begeben; von dort erst wird er nach Flüelen kommen, wohin Tell in sein Schiff gebracht werden soll. Dadurch, daß die Waffenknechte, welche den Tell gebunden haben, noch zurückbleiben, ermöglichte der Dichter die Darstellung des rührenden Abschieds von Tell, womit der Aufzug einen äußerst ergreifenden Schluß erhält. Die Wirkung des tyrannischen Auftretens Geßlers auf die Landleute ist derjenigen geradezu entgegengesetzt, die es auf Rudenz übt. Wenn dieser dadurch gereizt wird, sich offen auf die Seite seines Volkes zu stellen, so

geben jene jetzt alles verloren. Geßler hat seinen Zweck bei ihnen vollkommen erreicht; sie sind auf das äußerste eingeschüchtert, wobei auf Tell ein Werth gelegt wird, der mit der sonstigen Darstellung in Widerspruch steht, wie auch die völlige Einschüchterung mit dem Schwur auf dem Rütli kaum vereinbar ist. Tell selbst scheidet hoffnungslos.*)

Was sich auf der Fahrt bis zu Tells Befreiung begibt, konnte Schiller nur erzählen lassen, doch hat er diese Erzählung glücklich dadurch beseelt, daß er uns den Sturm, mit welchem Geßlers Schiff zu kämpfen hat, gleichsam erleben und Tell selbst seine Rettung ausführlich berichten läßt. Er führt uns an das östliche Ufer des Vierwaldstättersees unterhalb Gersau bei Sissigen. Hier erzählt der Schiffer Kunz**) von Gersau, der von Flüelen kommt, aber des Sturmes wegen gelandet ist, von Tells Gefangennehmung und Attinghausens nahem Ende, wodurch alle Hoffnung des Fischers niedergeschlagen wird. Gersau gehörte einem Edlen von Moos zu Luzern, so daß Kunz an den Leiden der Waldstätte keinen nähern Antheil hat. Kunz scheint erst später in das Stück gekommen zu sein, wie auch Pfeifer von Luzern (S. 88). Wunderlich genug tritt hier derselbe Fischer und Fischerknabe auf, wie auf der entgegengesetzten Seite des Sees bei Treib I, 1, wo auch, wie hier, eine Hütte sich

---

) Früher hatte Schiller sich den Schluß anders gedacht. Auf dem S. 99 erwähnten Blatte findet sich unmittelbar nach der dort angeführten Bemerkung: „Jünglinge wollen den gefangenen Tell gewaltsam befreien. Die Alten verhindern es und entdecken ihnen die Verschwörung.“

**) Den Namen hat Schiller frei gewählt. Kunz ist Abkürzung von rad, wie Hinz von Heinrich. Schiller braucht diese Form, und bei [illegible] Konrad selbst, neben der schweizerischen Kuoni, wie der Hirt heißt.

findet. Das Ungehörige muß dem Dichter völlig entgangen sein. Allerdings hat J. Meyer behauptet, wir hätten hier ganz andere Personen, wie I, 1. Dies aber widerlegen nicht allein der Zettel der ersten Aufführung und das Personenverzeichniß, da sich hier kein Fischer und Fischerknabe außer Ruodi und Jenni finden, sondern auch der Umstand, daß der hier auftretende Fischer von Uri mit auf dem Rütli gewesen ist und der Fischerknabe am Schlusse Jenni angeredet wird. Der Fischer soll der Gattin Tells von diesem Kunde geben, und Ruodi finden wir V, 1 in Altorf. Auch nennen die Handschriften, die Kunz ganz weglassen, hier wirklich Ruodi und Jenni statt des zu unbestimmten Fischer und Fischerknabe. Wenn der Fischer und der Fischerknabe hier in der Personenangabe nicht, wie I, 1, mit ihrem Namen bezeichnet werden, so ist dies eben nur eine Ungenauigkeit, wie sie sich in ähnlicher Weise am Anfange des Stückes findet, wo der Fischerknabe, der Hirt und der Alpenjäger eben keine andern Personen als Jenni, Kuoni und Werni sind. Von den drei Annahmen, mit welchen Hoffmeister den Dichter hat rechtfertigen zu können gemeint, ist keine einzige glaublich. Daß der Fischer auf beiden Seiten des Sees eine bewohnbare Hütte gehabt, liegt ebenso wenig nahe als daß er nach der Zerstörung am Schlusse von I, 1 sich hier seine Hütte gebaut; so etwas mußte der Dichter wenigstens irgend andeuten. Noch sonderbarer wäre die Annahme, die hier vorkommende Hütte gehöre nicht unserm Fischer.

Dieser bricht in die schrecklichste Verzweiflung über die Unterdrückung der Freiheit aus, die der Lebensodem des Volkes sei; die unnatürliche Grausamkeit des Landvogts empfindet er als ein zum Himmel schreiendes Verbrechen, über welches die ganze

Natur sich empören müsse. Die Zeit bis zum Erscheinen des glücklich geretteten Tell wird in spannender, dramatisch sehr belebter Weise ausgefüllt. Dieser selbst erzählt darauf, was ihm auf der Fahrt begegnet und wie er dem Schiffe entkommen, das er mit einem Fuße weit in die wogende See zurückgestoßen habe. Sodann fragt er nach dem nächsten Weg auf Arth und Küßnacht, da er sich die hohle Gasse zwischen diesen beiden Orten zu seinem Zweck auserkoren hat; denn auf dem Wege nach seiner Burg zu Küßnacht will er Geßler tödten. Wie sehr auch Tell der Wege kundig ist, hier gilt es den allernächsten zu erfahren, den der Fischer durch seinen Knaben ihm zeigen läßt. Was er im Sinne hat, verschweigt er, da er die furchtbare That, zu welcher es ihn treibt, niemand, ehe sie geschehen ist, nennen mag; die Gewißheit, daß er sie vollenden werde, leuchtet aus seinem Auftrage an die Gattin hervor, wobei der Dichter den Tell in nähere Verbindung mit dem Rütlibunde setzt, als es der frühern Darstellung entspricht; denn nicht allein weiß dieser, daß Ruodi mit im Bunde geschworen, sondern er läßt auch seinen Schwiegervater und andere aus dem Rütlibunde, die er bei seiner Gattin finden werde (denn diese werden nicht ihre Pflicht versäumen, ihr mit Trost und Hülfe beizustehn), durch Ruodi ermuntern, wacker und getrost zu sein.

Ehe Tell die That der Nothwehr gefaßten Muthes vollbringt, muß Rudenz zur Beschleunigung des Ausbruchs gegen die Unterdrückung sich getrieben fühlen, wozu einmal der Raub Berthas, dann aber auch Attinghausens Tod ihn veranlaßt, von dessen Leiche er zur Befreiung eilt, um mit dem frischen Siegeskranze die Bahre des Heimgegangenen zu schmücken, dessen Herz so warm für die Freiheit geschlagen, der ihn so dringend gemahnt

hatte, auf der Seite seines Volkes und Vaterlandes zu stehn. Die äußere Verbindung ist durch die in der ersten Szene gemachte Hindeutung gegeben, daß man Attinghausens Tod erwarte. Letzterer gewinnt dadurch dramatische Bedeutung, daß er mit als Veranlassung zu dem sofortigen Befreiungswerke dient; zugleich aber wirft die von Attinghausen in seinen letzten Augenblicken gesprochene Weissagung einen lichten Glanz auf die bevorstehende Befreiung und die selbständige Zukunft der später zu einem größern Bunde vereinigten Schweizerlande, welcher durch die edelsten Heldenthaten im Kampfe mit den gegen sie heranrückenden mächtigen Fürsten seine Weihe erhalten wird. Vielleicht schwebte hierbei das Ende von Goethes Egmont vor, dessen Held vor seinem Todesgange den Sieg des in mörderischem Kampfe die Unterdrücker zerschmetternden Volkes vorschaut. Attinghausens Tod ist so weit entfernt eine unnöthige Effektszene zu sein, daß dadurch die ganze folgende Handlung aus ihrem engen Kreise zu einer bedeutenden geschichtlichen Wichtigkeit sich erhebt und zum Vorspiel des großen Schweizerbundes und des Sieges der Freiheit über selbstsüchtige Fürstenmacht sich gestaltet. Der Auftritt wird dadurch belebt, daß Tells Gattin hereindringt, um ihren Vater und ihren dem Tode wunderbar entgangenen Knaben zu sehn, wobei es nur auffällt, daß der Großvater nicht, wie es Tell selbst am Schlusse des vorigen Auftritts annimmt, mit seinem Enkel erst zu seiner Tochter geeilt ist, um sie in ihrer Noth zu trösten und zu berathen, und ihr ihren Sohn wieder zuzuführen, eine Pflicht, die ihm jedenfalls näher lag als dem sterbenden Attinghausen zur Seite zu stehn, um den ja auch Stauffacher und Melchthal und selbst Baumgarten beschäftigt sind, dessen Gegenwart wohl auf irgend eine Weise hätte begründet werden

müssen. Schiller hat diese Szene benutzt, um uns von Hedwigs Mutter- und Gattenliebe ein bewegtes Bild zu entwerfen; ihr zu Liebe hat er sich jene Unwahrscheinlichkeit gestattet, zu welcher er vielleicht zunächst durch den Wunsch veranlaßt wurde, Attinghausen den Anbruch der neuen Zeit verkünden zu lassen, indem er seine Hände auf Walthers Haupt legt.

Kaum ist Attinghausen hingeschieden, so tritt Rudenz ein, nach welchem man bereits gesandt hat. Wir haben uns etwa zu denken, daß er auf den Herrnhof in Altorf zurückgekehrt war, man ihn dort aufgesucht, aber verfehlt hatte; dadurch würde sich seine Verspätung erklären. Aber mittlerweile hat er auch Berthas Raub erfahren. Wohin er nach der Entfernung von Bertha gegangen, und warum er nicht gleich zu seinem Oheim geeilt ist, erfahren wir nicht, ebensowenig wie und wo er die Kunde von deren Raub erhalten; doch dürfte dieser unleugbare Mangel der Motivirung bei dem lebhaften Flusse der höchst spannenden Handlung sich kaum dem Zuschauer störend aufdrängen. Der bittere Schmerz, zu spät gekommen zu sein, um die Verzeihung des Heimgegangenen persönlich zu empfangen, und der feste Entschluß, sich desselben würdig zu zeigen, treiben Rudenz zu sofortigem Handeln. Nachdem er mit den drei Landleuten, welche den Bund zuerst geschlossen, sich eidlich zur Befreiung des Vaterlandes vereinigt, dringt er auf unverweilte Ausführung des auf dem Rütli beschworenen Werkes. Man kann fragen, durch wen Rudenz Nachricht von dem Bunde auf dem Rütli erhalten, da er selbst andeutet, daß er ihn nicht von Seiten der Theilnehmer selbst erfahren und nicht zur Geheimhaltung verpflichtet sei. Hat es ihm etwa ein Späher gemeldet oder er zufällig davon Anzeige erhalten? Beides ist wenig wahrschein-

lich, noch weniger darf man denken, Geßler selbst habe um das Geheimniß gewußt. Der Dichter war hier um eine Motivirung unbekümmert; er nahm ohne weiteres bei Rudenz die zu seinem Zwecke nöthige Kenntniß des Bundes an. Rudenz betrachtet sich jetzt, wo er Geßler den Gehorsam aufgekündigt hat, als Bundesgenossen, und als solcher mißbilligt er die auf dem Rütli beschlossene Aufschiebung bis zum Christfeste. Bei Tschudi wird der Ausbruch auf Neujahrstag angesetzt und er erfolgt wirklich am Morgen desselben, wie auch bei Müller und in allen bewährten Berichten. Dagegen ist in der Chronik Etterlins und in zwei andern von Müller (Note 1 zu II, 1) angeführten Schriftstellern das Weihnachtsfest angegeben, das Schiller wohl deshalb wählte, weil ihm Geschenke am Christfeste dem gewöhnlichen Gebrauche zu entsprechen schienen, und nach Tschudi die Ueberrumpelung Sarnens bei Gelegenheit des Ueberbringens von Geschenken geschehn sollte. Rudenz wird zur Eile nicht etwa durch das Verlangen nach Tells Rettung getrieben, obgleich dies so nahe lag und die Bundesgenossen wirklich zur Aenderung ihres Beschlusses veranlassen konnte, sondern durch den Raub Berthas, zu deren Befreiung ihn seine ganze Seele treibt. Melchthal erklärt sich gleich bereit, ihm zu folgen, da durch die Gewaltthat gegen Tell der Zustand ein anderer geworden. Stauffacher und Fürst widersprechen Rudenz nicht, dürfen sie auch nicht, wie der von frischem Jugendmuth entflammte Melchthal, der auch seine eigene schwere Schmach zu rächen hat, ihm folgen, sie müssen die Kunde der Erstürmung der Burgen abwarten, um mit ihren unterdessen bewaffneten Genossen hervorzubrechen. Rudenz ist entschlossen, alle Vesten der Tyrannei zu brechen, um in ihnen vielleicht Berthas Gefängniß zu finden. Worauf er zunächst losgehn will, sagt er nicht, da es

sehr auffallen müßte, daß er die Burg des Landvogts von Unterwalden stürmen will, was die Verschworenen auf dem Rütli festgesetzt hatten, nicht geradezu auf Küßnacht gegen den unzweifelhaften Räuber Berthas sich wendet, wenn auch Küßnacht eine kaiserliche Burg auf habsburgischem Gebiete ist; aber dort war Bertha doch zunächst zu suchen. Daß er statt dessen gerade nach Landenberg geht, sollte wenigstens irgend begründet sein.

Geßlers Ermordung, die sich an diese Szene treffend anschließt, hat Schiller durch geschickte Zudichtungen, besonders durch den Gegensatz der muntern Hochzeit und die Zurückweisung der die Freiheit ihres so lange Zeit ohne Urtheilspruch im Gefängniß eingesperrten Mannes fordernden Armgard*), auf das glücklichste belebt. Tell, der nur aus Nothwehr zu dem seiner ganzen Seele widerstrebenden Meuchelmord sich gedrungen gesehen, fühlt sich nach der That auch als Befreier des Volkes von schmachvoller Unterdrückung und bekennt sich frei zur entsetzlichen That. Auch das Volk begrüßt in dem Tode des Wütherichs den Anfang der Freiheit. Der treue Diener des Gemordeten, der vergebens seinen Herrn zur Milde gemahnt hat, kann nichts weiter versuchen als Küßnacht dem Kaiser zu retten. Geßlers Leiche wird durch die barmherzigen Brüder aufgehoben, da selbst der treue Rudolf der Harras nicht wagen darf, ihn fortzuschaffen. Die Szene ist dramatisch glücklich belebt, neben der auf dem Rütli und der vom Apfelschusse die wirksamste und künstlerisch vollendetste der ganzen Dichtung.

---

*) Armgard ist ein willkürlich gewählter Name, wobei kaum die Bedeutung des ersten Theils des Wortes bestimmend war. Die später den drei Bäuerinnen III, 3 beigelegten Vornamen, Melchtild, Elsbeth (Elisabeth) und Hildegard, sind gangbarer.

Roßberg und Sarnen sind am Anfange des fünften Aufzugs gefallen, was die Feuerzeichen und das Glockengeläute auch den Bürgern von Uri melden. Die Kunde von Tells That ist gleichfalls erschollen; wer sie gebracht, wird nicht gesagt, aber Ruodi, den Tell gesandt hatte, um der Gattin von seiner Rettung zu berichten und die Freunde zu ermuthigen, erwähnt ihrer als eines bekannten Ereignisses. Noch in der Nacht, welche Geßlers Ermordung folgte, war Roßberg gefallen; an diesem Morgen ist Sarnen zerstört worden. Tells Rückkunft wird auf heute erwartet. Ruodi ist in Altorf zurückgeblieben, wo wir auch Kuoni und Werni aus Uri finden, von denen der erstere in Attinghausens Diensten steht, bei dem wir ihn II, 1 fanden. Jetzt, wo die Feuerzeichen die Erstürmung der Burgen melden, wollen auch sie, die Vertreter Uris, nicht zurückbleiben, sondern gleich ihre Zwingburg zerstören. Vergebens sucht Fürst sie zurückzuhalten, bis man sichere Botschaft von dem erhalten habe, was in Unterwalden und Schwyz geschehen. Dies dürfte doch eine unbegreifliche Sorglosigkeit selbst bei dem besonnenen Fürst verrathen; haben ja die von Rudenz versprochenen Feuerzeichen die Siegesbotschaft gebracht, und wenn sie diese gesehen, sollten sie auf die Feinde losstürzen; auch ist jetzt um so weniger noch zu zögern, als der Tyrann von Uri, welchen man ja am meisten zu fürchten hatte, gefallen und seine Getreuen aus dem Lande geflohen. Wie kommt es denn, daß Fürst noch erst mündliche Kunde abwarten will, die Befreiung des Landes durch Tell nicht in Anschlag bringt und von einer Landesbewaffnung nicht die allergeringste Spur sich zeigt? Wie ganz anders zeigte sich Fürst auf dem Rütli, wo er, sobald der Rauch den Fall der Burgen verkündet habe, den Landsturm aufbieten will, um die Landvögte

zu verjagen? Und jetzt, wo Geßler gefallen ist, wo er dasselbe thun müßte, was in Unterwalden geschehen ist und ohne Zweifel auch in Schwyz, spielt er den Rückhaltenden. Warum muß er denn erst abwarten, was in Schwyz geschieht, da für Uri die Gefahr nicht größer als dort ist, während in Unterwalden der Landvogt noch zu fürchten war? Statt daß Fürst auf das erste Feuersignal alle gegen die Zwingburg des gestürzten Tyrannen aufriefe, ist er lässig, möchte gern, wenn er könnte, den Sturm abwenden, und fast ängstlich fragt er den über die Saumseligkeit in Uri erstaunten eben kommenden Melchthal, ob er die Freiheit bringe, ob alle Lande vom Feind rein seien. Der Grund dieser höchst auffälligen Ungehörigkeit dürfte wohl darin liegen, daß Melchthal ausführlich Fürst berichten sollte, wie beim Brande Sarnens Bertha mit Mühe gerettet worden. Damit Fürst dies ruhig sich erzählen lasse, sollte dieser sich von der Zerstörung Zwing-Uris zurückhalten. Erst nach Vollendung der Erzählung äußert er seinen Antheil an der allgemeinen Freude über die Zerstörung, bei welcher auch die Kinder nicht zurückbleiben. Mit der Vernichtung von Zwing-Uri, woran sich die Gesellen lebhaft betheiligen, ist die Befreiung der drei Lande vollendet, ohne daß in Uri irgend eine zum Schutz und Trutz bereite bewaffnete Macht sich zeigte. Hiermit könnte das Stück seinen vollen Abschluß finden, sollte man es nicht etwa für nöthig halten, daß der zurückkehrende Wilhelm Tell von der auf den Trümmern der Veste stehenden Menge als Befreier und Retter der Waldstätte begrüßt, auch Rudenz als der kühne Erstürmer von Sarnen, der den Ausbruch begonnen, mit der geretteten Bertha bewillkommt werden sollte. Schiller aber wollte auch noch die glückliche Beseitigung der nächsten Furcht vor dem Kaiser durch

dessen geschichtlich erst vier Monate später fallende Ermordung, die er deshalb ganz gleichzeitig setzen mußte, zur Darstellung bringen. Dabei ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehn, den Gegensatz der von der Nothwehr Tell aufgezwungenen That zu dem Frevel des Mörders des Königs und Oheims scharf hervorzuheben. Aber diese ganze Darstellung fällt aus dem Rahmen unseres Dramas heraus; die Furcht vor dem Kaiser kommt dem Zuschauer bei dem jubelnden Antheil an der Befreiung eines edlen, der Freiheit würdigen, lange schmählich mißhandelten, nur durch die äußerste Noth und Verletzung seiner menschlichen und bürgerlichen Rechte zum Aufstand genöthigten Volkes gar nicht in den Sinn, und sollte ein leiser Gedanke der Art sich regen, so genügte es zur völligen Beruhigung des Zuschauers, daß das Volk zum Schutze des Landes mit Leib und Leben sich begeistert entschlossen zeigt. Statt dieses freilich in Schillers Weise großartig sich gestaltenden Schlusses würde eine weitere wirksame Ausführung des Ausbruches in Uri und die förmliche Schließung des Schutz- und Trutzbundes der drei Lande durch Sendboten dem Drama den würdigsten Abschluß gegeben haben; dabei könnte Attinghausens gedacht werden und die selbstbewußte Ueberzeugung, daß sie jeden Angriff einer fremden Macht heldenhaft zurückschlagen werden, sich in feierlichster Weise aussprechen.

Von den auf dem Rütli versammelten Vertretern Uris fehlen hier noch der Pfarrer und der Sigrist (schweizerisch für Sakristan, Kirchner, Küster), von den drei Männern, die den ersten Bund geschlossen, noch Stauffacher, während Baumgarten mit Melchthal gekommen war, an den er sich zur Zerstörung der Burgen angeschlossen zu haben scheint, was aber nicht erwähnt wird, wie Baumgarten überhaupt hier und auch IV, 2 zu wenig betheiligt

erscheint. Jetzt nahen der Pfarrer Rösselmann und Stauffacher mit der Kunde von der Ermordung des Kaisers, worin der erstere des Himmels Strafgericht, der andere ein Glück für die Sicherheit ihrer Lande erkennt. Bei Stauffachers belebter Erzählung, in welcher Schiller nicht umhin konnte, dem ihm befreundeten Geschichtschreiber der Schweiz ein Denkmal zu errichten*), folgt er ganz der geschichtlichen Ueberlieferung, ebenso bei der Darstellung des allgemein erregten Schreckens und der den Mördern drohenden Rache. Es mußte hier dasjenige, was der Zeit nach weit auseinander lag, nahe aneinander gerückt, die fast sieben Monate nach Albrechts Tod erfolgte Wahl des neuen Kaisers bereits gemeldet, die Reichsacht, welche Kaiser Heinrich VII. zu Speier über die Mörder aussprach, als gleich erfolgt und die grausame Verfolgung von Seiten der Tochter Albrechts als unmittelbar drohend dargestellt werden. Der von Schiller dazu aufgesparte Sigrist kommt mit dem Reichsboten als Ueberbringer des freundlichen Schreibens der Königin Wittwe, in welchem diese die drei Lande ersucht, auf die Mörder ihres Gatten zu achten und, wenn sie derselben habhaft werden könnten, sie zu fangen. Tschudi gedenkt dieser „namhaften Botschaft" nach den Briefen, welche die Königin an alle „Städte und Flecken" geschickt habe. Erst nachdem sowohl Stauffacher als Fürst und Melchthal der unwilligen Stimme des Volkes ihren entschiedenen Ausdruck ge-

---

*) Böttiger berichtet, in der ersten Vorstellung Tells zu Weimar hätten sich bei dieser Stelle alle Blicke auf den zufällig anwesenden Müller gerichtet, der neben Wieland in der fürstlichen Loge gesessen, und Wieland sei dadurch zu einer Bemerkung an die gleichfalls gegenwärtige Frau von Staël veranlaßt worden. Aber zur Zeit der ersten Vorstellung befand sich weder Müller noch Frau von Staël zu Weimar, auch wohl bei keiner folgenden. Vgl. S. 19 f.

geben, gedenkt Stauffacher auch Tells als Stifters ihrer Freiheit, was er im Grunde nicht ist, da er nur aus Nothwehr Geßler niedergeschossen hat, und so fordert er alle auf, nach dem Hause des Befreiers zu ziehen, um ihm den Dank des Volkes auszusprechen, obgleich seiner Rückkehr noch gar nicht gedacht ist, ja diese in Wirklichkeit erst darauf erfolgt. Fürst scheint seinen Schwiegersohn Tell so ganz vergessen zu haben, daß man fast glauben könnte, er grolle ihm wegen Geßlers Ermordung.

In die Szene von Tells glücklicher Heimkehr bei den Seinen hat Schiller die Ankunft des Johannes Parricida*) eingefügt, um durch den Gegensatz der leidenschaftlichen Rache des Königsmörders die reine That Tells, der nur aus Nothwehr den Todfeind niederschoß, noch mehr zu heben, was sehr unnöthig sein dürfte. Wenn Hoffmeister behauptet, in dem frühern Theile des Stückes sei die That Tells nur von dem modernen Revolutionswesen unterschieden worden, hier werde sie als gerechte Nothwehr des Vaters und Gatten dargestellt, so ist es unbegreiflich, wie er übersehn konnte, daß dies in Tells Monolog schon so entschieden als möglich geschehen war. Wohl wird auch in Tschudis Chronik die Geschichte des Herzogs zwischen der der Waldstätte erzählt, aber was der Chronik ganz gemäß ist, ziemt nicht der einen festen Einheitspunkt verlangenden Dichtung, und Schiller hat auch dadurch, daß er schon in der Rütliszene gelegentlich der willkürlichen Behandlung des Herzogs vom Könige gedenken läßt, eine innere Verbindung nicht herzustellen vermocht. Bei Tschudi fand er nur, daß der Herzog und seine Helfershelfer heimlich sich um die

*) Diesen Namen des Verwandtenmörders, den ihm österreichische Chronisten beilegten, führt der Herzog in der Geschichte.

Hülfe und den Beistand der Waldstätte bewarben, aber abschläglich beschieden wurden; der Herzog floh durch das Gebiet von Zug, blieb einige Tage unerkannt im Kloster Einsiedeln und wandte sich dann nach Italien. Statt nach Einsiedeln läßt Schiller den herzoglichen Königsmörder auf seiner wirren Flucht zufällig in das Haus des einfachen Landmanns gelangen, durch dessen Hand Geßler gefallen ist — allerdings ein starker Zufall, wie man ihn aber dem dramatischen Dichter gestatten muß.

Tells Gattin kann ihre Freude, daß dieser heute heimkehren wird, nicht zurückhalten; die Kinder muß sie auf das ihnen bevorstehende Glück hinweisen. Man kann fragen, wie und woher sie Kunde bekommen, daß Tell heute zurückkehre, da Ruodi nur melden konnte, daß er gerettet sei und sie bald von ihm hören würden, ja es dürfte auffallen, daß er nicht schon zurückgekehrt ist, wozu er nach dem noch vor Abend erfolgten Schusse auf Geßler Zeit genug hatte. Auch die Betonung des heute ist kaum ganz gerechtfertigt, da Tell erst gestern Morgen von Hause gegangen ist. Den Ausdruck ihrer Freude an der Rettung des Knaben läßt man sich auch hier gefallen, obgleich ihre erste Freude darüber schon IV, 2 dargestellt ist. Die Aufnahme des Mönchs, die schreckliche Ahnung Hedwigs bei seinem Anblick und die Bitte des Verzweifelnden sind glücklich dargestellt, nicht weniger Hedwigs Freude über die Rückkunft des Gatten und ihre Scheu, dessen Hand zu ergreifen, da sie Blut vergossen habe. Die Gewißheit, daß der Zufall ihn zu Tell geführt, von dessen That er auf seiner scheuen Flucht doch vernommen hat, weckt in Parricidas verzweifelnder Seele einen Strahl der Hoffnung. Als er aber seine That der von Tell vollbrachten gleichstellen und sich als Landesbefreier ausgeben will, da wird dieser von

Grausen vor dem Mörder ergriffen; sofort dringt er auf die Entfernung der Seinigen, die mit einem solchen Frevler nicht zusammen weilen dürfen. Dem ehrsüchtigen Mörder des Königs und Oheims gegenüber darf er sich das Zeugniß geben, daß er nur der Nothwehr gefolgt, sich selbst, Haus und Familie geschützt hat. Der Abscheu vor dem Morde des Königs und Verwandten sollte eben, um den Gegensatz von Tells Nothwehr hervorzuheben, sich auf das schärfste ausprägen: aber Tells mitfühlendes Herz darf ihn doch nicht ohne Theilnahme an seinem argen Unglück scheiden lassen, die zunächst dadurch in ihm erregt wird, daß er in dem Tiefgefallenen einen Enkel seines heimgegangenen verehrten Königs Rudolf vor sich sieht. Parricidas Vertheidigung, daß er bitter gereizt worden, schneidet Tell in einer jede Beschönigung mißbilligenden Weise ab, ja er geht so weit, daß er der Wahrheit zuwider dem Könige Recht gibt, der ihm nur, weil er seinen ungestümen Sinn erkannt, die Herrschaft verweigert habe. Aber die unendliche Tiefe seines Unglücks erregt doch Tells Erbarmen, da Parricida selbst vom Bewußtsein seiner Schuld nicht weniger wie von seinem Schicksale verfolgt wird, und so gibt er ihm den einzigen ihm möglichen Rath; er fordert, im Anschluß an die Vorstellungen der Zeit, ihn ernstlich auf, dem Papste selbst reuevoll seine Schuld zu gestehn*), und er gibt ihm den Weg an, auf dem er nach Italien zu gelangen suchen müsse. So tritt denn noch am Schlusse, wie sonst im Stücke die großartige Natur um den Vierwaldstättersee, so hier die Gotthardstraße lebhaft vor die Sinne des Zuschauers.

---

*) Nach einer Sage soll er wirklich von Papst Clemens V. in Avignon Verzeihung erlangt und als Augustinermönch zu Pisa gestorben sein.

steht, stimmen, man sage zu ihrem verdienten Lobe, was man wolle, nicht recht zu dem folgenden, sie lassen ein größeres Hervortreten der sich befreienden Waldstätte und ihrer Führer erwarten, als bei der ausführlichen Darstellung und der Geschichte Tells, zu welcher gar noch die rein erfundene von Rudenz kam, möglich war. Gar seltsam meint Hoffmeister, daß Schiller den Bund der Eidgenossen so herabdrücke, habe in der Intention des Schauspiels gelegen, welches dem Tell den Lorbeerkranz darreichen wollte, den der Bund nicht habe brechen können. Aber das Herabdrücken des Bundes erfolgt erst seit dem dritten Aufzuge, weil Tell von dort an mehr hevortreten sollte, was nicht ohne Schädigung der einheitlichen Wirkung geschehn konnte, und der Bund mit seinen Vertretern ist von jetzt an ganz verwandelt, sie thun nichts, nur der einzige Melchthal betheiligt sich an der Befreiung, die von Rudenz ausgeht und an der Tell nur unwillkürlich durch eine That der Nothwehr Theil hat. Die Erwartungen, die wir vom Bunde hegen mußten, gehen nicht im geringsten in Erfüllung, und so entbehrt die Durchführung des Stückes der innern Einheit. Ein Drama, welches den Bund so mächtig einführt, muß ihn auch handeln und seinen Zweck selbstthätig erreichen lassen; daß andere und der Zufall für ihn eintreten, ist und bleibt ein großer Fehler des dichterischen Plans, der noch vor der Mitte des Weges eine durchaus andere Bahn einschlägt. Hoffmeister hilft sich nur durch sophistische Rednerei, die ihren Gipfelpunkt in der geradezu sinnlosen Behauptung erreicht, die Rütlibeschlüsse seien gleichsam nur im stillen Hinblick auf Tell gefaßt worden, ja er findet es sogar schön, daß jede Szene vom dritten Aufzuge an das Bild der Eidgenossen schwäche, dagegen die tiefbegründete Gestalt Tells kühner ausmale — der

entschiedenste Fehler wird zur Tugend gestempelt, um den Dichter zu retten. Der Mangel an künstlerischer Einheit dürfte Schiller selbst nicht entgangen sein*), aber er wollte einmal ein Volksstück geben, worin die Sage von Wilhelm Tell zu lebendiger dramatischer Darstellung gelangte, dabei aber sich nicht entgehn lassen, die gleichfalls die Zeit sehr anziehende Erhebung des freien, unwürdig geknechteten, seiner verbrieften und natürlichen Rechte beraubten Volkes der Waldstätte auf die Bühne zu bringen, wozu noch als dritter Hauptpunkt die gegenständliche Schilderung des seiner patriarchalischen Sitten wegen gepriesenen Schweizervolkes und der Schweizernatur, besonders um den Vierwaldstättersee, kam. So weit eine Vereinigung dieser drei Ansichten möglich war, hat Schiller auch die dichterische Einheit gewahrt, aber es war eben unmöglich, und um so unmöglicher, als er die Geschichte mit Rudenz hinzuthat, welche eigentlich seine Lieblingspartie war, wie im Wallenstein die von Max und Thekla, während er das übrige, vielleicht die Apfelschußszene ausgenommen, nur mit künstlerischem Geiste ausführte.

Sehr häufig hat sich Schiller im Aufzuge selbst den Szenenwechsel gestattet, im ersten sogar dreimal, und im zweiten zwischen zwei Szenen die Zeit vom Morgen bis zur Mitternacht verfließen lassen. Zwischen den einzelnen Aufzügen liegt mit Ausnahme des Uebergangs vom dritten zum vierten mehr als ein Tag. Hierbei schwebte ihm Shakespeares Freiheit vor, dessen groß=

---

*) Darauf glauben wir seine Aeußerung im Briefe an Humboldt vom 5. April 1805 beziehen zu müssen, mit dem Tell habe er, wenn auch keinen Rückschritt, doch vielleicht einen Seitenschritt gethan, indem es ihm begegnet sein könne, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben.

artige Behandlung in Julius Cäsar ihm zum Vorbild diente. Vgl. S. 9 f.

In dramatischer Belebung und großartiger Ausführung erringt Tell den höchsten Preis. Mit welcher mächtigen Gestaltungskraft sind besonders die Szenen auf dem Rütli, des Apfelschusses und des auf Geßler lauernden und ihn endlich erschießenden Tell entworfen! Auch im einzelnen bewährt sich die dramatische Kraft des Dichters auf glänzende Weise: alles tritt in anschaulichem Leben und bewegter Entwicklung hervor, die Charaktere sind ebenso scharf und eigenthümlich geschieden wie meist glücklich durchgeführt. Dabei ist besondere Sorgfalt auf die Individualität der Schweizer, besonders der Waldstätte, in jener Zeit verwandt. Viele diesen eigenthümliche Vorstellungen, die Schiller aus genauer Bekanntschaft mit geschichtlichen und beschreibenden Werken über die Schweiz schöpfte, hat er seiner Dichtung eingewebt, auch zahlreiche Ausdrücke, worin er zuweilen fast des Guten zu viel gethan haben dürfte, so daß die Rede damit wie gesättigt scheint, ja einzelnes ist ohne genauere Kenntniß, die doch beim Zuschauer nicht vorausgesetzt werden darf, unverständlich. Auch aus der einfachen homerischen Sprache hat der Dichter, wie wir oben bemerkten, sich manches angeeignet, weniger aus der biblischen Rede. Sonst ist überall der individuelle Ton der Personen und die charakteristische Farbe der augenblicklichen Stimmung mit feiner Beobachtung getroffen.

Lyrische Maße finden sich im Tell nur in den wenigen eingelegten Liedern, und zwar sehr einfache, da zu lyrischen, in wechselnden Maßen sich ergießenden Monologen keine Gelegenheit sich darbot. Die Behandlung des dramatischen Verses zeigt keine wesentliche Verschiedenheit gegen die frühern Stücke. Sechs=

füßler, die wohl alle unwillkürlich sich eingestellt haben, finden wir 23, von denen nur 9 zwischen zwei Reden vertheilt sind. Vierfüßige hat sich Schiller nur fünfmal (II, 1. III, 1. IV, 1. 2) erlaubt, viertehalb- bis zweifüßige einigemal, in Attinghausens letzten Worten: „Seid einig — einig — einig"! (IV, 1), in Tells Ruf: „Oeffnet die Gasse! Platz!", in Rösselmanns: „Still! Lasset hören!" (V, 1), dann gleich darauf in dem unwilligen: „Der Lieb' und Gunst!", endlich in Tells Mahnung an Parricida: „Steht auf! Steht auf!" (V, 2). Einmal (I, 3) bildet der Ruf: „Was gibts?" einen Vers.*) Die Trennung eines Wortes zwischen zwei Versen finden wir nur I, 2 in dem zusammengesetzten Gewaltbeginnen. Enge zusammengehörende Wörter sind verhältnißmäßig selten durch den Schluß des einen Verses von einander getrennt, wie den|Vertriebenen, alle|Wohnstätten. Der Anapäst statt des Jambus steht meistens am Anfange des Verses, an 22 Stellen.

Der Gebrauch eines Trochäus statt des Jambus (d. h. die Betonung einer kurzen Silbe) zeigt sich, wie in Turandot und der Braut, häufig, meist im ersten Fuße (an 50 Stellen), nur sechsmal im vierten, dreimal im dritten. So werden die letzten Silben gelängt von Vater, Mutter, Bertha, Uli, Ulrich,

*) Ein paarmal hat der Dichter für den Druck einen in der Handschrift fehlenden Fuß hinzugefügt, so z. B. I, 2, 34 sage eingeschoben, IV, 3, 116 o Herr zugesetzt, I, 3, 37 Gebt Acht statt Hört, I, 4, 6 denn so sträfliches statt schweres denn gesetzt, anderswo einen überzähligen Fuß gestrichen, wie I, 2, 106 Drucks statt harten Drucks, III, 3, 152 (nach Vollmer) bewähren statt zu Tage bringen, 229 Vaters statt meines Vaters gesetzt, IV, 1, 98 könnt' einer retten statt wenn einer retten könnte, V, 1, 194 bringt statt überbringt, 2, 81 eh' ihr — statt eh' ihr richtet, III, 3, 43 'nen Apfel schießt statt einen Apfel schießt er dir.

Uri, eile, höre, haltet, raset, finden, welches, großes, eher, mitten, über, unter, gegen, wehe. Häufig beginnt der Vers mit einer Präposition oder einer Konjunktion und dem Artikel (in des Kaisers, in die Seele, in den einsamen, von den Wänden, mit dem Schwert, für den Tell, ins Gefängniß, wenn die Berge, einmal auch mit Begierde), oder mit dem als zwei Kürzen gemessenen einer, unser, euer, dieser (einen Apfel, unser ist, euer Eidam, euer Staub, dieser Mann, diese Wellen, diese Felsen).*) Die beiden letzten unmittelbar hintereinander folgenden Fälle stehen absichtlich in einer sehr bewegten Stelle (IV, 1, 79 f.). Auch die Versanfänge Ein Verräther, Er ist doppelt, Ich erwart' fließen leicht, härter dagegen sind Aufgeboten, Haltet fest, Laßt es über. Nächst dem ersten hat der fünfte Fuß am häufigsten den Anapäst; wir zählen acht dieser Fälle. Der Vers schließt mit lebende Menschen, flammende Boten, Lawine begraben, Männer und Weiber, oder der Kaiser**), über die Erde, ist der Apfel, wollen wir handeln. V, 1, 106 ist der Anapäst in Hört ihr! der Kaiser durch Streichung von ihr weggeschafft. Sieben Verse zeigen den Anapäst in der Mitte, im dritten Fuße***), einmal im Namen Meier von

*) II, 2, 99 hat der Dichter etwas hart in Mein' (statt Meine) Ehr' hab' ich im Drucke gesetzt. IV, 3, 145 ist das jetzige Wär'n statt Wären im Munde des Flurschützen nicht unpassend.

**) Ursprünglich bildete hier oder den vierten Fuß; diese Härte schaffte Schiller dadurch weg, daß er Lande statt Land schrieb, wonach die zweite Silbe von oder noch in den fünften Fuß fiel.

***) Früher stand auch I, 2, 137 der rohe Wütherich statt der ungeheure und im vierten Fuße III, 3, 133 Gasse (statt Gass') ihm in, V, 1, 81 ihn

Sarnen, ein andermal fast malerisch in den Worten in den Nachen sprang er, viermal mit dazwischen liegendem Satzschlusse (berichtet. Nun aber, gerettet? Sie ist's, eben. Doch was, Kindern! Ihr seid), einmal nach dem Vordersatze (Schritte, so wird's), wo man unnöthig Schritt geschrieben. Auch im zweiten Fuße finden wir den Anapäst (Ins Feuer mit ihm, Die Feuersignale, Wahnsinnige, Die Königin Elsbeth), nur einmal im vierten (in ruhigen Zeiten).*)

Den seit Wallenstein benutzten Reim hat Schiller im Tell verhältnißmäßig seltener angewandt, am meisten in der Liebesszene zwischen Bertha und Rudenz III, 2 und in Tells großem Monolog IV, 3. In ersterer tritt Rudenz mit vier Reimversen auf; erst nach fünfzig Versen zwischen ihm und Bertha findet sich wieder ein Reimpaar, worin Rudenz die Seligkeit und den Schmerz über Berthas Eröffnung ausspricht; 21 Verse später folgen drei durch Zwischenverse getrennte Reimpaare in Berthas Rede; sechs anfangs verschlungene Reimverse schließen die erste, zwei Reimpaare (a a b c b) die zweite Rede von Rudenz, drei die Erwiederung Berthas (a b a c d c d), und Rudenz antwortet mit drei anfangs verschlungenen Reimpaaren; die 16 Schlußverse der Szene sind reimlos. Tells Monolog zerfällt in 9 Abschnitte, von denen der dritte bis siebente mit einem Reimpaare schließen (nur der sechste männlich). Auch die Erklärungen von

---

uns aufbewahren, wo uns gestrichen wurde, V, 1, 106: „Der Vater kommt! Es kommen (statt nahn) im frohen Zug."

*) I, 2, 52 hat Schiller im Drucke werd' statt werde, I, 3, 50 'nen statt einen gesetzt. IV, 1 ist zweimal (S. 110) Fluelen, das Flülen gesprochen wird, statt Flüelen zu lesen, wie es I, 4, 63 richtig steht. Flüelen ist neuere Form. Auch Muotta wird (II, 2, 222) zweisilbig gesprochen.

Stauffacher, Fürst und Melchthal am Ende von V, 1 laufen in ein männliches Reimpaar aus. Sonst finden sich zwei Reimpaare hintereinander oder verschlungen nur I, 3 (bei Tells Abgang), am Ende von I, 4. II, 2. IV, 1 und V, 3, mit zwischentretenden Versen III, 3 (im Gespräche Tells mit dem Knaben) und am Ende von IV, 2, ein Reimpaar dreimal III, 2 (unter anderm am Schlusse), zweimal II, 2, einmal I, 3 (vor dem Abgange der Gesellen), IV, 3 (unmittelbar vor dem Gesange der barmherzigen Brüder) und V, 1 in Melchthals Worten nach Stauffachers Erzählung vom Tode des Kaisers (149 f.).

IV. Erläuterung.

Erster Aufzug.

Die drängende Noth der Waldstätte treibt Stauffacher, Fürst und Melchthal zum Befreiungsbunde. Tell, der als bereiter Helfer in ärgster Noth hervortritt, spricht die Hoffnung aus, auch die Veste Zwing-Uri könne wieder fallen, da er des Glaubens lebt, Gott habe ihnen die Berge als ewiges Haus der Freiheit gegründet.

Erste Szene. Tell rettet trotz des Sturmes den von den Reitern des Landvogts Landenberg verfolgten Baumgarten, welcher den Burgvogt Wolfenschießen als Schänder seiner Ehre getödtet hat, jene aber rächen sich an Herden und Hütten.

Der Dichter führt uns hier bei heiterm Sonnenschein, wohl gegen Mittag, an das Ufer des Vierwaldstättersees bei Treib, wo wir den prächtigen Anblick auf die grünen Wiesen*), Dörfer und Höhen des jenseits malerisch am Fuße des Hackens gelegenen Schwyz, der Urheimat der Schweizer, genießen. Der Hacken oder Haggen**) erhebt sich in zwei hohen Bergspitzen, den so-

) Matten, süddeutsch, besonders in der Schweiz gangbar, nahm Schiller aus Tschudi. Vgl. S. 45. 181.

**) Schiller schreibt Haken mit Müller. Er folgt hier wohl dessen Be-

genannten Myten.*) Die Eisgebirge, die man zur Linken sieht, sind die von Glarus. Diesen Anblick dürften dem Dichter eher Goethe und Meyer als Beschreibungen in Büchern veranschaulicht haben.**) Der Schall des Kuhreihens und das Geläute der Heerden versetzen uns gleich in das Hirtenland, das sich durch seine drei Hauptvertreter, Fischer, die zugleich Schiffer sind, Hirten und Jäger, darstellt. Ueber den Kuhreihen (von reihen, holen, französisch rang des vaches) fand Schiller bei Ebel I, 152 ff. genaueste Auskunft. Vgl. oben S. 27 f. Der Reihen, der eigentlich zum Locken der im Gebirg zerstreuten Kühe zur Zeit, wo gemelkt werden soll, bestimmt ist, aber von den Hirten auch beim Austreiben der Herden und sonst gesungen wird, besteht aus einer Reihe einfacher, in der Kehle gebildeter Töne ohne Worte, die, auf mannigfache Weise gemodelt, durch Höhen und Thäler wiederhallen; geblasen wird er auf einem großen Horne, dem sogenannten Alphorn. Er hat etwas unbeschreiblich Wehmüthiges, besonders für die von Jugend daran gewohnten Schweizer, denen die Erinnerung an ihn Heimweh erregt, wie

schreibung: „Mitten in schönen Wiesen am Fuß des Berges Haken, der sich in doppelter Spitze erhebt, unweit von dem Ufer des Waldstettensees (von hier an durch schreckliche Felsen in eine Kluft gedrängt) liegt Schwytz, von dem alle Eidgenossenschaft und die Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen."

*) Goethe nennt sie längst nach Schillers Tod, im achtzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, die Haggen (später in Haken geändert), „zwei Berggipfel, die nebeneinander mächtig in die Luft ragen, ungeheure, unregelmäßige Naturpyramiden", an denen Wolken nach Wolken hinaufsteigen.

**) Wackernell a. a. O. 149 f. meint, wenn man die Szenerie am Anfange des Tell mit Goethes Bericht in der Schweizerreise vom 30. September 1797 vergleiche, werde man den Einfluß Goethes auf Schillers Darstellung von Schwyz und dessen Umgebung nicht leugnen können. Möglich ist es, daß Schiller sich diesen Tagebuchbericht von Goethe im Jahre 1803 geben ließ, aber nichts weniger als gewiß.

er, wenn er im Auslande von ihnen gehört wird, sie wunderbar ergreift, worüber Ebel I, 408 ausführlich handelt. Die ursprüngliche Melodie ist die in Appenzellen, von der man in den übrigen Kantonen mehr oder weniger abweicht. Nach der Melodie des Kuhreihens, die zweimal variirt wird, sind die drei folgenden Lieder gedichtet, alle in größern oder in kleinern jambischen Versen, in denen der lebhaftere Anapäst oft an die Stelle des Jambus tritt. Doch könnte man auch die größern Verse in zwei theilen, so daß die Lieder aus jambischen, abwechselnd männlich und weiblich endenden Versen von zwei Füßen beständen; ein Grund der verschiedenen Versabtheilung dürfte nicht aufzufinden sein. Jedes Lied würde dann aus sechzehn Versen bestehn. Das zweite unterscheidet sich von den beiden übrigen dadurch, daß die vier ersten Verse am Schlusse wiederholt werden, und das Ganze in drei Theile zerfällt, während die beiden andern zwei gleiche Hälften haben, in der jetzigen Versabtheilung auch dadurch, daß die größern Verse die Mitte einnehmen.

Das Lied des im Kahne singenden Fischerknaben Jenni (Verkleinerung von Johann)*) bezieht sich auf eine Sage, worin sich die Anziehungskraft des Wassers, wie in Goethes Fischer und in den Sagen von Hylas und von den Nixen, ausspricht. Die Anziehungskraft des so heiter lächelnden, zum Bade ein=

---

*) Die Namen fehlen hier bei allen drei Sängern. Es ist ein Irrthum, wenn Hoffmeister darin, daß zuerst die Namen nicht genannt werden, etwas Absichtliches sieht (diese Figuren hätten zunächst nur eine „allgemeine symbolische Bedeutung", seien bloße Gattungsnamen); es ist eben nur eine Ungenauigkeit, wie sie auch sonst bei Schiller sich findet, wie IV, 1. Vgl. oben S. 105. In der dalbergischen Handschrift stehen (nach der „historisch=kritischen" Ausgabe) die Namen schon hier.

ladenden Wassers veranlaßt die Erinnerung an diese Sage. Schiller nahm sie aus Scheuchzer (vgl. S. 7 f.), der sie von dem kleinen, aber unergründlichen Calandarisee auf Arosenalp im Schamsergebiet nach dem Berichte des Pfarrers Molitor gibt.*) „Von alten Personen bin ich versichert worden", erzählte Molitor, „daß eine Frau ziemlich weit von diesem See geschlafen und von demselben angezogen und verschlungen worden.... Es sind noch mehr Leute in Leben, welche auch bei diesem See eingeschlafen, und da sie erwachten, schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen." Schiller hat diese ungemein roh überlieferte Sage dichterisch, nicht ohne Einwirkung von Goethes Fischer, so zart behandelt, daß sie für den schweizer Fischerknaben fast zu fein scheint. Eigenthümlich schön ist es, daß die Nixe nicht selbst erscheint, der Knabe nur ihre unwiderstehliche Stimme vernimmt, und das Lied gerade damit abbricht. Eigentlich hätte dasselbe als Einleitung zum folgenden Gewittersturm genügt, aber dem Dichter gefiel es, neben dem Fischer auch die beiden andern in der Schweiz so bedeutend hervortretenden Stände durch eigene Lieder einzuführen, wodurch ohne Zweifel der Anfang des Stückes, doch wohl zu opernhaft, belebt wird.

Der Hirt, der von dem Berge herabsteigt, singt ein Abschiedslied der Sennen, der Alpenhirten. Unser Hirt Kuoni (sprich Kuhni), Abkürzung von Konrad (S. 104**), hat seine Kühe schon von der Alp, den obern Bergweiden**), herabgeführt, um sie nach Hause zu bringen; augenblicklich grasen sie noch

*) In Schillers noch vorhandenen Auszügen aus Scheuchzer findet sich: „Eigenschaft eines gewissen Sees, daß er schlafende Menschen anzieht."

**) Müller bemerkt diesen Gebrauch von Alpen und Alp im Hirtenlande. Vgl. Note 188 zu I, 12. Goethes Faust I, 2998.

unten am Berge. Zur Erklärung geben wir folgende Stelle aus den Briefen über die Schweiz von Chr. Meiners, der von der in Schwyz am sorgfältigsten betriebenen Viehzucht sagt: „Im Frühjahr treibt man die Herden in die frühesten und fettesten Wiesen.... Wenn das erste junge Gras abgefressen (abgeätzt) ist, so fährt man (dies ist der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wiesen, wo das Vieh abermals frische Weide findet. Von den höhern Wiesen erhebt man sich zu den niedrigen Alpen, und von diesen zuletzt auf die höchsten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers oder den Herbst ebenso herabsteigt, als man hinaufgestiegen ist.“ Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt: „Bergkräuter (die untern) sprießen am Anfang Mais hervor, und dahin zuerst das Vieh getrieben. Die mittlern Theile der Berge haben kurze Kräuter; dies die kräftigsten. Ende Junis fahren die Sennen auf diese höhern Alpen. Dort die Sennhütten; um St. Bartholomä [den 25. August] ziehen sie ab.“ Am Anfang unseres Stückes haben wir schon den 28. Oktober. Ebel sagt, der Senn ziehe im Frühjahr auf die Weiden und Alpen, aus einer in die andere, komme im Herbst wieder herab.*)

Der Alpenjäger Werni (Werner), der an der entgegen-

---

*) Die Matten sind eben die Weiden. — Wir kommen wieder bezieht sich auf das zu Berg fahren; in jedem Jahre kommen sie wieder zur Alp. Schiller braucht zu Berg fahren statt des gangbaren zu Alp fahren. Vgl. Fahrt III, 1, 29. — Das Erwachen der Lieder geht nicht bloß auf den Kukuk, sondern auf die „Luftgesänge“ aller Vögel. Vgl. den Anfang von Goethes erster Walpurgisnacht. — Bei den im Mai fließenden Brünnlein schwebt die Stelle Scheuchzers vor: „Fontes majales sind solche Wasser, welche nicht ordentlich durch das ganze Jahr hindurch fließen, sondern in dem Maien gemeiniglich hervorquellen und dann im Herbstmonat sich wiederum verlieren.“ Die Maibrunnen hatte Schiller sich aus Fäsi (II, 344) angemerkt.

gesetzten Seite auf der Höhe des Felsens erscheint, kehrt von der Jagd zurück. Das Donnern der Höhen bezieht sich auf die von diesen herabstürzenden Schneemassen, Lawinen (Lauinen, Lavinen). Zwei Arten derselben nennt unser Dichter, III, 1 die Wind-, III, 3 die Schlaglawinen. Die Windlawinen bestehen aus frischem, tiefem, lockerm Schnee; dadurch, daß sie plötzlich mit ungeheurer Schnelligkeit von den Abhängen herabschießen, erzeugen sie einen gewaltigen Windstoß, der alles niederreißt. Die Schlaglawinen, aus fest zusammenhaltenden Schneemassen, stürzen mit verderblicher Gewalt von abgerissenen Bergabhängen, so daß alles von ihnen zertrümmert wird. Auch von den Gletschern reißen im Sommer oft große Eismassen ab und stürzen donnernd in die Tiefe herab, die sogenannten Gletscherlawinen. Oft verschütten die Lawinen die Straße (vgl. V, 2, 159), aber auch, wo sie an dieser vorbeischießen, erschüttern sie weithin durch den gewaltigen Windstoß die Pfade (es zittert der Steg).*) Bei dem zweiten Theile des Liedes schwebt etwas vor, das sich Schiller aus Fäsi angemerkt hatte.**) Fäsi benutzte die Stelle aus Sulzers Vorrede zu Scheuchzer: „Ein Reisender, der einen mit Wolken umhängten Berg ersteiget, kann durch dieselbe hinaufsteigen; er siehet nichts anders als einen dichten nassen Nebel.... Er siehet über die Wolken hin, wie einer, der von einem kleinen Vorgebürge in das große Weltmeer siehet.

*) Vgl. Scheuchzer S. 294 ff. Schiller hatte sich mit Bezug auf diesen angemerkt: „Lauinen. Wind-, Staub- und Schlag-Lauinen.... Schaden von Lawinen. 156 folg."

**) „Anblick von oben, wenn man über den Wolken steht. Die Gegend scheint wie ein großer See vor einem zu liegen, Inseln ragen daraus hervor: öffnen sich die Wolken irgendwo, so kann man ins menschenbewohnte Thal, auf Häuser und Kirchen hinabsehn. Wasserfälle Sommerszeit überall auf den Bergen."

Er erblicket eine ungemeine Menge Insuln, nämlich die Berge, welche durch diesen erhabenen Ocean ihren Rücken hervorstrecken. Eine seltsame Begebenheit, welche unbeschreiblich vergnügt, insonderheit wenn sich etwa die Wolken an einem Orte öffnen, daß man von dem Himmel einen Blick auf die tiefe Erde herunter thun kann. Wie sich die Untern freuen, wenn sie den blauen Himmel durch die zerrissene Wolken sehn können, so hat dieser ein unbegreifliches Vergnügen, wenn er durch eben diese Oeffnung ein Land siehet. Das Wasser zeiget sich auf diesen Bergen noch in verschiedenen andern Gestalten, doch allemal so, daß es dem Zuseher Verwunderung und Vergnügen bringt.... Die Menge der Wasserfälle sind oft an einem Berge so groß, daß man vermeinen sollte, der Rhein sollte sich von solchen Wassern ergießen." Schillers Wasser sind die Wasserfälle oben.

Auf einmal ändert sich das bis jetzt heitere Wetter: ein Gewitter zieht heran, man hört aus den Bergen das dumpfe Krachen des Donners, die über die Gegend laufenden Schatten deuten auf das Umziehen des Himmels mit Wolken. Aus seiner Hütte kommt der Fischer Ruodi (sprich Ruhdi, Abkürzung von Rudolf), vom Fuße des Berges der vor kurzem herabgestiegene Hirt mit seinem Handbuben, wie der Junge heißt, der dem Hirten Handdienste leistet, vom Felsen her der Jäger. Das folgende ist mit Vorstellungen und Ausdrücken jener Gegend fast übersättigt. Das Wort Naue stammt aus Etterlin, der es von Geßlers Schiff gebraucht, auf welchem Tell gebunden lag, es aber durch den Zusatz „oder Schifflein" erklärt. Die Redensart vom Thalvogte fand Schiller bei Scheuchzer, nach welchem man in der Abtei Engelberg „einen Regen vorsieht", wenn die Wolken um den Berg Schallistock hängen oder andere Wolken

von grauer Farbe von Unterwalden her durch das Thal „einmarschiren“, wo man denn zu sagen pflege: „Der Thalvogt“ oder „der graue Thalvogt kommt“. Gleich darauf heißt es bei demselben: „Die Aelpler halten für sichere Zeichen eines einfallenden Regens…, wann der Firn oder das beständige Bergeis brüllet.“*) Der von Schiller auch I, 4 nach Tschudi erwähnte Mytenstein ist ein niedriger, zuckerhutartiger Fels bei Treib. Meiners sagt, er sei etwa 100 Schuh hoch und 20 bis 30 breit, und sehe einem alten Wartthurm ähnlich. Irrig hat man dem Dichter eine Verwechslung des Mytensteins mit dem großen Myten Schuld gegeben, an welchen hier nicht zu denken ist. Den Ausdruck seine Haube anziehen, zur Bezeichnung des Anhängens von Wolken an die Spitze des Berges, ist nach einer Stelle Scheuchzers (vgl. die Note) gebildet, worin es heißt, wenn die oberste Spitze des Berges Stirwis [Stirvis] eine Kappe auf habe, was er selbst erklärt „mit Wolken gleich einer Kappe umgeben sei“, so gebe es Regen. Unbedenklich überträgt der Dichter dieses Zeichen auf den Mytenstein. Von andern Bergen sagt man, es gebe gutes Wetter, wenn sie einen Hut hätten. Das überlieferte „hat eine Kappe auf“ hätte wohl beibehalten werden können. Auch das folgende gründet sich auf Scheuchzer, nur daß bei Schiller eine

---

*) Schiller hatte sich aus Scheuchzer (I, 10 ff.) angemerkt: „Vorboten des Regens: Schwalben fliegen niedrig, Wasservögel tauchen unter, Schafe fressen begierig Gras, Hunde scharren die Erd auf, Fische springen aus dem Wasser heraus. Der graue Thalvogt kommt. Wenn der und der Berg eine Kappe auf hat, so wirf die Sense hin und nimm den Rechen. Der Firn brüllt, die Gemsen lassen sich in die Tiefe herab.“ Schiller hat dies hier glücklich vertheilt. Auf einem andern Blättchen hatte er verbunden: „Der graue Thalvogt kommt. Es wehet schaurig aus dem Wetterloch. Die“. Das Blatt bricht hier ab; es ist offenbar ein Versuch der ersten Rede Ruodis.

absichtliche oder unabsichtliche Veränderung sich findet. Der schweizer Naturkundige erwähnt die „Wetter-, Wind-, Athem- und Luftlöcher" gewisser Höhlen und Bergspalten, aus welchen zu gewissen Zeiten „kalte Winde oder Luft hervorblasen", und die den Bewohnern hoher Alpen als Wetterzeichen gelten. „Eine kalte ausblasende Luft" verkündige ihnen schönes Heuwetter, dagegen „eine laue, dünstige, ausfahrende" regnigtes und stürmisches. Demnach hätte Schiller eigentlich lau statt kalt schreiben sollen, aber das kalte Blasen schien ihm wohl natürlicher. An einer andern Stelle lesen wir bei Scheuchzer, es sei gewiß, daß bei bevorstehendem Ungewitter die Windlöcher stärker blasen, wonach Schiller auch stark statt kalt hätte setzen können. Bedenklicher scheint, daß die Lage des Wetterloches nicht angegeben ist, noch schlimmer, daß die Wetterlöcher sich auf hohen Bergen befinden, der untenstehende Ruodi aber nicht zu bemerken vermag, ob die oben ausströmende Luft, die er auch kaum in so weiter Ferne sehn kann, kalt oder lau ist. Scheuchzer sagt ausdrücklich, daß die Einwohner hoher Alpen, wenn sie erfahren wollen, was für Wetter es gebe, zu diesen Windlöchern hingehen. Zwei Wetterzeichen hätten hier vollkommen genügt. Wie Ruodi die Wetterzeichen von dem Gebirge hernimmt, auf welches der Fährmann immer seinen Blick richtet, so der Hirt von seinen Thieren. Kuoni, welcher gleich durch den Melknapf, den er auf der Schulter trägt, sich als Hirt zu erkennen gibt, bestätigt Ruodis Wetterverkündigung, den er als Fährmann anredet, durch zwei andere Zeichen, die Schiller aus folgender Bemerkung Scheuchzers nahm (vgl. S. 134*): „Die Schafe zeigen uns den bevorstehenden Regen an mit begieriger Auffressung des Grases, der Hund [dem Schiller hier den Namen Wächter gibt] mit Aufscharrung der

Erde." Der Jäger hält sich an die Wasserthiere. „Die stummen Fische", lesen wir bei Scheuchzer, „reden von vorstehendem Platzregen durch ungewohnte Sprünge außer dem Wasser.... Ist es nicht wahr, daß gemeiniglich ein Regen erfolget, wenn die Enten und andere Wasservögel sich oft eintunken?" Schiller wählte hier das auf dem See häufige Wasserhuhn, das geschickt untertaucht. Bei den Römern galt es als Anzeichen des Sturmes, wenn das Wasserhuhn am Morgen schrie.

Wenn der Fischer beim Nahen des Gewittersturmes den Kahn einziehen läßt, so ist der Hirt um sein Vieh besorgt. Er befiehlt seinem Handbuben Seppi (schweizerisch für Joseph), sich nach dem Vieh umzusehn*); dieser aber beruhigt ihn damit, daß er die Liesel von fern läuten höre. Ebel bemerkt: „Derjenigen Kuh, welche gewöhnlich am weitesten geht, hängt der Senn eine Glocke an; kommt diese an, so weiß er dann sogleich, daß alle übrigen schon versammelt sind." Die Kühe haben Frauennamen, häufiger von der Farbe hergenommene Bezeichnungen.

Hier knüpft sich nun ein Gespräch zwischen den drei Personen an. Der Fischer kann nicht umhin, des prächtigen Geläutes zu gedenken, während Werni die Schönheit des Viehes rühmt, das er in der Ferne sieht. Durch seine Frage, ob es ihm gehöre, werden wir hier schon auf den Freiherrn von Attinghausen, als den „gnädigen" (adligen) Herrn des Hirten geführt.**) Ebel

*) Lugen, schweizerisch für sehn. In der hamburgischen Handschrift steht die Anrede Knabe (statt Seppi) am Ende des Verses.

**) Meister ist Ehrenname des Oberhirten. — Nit aus der Volkssprache, in der Verbindung Bin nit so reich, während Kuoni selbst sonst (46. 64. 133) und die übrigen hier nicht brauchen. Goethe hatte schon im Götz dieses nit eingeführt. Unten V. 60 haben die Handschriften in Wernis Rede eine statt 'ne. — Die falschen Gedankenstriche nach Vieh und reich sind bloße Nachlässigkeiten.

schreibt: „Jeder Senn hat ein Geläut, welches aus drei, wenigstens aus zwei Glocken besteht, die untereinander und mit dem Gesang des Kuhreihens harmonieren. Diese Glocken hängen an breiten, mit Figuren ausgeschnittenen und angenäheten ledernen Riemen, welche vermittelst einer großen Schnalle um den Hals der Kühe befestigt werden.... Der schönsten schwarzen Kuh wird die größte Glocke umgehangen.“ Auch im folgenden, wo der auf sein Vieh stets gerichtete Sinn des Volkes sich ausspricht*), liegt Ebels Bericht zu Grunde. „Hinter dem Senn folgen drei bis vier schöne Ziegen, dann die schönste Kuh mit der großen Glocke“, schreibt dieser. „Es ist auffallend, wie voll Stolz und Selbstgefühl die mit den Glocken gezierten Kühe einhertreten; und wer sollte es glauben, daß diese Thiere ihren Rang fühlen und von Eitelkeit und Eifersucht geplagt werden? Wird der großen Glockenträgerin, welche die Sente (Herde) anführt, ihr Schmuck genommen, so zeigt sich ihr Schmerz über die erlittene Kränkung sehr deutlich. Sie schreit beständig, frißt nicht und fällt ab, ja sie läßt an der glücklichen Nebenbuhlerin — ihre volle Rache aus, indem sie u. s. w.“ Schiller erwähnt mit Recht nur das Nichtfressen. Weiter bemerkt Ebel, daß die Kühe eine hinter der andern gehen, und so eine Reihe bilden, woher die sie zusammenrufende Musik auch Kuhreihen heiße (?). Der Jäger bestätigt die darin zu Tage tretende Vernunft der Thiere durch seine Erfahrung von den Gemsen. Hier folgt Schiller Fäsi (I, 35), der nach Scheuchzer (I, 73) berichtet. In Schillers Auszügen aus Fäsi findet sich nur: „Gemsen weiden gesellschaftlich. Vorgeis pfeift, wenn Gefahr ist; ihre Zuflucht unter Felsvorsprüngen.“ Scheuchzer berichtet: „Die Gemsen weiden gern in gemeiner und großer Gesellschaft,

*) Kuonis Rede ist in Schillers Theater (1807) durch Versehen ausgefallen.

Fahrt unmöglich.*) Umsonst beschwören ihn die drei Männer, von denen Baumgarten ihn fußfällig anfleht, da es gelte, einen Hausvater vom Tode zu retten: auch er sei Vater und dürfe sein Leben nicht wagen; beim besten Willen könne er nicht, da der See in vollstem Aufruhr sei. So sieht denn Baumgarten sich trotz der Nähe des jenseitigen Ufers dem sichern Tode verfallen. Daß er auf andere Weise sich retten, sich in der Nähe etwa irgendwo verstecken könne, wird hier absichtlich außer Acht gelassen.

In diesem Augenblick bemerkt Kuoni**) in der Ferne den die Armbrust tragenden Tell, den er gleich erkennt. Durch die hier ungezwungen sich ergebende namentliche Bezeichnung, ganz ähnlich wie oben bei Baumgarten, gewinnt der Dichter den Vortheil, daß er den Auftretenden nicht näher zu bezeichnen braucht; auch überhebt die dringende Noth, die jede weitere Frage abschneidet, ihn der Mühe der Motivirung, wie dieser gerade mit der Armbrust, die ihn als Jäger bezeichnet, hierher kommt. Tell, der den noch am Boden Knieenden sieht, erfährt auf seine

---

Tschudi. — V. 105 stand vor Baumgartens „Heiliger Gott!“ noch das bezeichnende „Warten?“, das im Drucke dem Verse zum Opfer fiel.

*) Der Föhn ist der in der Schweiz, besonders auf dem Vierwaldstättersee, sich erhebende Sturmwind. Scheuchzer schreibt: „Es wehet in der Ebene von Altorf die Föhn oder Mittagwind zu Zeiten so ungestüm, daß sich alsdann niemand auf die See wagen darf, und man in dem Flecken Altorf selbst aus obrigkeitlichem Befehl mit dem Feuer, welches zur Kochung der Speisen angezündet werden soll, sehr vorsichtig umzugehen oder, wo nicht die Nothwendigkeit es erfordert, kein Feuer anzuzünden gewarnt wird, damit nicht durch entstehende Feuersbrunst alles verzehrt werde.“ Nach Müller Note 227 zu I, 18 wurden dann die Nachtwächter verdoppelt. Vgl. unten I, 3, 71 ff.

**) In der dalbergischen Handschrift steht statt Kuoni: „Seppi (deutet rechts)“. Vgl. S. 138*.

Frage von Kuoni, was es gebe, und daß der Fischer, den er unwillig bloß mit dem hinweisenden der bezeichnet*), die Fahrt verweigere. Ruodi beruft sich auf Tell selbst, der ja auch des Fahrens kundig sei: doch dieser meint, in der Noth müsse man alles wagen.**) Der immer heftiger tobende Sturm berechtigt den Fischer zur Entschuldigung, unsinnig wäre es, sich jetzt auf den See zu wagen. Tells Mahnung, auf Gott zu vertrauen und nur der Noth des Bedrängten zu helfen, glaubt er leicht durch die Aufforderung abfertigen zu können, statt dessen es lieber selbst zu versuchen. Noch einmal dringt Tell in ihn, es zu wagen, da die Rettung des auf dem Lande dem sichern Verderben Anheimfallenden nicht unmöglich sei. Kuoni und Werner schließen sich der Bitte an.***) Doch auch jetzt noch weigert sich Ruodi, indem er sich auf den Aberglauben beruft, wonach an diesem Tage (es ist Simon und Judä)†) der See sein Opfer

*) Der Dichter bedient sich hier der volksthümlichen Abkürzungen 's ist, sein' Ehr', fürcht't, die er sonst nicht braucht. Oben hat er einmal nit (S. 136**), auch lug' und mein'.

**) Der in allen Handschriften stehende Vers: „Wo's Noth thut, Fährmann, läßt sich alles wagen", war schon im ersten Druck weggefallen; erst J. Meyer hat ihn hergestellt.

***) In der Personenangabe muß es statt Hirten jedenfalls Hirte (dies braucht Schiller regelmäßig statt Hirt) heißen, wie die hamburgische Handschrift vor V. 153 statt Kuoni „Hirte und Jäger" hat. Freilich bietet die dalbergische statt dessen „Kuoni und Seppi", so daß man bei der Mehrheit Hirten mit an Seppi denken könnte, aber nach der Fassung des Druckes muß man glauben, Seppi habe sich nach V. 47 wegbegeben, obgleich V. 170 nicht angegeben ist, daß er eben wiedergekommen, was doch anzunehmen, weil sich nur daraus erklärt, weshalb er zuerst die Reiter bemerkt hat.

†) Sprichwörtlich heißt es: „Simon und Judä hängt an die Stauden den Schnee" oder „Wenn Simon und Judä vorbei, So rückt der Winter herbei."

neuen Gewaltthat, welche Ruodi den Wunsch nach endlicher Befreiung Uris von dem unerhörten Drucke auspreßt.*)

Zweite Szene. Wir werden von Treib in Uri nach Steinen in Schwyz, mehr als zwei Stunden von dort entfernt, versetzt. Nach der Entfernung des Luzerner Gastfreundes treibt die Gattin Stauffachers, der dieser seine bange Sorge entdeckt, ihn zum Entschlusse, sich zur Befreiung der Waldstätte mit andern gleichgesinnten Männern zu verbinden. Eben will er nach Uri, als Tell den geretteten Baumgarten zu ihm bringt. Stauffacher erscheint als Mann von reifern Jahren, in welchem Besonnenheit mit entschiedener Thatkraft, edlem Freiheitssinn und schweizerischer Herzlichkeit sich vereinigen.

Pfeifer aus Luzern kommt mit Stauffacher, mit dem er eben ein Gespräch über die Zustände seiner Heimat gehabt (vgl. S. 88), gerade aus dem Hause, um zu den Seinen zurückzukehren. Er mahnt den Freund, ja nicht auf Oesterreichs Seite zu treten, sondern die alte Freiheit zu bewahren, die er so sehr vermißt.**) Vergebens bittet Stauffacher ihn zu warten, bis seine Frau komme***), die während des politischen Gesprächs der Männer ihren häuslichen Geschäften nachgegangen ist. Der Dichter will uns die Gattin erst später vorführen, wo er ihr Auftreten dramatisch verwerthet. Bei der folgenden Bemerkung über ihre geschlossene

*) Unter diesem Lande werden hier, wie auch I, 4, die drei verbündeten Waldstätte verstanden.

**) Das ganze Auftreten Pfeifers fehlt in den Handschriften, ward wohl erst später hinzugefügt. Vgl. S. 26.

***) Meine Wirthin nach älterm deutschen Gebrauche; denn Wirth bezeichnet eigentlich den Hausherrn, so daß Wirthin ganz ähnlich steht wie Frau. Weiter unten redet die Gattin ihn nach Tschudis Vorgang (S. 52) als ihren „lieben Ehewirth" an.

Gastfreundschaft schwebt das Wort des Diomedes an Glaukus vor (Ilias VI, 224 f.):

Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wann einst ihr Volk ich besuche.

Pfeifer, der das Anerbieten freundlich annimmt, entschuldigt seine Eile damit, daß er noch heute nach dem einige Stunden von Steinen am See liegenden Gersau müsse, wobei eine nähere Andeutung der Entfernung dienlich gewesen sein dürfte. Zum Schlusse mahnt er ihn, den Geiz und Uebermuth der Vögte (er denkt an die beiden Vögte der Waldstätte)*) lieber zu ertragen als sich Oesterreich zu ergeben. Hierbei schwebt Tschudis Bericht von dem Bescheid der königlichen Räthe (oben S. 45), wie bei dem Trost, den Pfeifer gibt, Oesterreich werde nicht immer das Reich haben, desselben Aeußerung S. 44 vor.

Das von Tschudi S. 52 berichtete, meist selbst im Ausdruck wiedergegebene Gespräch mit der Gattin, dieser thatkräftigen Frau von würdigem Schweizersinne, hat Schiller ebenso glücklich eingeleitet als ausgeführt. Dabei schwebte ihm Porzias ähnliches Gespräch mit Brutus in Shakespeares *Julius Cäsar* II, 2 vor. Da sie ihn in Gedanken vertieft auf der Bank sitzen sieht, fragt sie nach dem Grunde der seit kurzem mit ihm vorgegangenen Veränderung, die auf einen stillen Kummer**) deute; als sein treues Weib verlangt sie für sich die Hälfte seines Grams. Aehnlich fordert Porzia bei der Heiligkeit ihres Liebesschwurs, Brutus

---

*) Tschudi spricht von dem Geiz und der Kargheit des Königs Albrecht (oben S. 68), bei den Landvögten nur von ihrer Tyrannei.

**) Das *Gebresten* nahm Schiller aus dem Volksmunde im Sinne von Kummer, wie auch *Brast*, *Braß* stehen. Vgl. *bresthaft*. Bei Tschudi: „Nun hat Si gern gewußt, was Im doch *gebrest* (fehle), und hub so viel an, daß er u. s. w.“

solle ihr, seiner Hälfte, anvertrauen, was auf ihm laste. Da er schweigend ihre Hand drückt, dringt sie weiter in ihn. Was könne ihn denn quälen, da er ja mit Wohlstand gesegnet sei?*) Bei der Schilderung des Hauses von Stauffacher benutzte Schiller Müllers Bemerkung, dieses sei, „wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, mit Namen oder Sinnensprüchen bemalt, weitläufig und glänzend erbaut“ gewesen.**) In der Erzählung Stauffachers***) von Geßlers Begegnen ist der Dichter treu Tschudi (oben S. 51) gefolgt, wobei ihm das Versehen begegnete, daß er underſten mit mich unterstehen wiedergab, da es doch Tschudi für das einfache versuchen geläufig ist. Nach Tschudi ritt Geßler gen Küßnacht und Stauffacher stand, als dieser an seinem Hause vorüberkam, vor demselben.†) Die folgende Rede Gertruds

---

*) Der Rinder Scharen, homerisch wie im Lied von der Glocke „der Rinder breitgestirnte glatte (im Gegensatze zu den wolligen Schafen) Scharen“, wonach auch „der glatten Pferde wohlgenährte Zucht“ sich erklärt. Zucht, wie bei Voß Odyssee XX, 212 „die Zucht (γένος) breitstirniger Rinder“. Nach Peppmüller hätte dem Dichter hier Ilias XIV, 121 ff. vorgeschwebt.

**) Der Vers: „Und nach dem Richtmaß ordentlich gefüget“, erinnert an das homerische ἐπὶ στάθμην ἴθυνεν, das Voß wiedergibt „ordnete scharf nach der Richtschnur“. Vgl. Goethes Faust II, 4366. Das homerische εὖ oder πυκινῶς ἀραρυῖα übersetzt Voß „wohl einfügend“.

***) Erst im Drucke wurde der Vers durch die Einschiebung von sage ausgefüllt; wahrscheinlich war durch Versehen in der Handschrift ein Beiwort zu Werner ausgefallen.

†) Die hamburgische Handschrift hat vor dieser Linde in auf dieser Bank verändert. — Wundernd, nach schillerschem Gebrauche. Vgl. zur Braut von Messina S. 97**. Er schien sich darüber zu verwundern. — Trutziglich, wofür Schiller trutzlich bei Tschudi fand. Auch unwilliglich u. a. hat Tschudi. Schiller braucht so trutziglich auch weiter unten, ebenso kräftiglich.

ist zunächst, mit Ausnahme der Anrede (bei Tschudi „Min lieber Ee-Wirt“), bis zu den Worten „Du weißt“ Schillers Eigenthum. Er macht sie zu einer Tochter des „edeln Ibergs“ (Iberg), während er aus Müller wußte, daß Stauffachers Gattin Margareth Herlobig hieß. Im Personenverzeichnisse änderte er auch den Vornamen, da Stauffacher seine Gattin nicht mit ihrem Namen anredet. Den Namen Iberg nahm er aus Müller, der unter den alten Geschlechtern „die Iberg“ nennt, und 1311 als Landammann von Schwyz „Konrad ab Iberg (vom Iberge)“ anführt. Bei Homer steht „ich rühme mich zu sein“ einfach für „ich bin“; Schiller aber scheint in „rühm' ich mich“ den Stolz auf ihre Abkunft anzudeuten.*) Der Dichter läßt sie als Mädchen an den Winterabenden die politischen Gespräche der bei ihrem Vater sich versammelnden hervorragenden Männer der Gemeinde vernehmen.**) Gertrud weiß wohl, weshalb Geßler ihrem Gatten grollt und ihn beneidet.***) Tschudi nennt ausdrücklich den von Gertrud erwähnten Grund des Hasses (vgl. oben S. 52). Daß die beiden Vögte „jüngere Söhne ihrer Häuser“ gewesen, vermuthet Müller. Gertrud er-

*) Daß hierbei gerade die Aeußerung des Diomedes Ilias XIV, 113 f. vorgeschwebt, kann ich Peppmüller nicht glauben.

**) Müller sagt bloß: „Alte Sitten gaben den Hausfrauen männlichen Sinn.“— Die Pergamente der alten Kaiser. Müller bemerkt: „Es ist von Kaisern urkundlich bekräftigt worden, dieses Volk (die Waldstätte) habe den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht und erworben“, wofür er die Urkunde Friedrich II. von 1240 anführt, aus welcher er die betreffende Stelle ausführlicher später (Note 814 zu I, 16) mittheilt. Rudolf von Habsburg bestätigte diese Freiheit, was Albrecht verweigerte. Man wollte diesen freien Anschluß an das Reich bis auf das Jahr 809 zurückführen. — Bedachten im Gespräch, besprachen mit Bedacht.

***) Der römische Kaiser ist als Inhaber der bedeutendsten weltlichen Herrschaft in Europa „der Höchste in der Christenheit“. Statt Höchste sollte vielleicht höchste stehn.

muthigt ihren Gatten durch ihren kühnen Rath, das zu denken, was er selbst noch nicht gewagt. Von den Worten „Du weißt“ an folgt Schiller zunächst wieder Tschudi. Die Beziehung auf den von Landenberg*) hat er eingefügt und das „wi man dann täglich hört, daß Si Jre Not klagend“, schön ausgeführt.**) Das Anrufen Gottes ist weggeblieben, und statt „Uri und Unterwalden“ nur ersteres genannt.***) Stauffachers Erwiederung ist fast wörtlich aus Tschudi, alles folgende gehört dem Dichter an. Der Gedanke, daß eine gewaltsame Abwehr möglich sei, ergreift jenen zunächst mit Grausen. Wie sollten sie wagen, den Krieg in diese stillen Thäler zu bringen? Warteten ja die Oesterreicher nur auf einen Vorwand, sie mit Kriegsgewalt zu unterdrücken. Gertrud aber verzagt nicht; auch die Schweizer wissen ja ihre Streitaxt zu schwingen, und sie dürfen auf Gott bauen. Stauffachers Erinnerung an die Grausamkeit des Kriegs, der nicht Haus, nicht Kind noch Weib schone, fertigt Gertrud mit schlagenden Erwiederungen ab; sie erhebt sich zur Heldenhöhe einer Porzia, als sie zur Rettung ihrer Ehre auch freiwilligen Tod nicht zu scheuen erklärt.†) Da der Heldenmuth der Gattin, einer edlen, freien Schweizerin, die zu allem bereit ist, was die Erkämpfung der Freiheit verlangt, jedes Bedenken Stauffachers überwindet, erklärt er sich bereit, sofort zu weiterer Besprechung nach Uri zu

---

*) Schiller nennt ihn „Landenberger“, wie Tschudi zwischen „von Stouffach“ und „Stouffacher“ wechselt.

**) *Alle Redlichen* hat er für „mancher frommer Landt-Mann“ gesetzt und zur „Wüterei“ noch den Geiz hinzugefügt. Vgl. S. 145*.

***) Der Vers „Und der gerechten Sache gnädig sein“ wurde erst beim Drucke hinzugefügt. — *Redlich offenbaren* braucht Müller so.

†) *Die Herde schlägt er und den Hirten.* Matth. 26, 31: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde [illegible] streuen.“

Fürst und Attinghausen zu gehn. Der Bericht Tschudis (S. 53) ist hier geschickt umgestaltet.*) Auffällt, daß Stauffacher von seinen Freunden in Uri so spricht, als hätte die Gattin nie von ihnen gehört, was dadurch nicht entschuldigt wird, daß sie schon bei Tschudi nichts von Stauffachers Freunden in Uri weiß. Beim Abschied empfiehlt er ihr die Leitung des Hauses und ermahnt sie, ja alle Pilger und Mönche, die bei ihr vorsprechen, wohl aufzunehmen.**) So tritt wie am Anfange die Gastfreundschaft, hier die Mildthätigkeit des wohlhabenden Mannes hervor. Auch Tell kennt ihn als bereiten Schützer aller Bedrängten, und so führt er ihm den glücklich geretteten Baumgarten zu. Als er mit diesem kommt und auf das Haus seinen Blick wirft, sieht er den Stauffacher, der eben mit Gertrud sein Haus betreten will, und er geht ihm nach. Stauffachers Aufnahme, und was sich daran schließt, wird hier geschickt abgeschnitten.

Dritte Szene. Aus Schwyz führt der Dichter uns auf einen Platz bei Altorf in Uri, wo man auf einer Anhöhe an Zwing-Uri baut. Stauffacher wird durch den Anblick bitter aufgeregt, Tell nur unangenehm davon berührt. Der Weg von Steinen bis Altorf (von Brunnen bis Fluelen, den Landungsplatz von Altorf, fährt man auf dem See) erfordert an fünf Stunden. Es erfolgt Geßlers Gebot wegen des Hutes. Stauffacher sucht vergebens Tell für eine Verbindung zum gemeinen Besten zu ge-

*) Geheim (zugethan) nahm Schiller aus Tschudi. — Zu den Worten „am offnen Herweg stehts, ein wirthlich Dach für alle Wandrer" vergleicht Peppmüller Ilias XIV, 5: „Weil er 'alle mit Lieb' beherbergte, wohnend am Heerweg". — Fahren, hier, wie sonst in unserm Stücke, nach älterm Gebrauch für „ziehen" (gehn oder reiten). — Bannerherrn. Das Tragen der großen Landesfahne (Banner) im Kampfe war den edelsten Männern anvertraut.

**) Weil, zeitlich, nach älterm Gebrauche, wie auch oft bei Goethe.

winnen. Am Schlusse tritt Bertha als mildthätig und zugleich als Gegnerin des die Freiheit des Volkes bedrohenden Baues auf. Zur Würdigung der Szene vgl. oben S. 88 ff.

Vorangeht die Schilderung der rücksichtslosen, bitter höhnenden Strenge, womit Geßlers Frohnvogt das Volk zum Dienste treibt. Daß Zwing-Uri vom Volke selbst im herrschaftlichen Dienste gebaut wurde, ist nicht überliefert. Der Frohnvogt ist zuerst, nachdem er zu rascher Förderung des Werkes im allgemeinen getrieben und die Langsamkeit der Arbeit getadelt hat*), hinter zwei Handlangern her, die ihm viel zu wenig aufgepackt zu haben scheinen.**) Dies treibt einen Gesellen zur Klage, daß sie selbst ihren „Twing" bauen müssen. Schiller ließ sich durch Müller irre führen, der den Bau einen „Twinghof" nennt, mit der Bemerkung, der Name „Twinghof" sei dem Volke billig verhaßt gewesen, weil „Twing" Eigenthum voraussetze. Aber die Ueberlieferung spricht nicht von einem Twinghof, sondern von einer Veste des Landvogts, die er Zwing Uri unter die Stägen (vgl. S. 50*) habe nennen wollen. Twing ist gar nicht, wie es Schiller nimmt, eine Zwingburg oder ein Zwinger, sondern das Recht des Eigenthümers, in seinem Bezirke ganz frei zu schalten, so daß alle darin Wohnenden ihm dienstbar sind, auch dieser Bezirk selbst. Der Frohnvogt erwiedert darauf nur mit der Schmähung, das Hirtenvolk sei zu nichts zu gebrauchen.***) Als er einen ermüdeten Alten zur Arbeit drängt,

*) Das schlendert. Das verächtlich im Volkstone zur Bezeichnung von Personen, wie Schiller sagt: „Das denkt wie ein Seifensieder", „Das muß der Kaiser ernähren" Erläut. zu Wallenstein S. 218***).

**) Bescheblen, gewissenlos (wie ein Gr

***) Anstellig, ein in der Schweiz ſi

heit ersonnenem Befehle wird glücklich dramatisch belebt. Als Platz, an welchem der Hut aufgesteckt werden soll*), wird der höchste Ort mitten in Altorf bezeichnet; eine bestimmtere Angabe dürfte passend gewesen sein. Der Befehl ist wesentlich aus Tschudi (S. 50) genommen, das Dabeisitzen eines Wächters weggelassen, die Absicht des Königs, die Gehorsamen daran zu erkennen**), hinzugefügt, die Strafandrohung an den Schluß gesetzt. Bisher nannte Schiller Albrecht nur Kaiser, hier und im folgenden zuweilen abwechselnd auch König, wie er mit Recht regelmäßig bei Tschudi und Müller bezeichnet wird. Albrecht war nicht, wie sein Vater, zum römischen Kaiser gekrönt. Die allgemeine Entrüstung über ein so schmähliches Ansinnen spricht sich unter den Arbeitern aus.***) Meister Steinmetz ruft alle ab, daß sie sich mit andern berathen, wie sie sich dagegen verhalten wollen.†) Der Entschluß fiel, wie wir aus III, 3 schließen dürfen, dahin aus, daß man den Platz ganz meiden wolle.

---

*) Ist der etwas seltsame Ausdruck „auf hoher Säule aufrichten“ absichtlich für den Ton des herrschaftlichen Befehls gewählt? Bei Tschudi heißt es, eine Stange sei aufgerichtet und der Hut darauf gelegt worden. Warum wird nicht der Hut auf der Stange aufgepflanzt, auf der man ihn trägt? — Die dalbergische Handschrift hat „auf (statt an) dem höchsten Ort“.

**) Bei Müller heißt es, Geßler habe zu prüfen unternommen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrüge. Nach Stumpff wollte er dadurch hinter die Theilnehmer des Bundes kommen.

***) Der Hut ist das Zeichen der herzoglichen Würde und hängt als solcher über dem Thron, auf welchem der Herzog sitzt, wenn er Vasallen belehnt oder in ihren Lehen bestätigt. Albrecht hatte, wenn er sich in der Nähe fand, seinen Sitz auf dem Stein zu Baden. Schiller stellt die Sache richtiger dar als Müller, der sagt: „Ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen.“

†) In der hamburgischen Handschrift ist die Stelle verkürzt. Statt der Reden

dessen Tyrannei schon über das Volk gebracht, spricht sich hier sehr bezeichnend aus.

Vierte Szene. Stauffacher schließt bei Walther Fürst mit diesem und dem bei ihm verborgenen Arnold von Melchthal den Bund zur Befreiung der drei Lande, dessen Ausbreitung und letzte Berathung auf dem Rütli verabredet wird. Sehr glücklich ist das verschiedene Lebensalter der drei Verbündeten benutzt; neben dem etwas ängstlichen Alten stehen der besonnene Mann und der leidenschaftliche Jüngling.

Melchthal hat mit größter Spannung den auf Nachricht von Unterwalden ausgesandten Fürst erwartet, ja die Ungeduld hat ihn aus seinem Verstecke in das Wohnzimmer getrieben, wo er den eben Ankommenden mit Hast befragen will.*) Dieser, der Verrath fürchtet, unterbricht ihn mit der Mahnung, nur in seinem Verstecke zu bleiben, doch besteht er nicht darauf, da Melchthal auf das dringendste jetzt gleich Nachricht von Unterwalden, besonders von seinem Vater, haben will; der Mahnung, leicht könne er verrathen werden, setzt er seinen Widerwillen entgegen, sich versteckt zu halten, da er ja nichts verbrochen habe, wodurch der Dichter Gelegenheit erhält, Melchthal selbst das, was er gethan, erzählen zu lassen. Die zu Grunde liegende Darstellung Tschudis (vgl. S. 47 f.) hat Schiller durch kürzere Fassung und glückliche Einfügung des Zuges, wie die Ochsen selbst das Unrecht zu fühlen geschienen**), wesentlich gehoben.***) Fürst

*) In der Anrede braucht Schiller den ganzen Namen Walther Fürst. Vgl. oben S. 87**.

**) Die hamburgische Handschrift läßt dieses weg; sie streicht V. 19 („In die Seele") —22.

***) Der Abgesandte des Landvogts heißt bei Tschudi Diener, einmal Knecht;

entgegnet zunächst, er hätte sich der von der Obrigkeit verhängten Strafe*), wie schwer sie auch gewesen, fügen müssen; als aber Melchthal erwiedert, nicht die übermäßige Höhe der Strafe, sondern des Boten höhnende Rede und der Unmuth über die Ungebühr, die selbst die Thiere zu fühlen geschienen, hätten ihn übermannt, muß Fürst gestehn, daß es schwer halte, bei dem gegen sie alle geübten Uebermuth sich zurückzuhalten. Jetzt erst kommt Melchthal auf seinen greisen Vater zurück, den er ohne Schutz habe zurücklassen müssen**); der Landvogt sei ihm so wegen seiner freien Gesinnung feind.***) Die Sorge um den alten Vater, den er nicht verlassen dürfe, drängt ihn, gleich zu ihm zu eilen, aber Fürst verlangt, er solle erst Kunde abwarten.†) Als es dann klopft, bittet er ihn, in sein Versteck zu gehn; vielleicht sei es

---

den letztern Ausdruck braucht Müller, Schiller hier Bube, nach älterm Gebrauch, später Bote, weiter unten Knecht. — Das treffliche Gespann, wie unten das beste Paar, bei Tschudi „das schönest par Ochsen". — Aus Müller nahm Schiller „den Finger mit dem Stab („mit seinem Stock" Müller) gebrochen" und „wenn der Bauer Brod wollt' essen" (Müller „wenn die Bauern Brod essen wollten").

*) Auf das alte Buße für Strafe brachte den Dichter wohl Müllers Ausdruck „habe ihn um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt".

**) Ein Anklang an Homer, bei welchem Priamus (Ilias XXIV, 488 f.) klagt, vielleicht drängten den bejahrten Vater des Achill umliegende Völker „und niemand ist, ihm Jammer und Weh zu entfernen". — Unglimpf, Mißhandlung. Bei Tschudi „sins Vaters zugefügte Schmach".

***) Gehässig, im thätigen Sinne, wie auch weiter unten, wofür bei Tschudi sich sonst gehaßt findet. Hier heißt es bei diesem, der auch die freie Gesinnung des Vaters hervorhebt, „viend und uffsetzig".

†) Vom Walde, vom Kernwalde, der Unterwalden in zwei Theile scheidet. Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt, Unterwaldner seien zwei Völkerschaften, nid dem Wald schweizerischen, ob dem Wald römischen Ursprungs.

ein Bote von Geßler, der gar nach ihm schicke*), weil er mit dem Landenberg gemeinsame Sache mache. Melchthal kommt dadurch auf eine gleiche Verbindung der Landleute der drei Lande als einziges Rettungsmittel gegen den Tyrannen. Fürst läßt den Klopfenden etwas lange warten; auch nach dem zweiten Klopfen muß er erst noch die Bemerkung machen, sie seien mit Spähern so umgeben, daß sie an ihren Hausthüren fast Schloß und Riegel anbringen müßten, welche die einfache Schweizersitte noch nicht kannte. Auch heute noch genügen in einsamen Gebirgsgegenden der Schweiz Fallriegel von Holz, die man von außen aufziehen kann. Die herrschende Späherei ist ein von Schiller erfundener Zug, dessen man entbehren könnte. Die Stelle dürfte gewinnen, wenn Fürst unmittelbar nach Melchthals Entfernung öffnete.**)

Mit freudigster Ueberraschung empfängt Fürst den eintretenden Stauffacher***), der ihm herzlich die Hand reicht, und in seiner Erwiederung das Vertrauen auf seinen alten Schweizersinn hervorhebt. Dieser erkundigt sich nach dessen Gattin, von der

---

*) Melchthal folgt erst nach wiederholter dringender Bitte. Da er nach dem ersten geht säumt, fügt Fürst Geht hinein! hinzu. Ein Gedankenstrich ist eigentlich nur nach dem ersten geht (vielmehr geht!) an der Stelle. Nach Landvogt sollte Punkt, nach hinein Ausrufungszeichen stehn.

**) Schwant, volksthümlich für „ahnt". — Wer klopft? „Wer mag klopfen?" Auch Faust fragt bei Goethe: „Wer klopft?" — Rauschen von der sich mit Geräusch öffnenden Thüre. — In der hamburgischen Handschrift fehlen nach Wer klopft? die fünf mit So oft beginnenden Verse.

***) Vielleicht schwebt hier Achills Empfang der Gesandten (Ilias IX, 196 ff.) vor. Dieser ruft ihnen zu: „Freude mit euch! willkommen, ihr Theueren!" und später sagt er:

Sind doch die werthesten Männer anjetzt mir unter dem Obdach.

wir I, 2 sahen, daß sie sonderbarer Weise von der gastfreundlichen Verbindung mit Fürst nichts zu wissen scheint; der Ruhm der edlen Gastlichkeit seines Hauses bezieht sich besonders auf sie.*) Fürst bringt die Rede gleich auf die von Geßler angelegte Veste, die hier, wie bei Müller, ein Twinghof, im Sinne einer befestigten Burg genannt wird. Vgl. oben S. 150.**) Da Fürst auf Stauffachers Erwiederung in scharfer Weise bemerkt, der Bau ziele auf die Unterdrückung ihrer Freiheit***), hält dieser nicht mit dem Bekenntnisse zurück, daß es eben schwere Sorgen seien, welche ihn zum Freunde getrieben, daß man hier wie in ihrem Lande das Volk drücke und dränge, und kein Ende dieser Verkümmerung ihrer hergebrachten Freiheit abzusehen sei. Fürst kann dieses nur bestätigen, wobei er sich auch auf Attinghausen beruft, nach Tschudi (vgl. S. 57).†) Stauffacher geht nun zur ähnlichen Bedrückung in Unterwalden („unterm Wald") über, die zur blutigen Rache treibe, und gedenkt der Geschichte Baum=

*) Meinrads Zell. An der Stelle der Zelle, in welcher der Einsiedler Meinrad im Jahre 861 von Räubern erschlagen worden war, stiftete 906 Graf Eberhard eine neue Meinrads Zell. Kaiser Otto I. „verwandelte, vornehmlich zum Trost edler Herren, St. Meinrads Zell in ein Kloster" (Müller), das er Einsiedeln nannte (eremus deiparae matris, eremitarum coenobium). — Steinen, auf dem Wege von Einsiedeln nach der Gotthardstraße.

**) Die szenarische Bemerkung, daß Stauffacher sich wirklich setze, fügte Schiller beim Drucke hinzu. Das Setzen würde eigentlich besser nach der Aufforderung „Setzt euch, Herr Werner!" erfolgen. In der hamburgischen Handschrift fehlen die sechs mit Setzt euch beginnenden Verse.

***) Den Vers „O Freund" läßt die hamburgische Handschrift weg. — Menschendenken, volksthümlich für „Menschengedenken". — Ihr nennts mit Namen, „ihr sagts", „es ist so".

†) Bei Müller heißt es: „Und Walther bezeugte, auch der hocherfahrene Herr von Attinghausen sage: Die Neuerungen werden unerträglich."

gartens*), den Tell (als Fürsts Schwiegersohn nennt ihn Müller) über den See gerettet und der jetzt bei ihm Zuflucht gefunden habe. Fürst, der Baumgarten als einen schlichten Mann kennt, sieht in dessen furchtbarem Morde nur die Strafe des Himmels. Stauffacher hat auch von Baumgarten die geschichtlich ein Jahr später fallende Geschichte von Melchthal erfahren, die er hier nach dessen Bericht als Neuigkeit erzählt.**) Er weiß schon, wie grausam der Landvogt den alten Vater gestraft hat, was er mit lebhafter Aufregung, obgleich Fürst ihn abhalten will, erzählt.***) Den Bericht Tschudis (S. 48 f.) hat der Dichter hier wesentlich gehoben. Des auf die Schreckenskunde herausstürzenden Sohnes Verzweiflung ist ergreifend geschildert.†) Wenn Fürst nach der

---

*) Statt „Des Königs Vogt, der auf dem Roßberg hauste", hätte man auch hier lieber, wie oben I, 1, gelesen: „Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß"; denn solche wörtliche Wiederholungen sind durchaus nicht störend.

**) Sarnen ist die Burg zu Sarnen, auf welcher die Blendung des alten Melchthal geschah. — Von einer frühern Handschrift hat sich ein Blatt erhalten, das die 33 Verse „Sagt an" bis „sich zum Lichte" enthält. Vgl. Schnorrs Archiv XIV, 327 f. Die ursprüngliche Fassung ist darauf ein paarmal durch Ueberschreiben der jetzigen verbessert. — Bei den Worten im Melchthal, da wo man eintritt bei Kerns liegt die Stelle Müllers zu Grunde: „Aus dem Melchthal, in welches man von Kerns hereingehe." Das „enge, tiefe Thal der Melch" mit seiner „heimelnden Natur" beschreibt Müller Note 211 b zu I, 18. — Zu Heinrich von der Halden vgl. oben S. 92*. — Der Vers: „Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde", floß aus Tschudis „wohl geacht unter den Landlüten". — In Fürsts lebhafter Frage: „Wie stehts um den" hatte Schiller ursprünglich „ihn" gesetzt.

***) Statt „nichts mehr" hatte Schiller zuerst „nichts weiter" geschrieben. Der folgende Vers lautete: „Läßt ihn zu Boden werfen, von den Knechten". — „Den spitzgen Stahl", das glühend gemachte Eisen. Das Ausstechen fand Schiller bei Tschudi. Shakespeare läßt im Lear dem Gloster die Augen ausreißen.

†) Bei seinem Rufe: „um meiner Schuld, um meines Frevels Willen",

szenarischen Bemerkung Stauffacher ein Zeichen gibt zur Andeutung, daß der ihn krampfhaft Fassende der Sohn sei, so ist wohl an einen mitleidigen Blick zum Himmel zu denken. Stauffacher selbst ist von der Größe des Unglücks der Blindheit so hingerissen, daß er diese lebhaft ausspricht, ohne zu bedenken, wie schmerzlich er gerade den Sohn dadurch trifft. Nachdem dieser stumm verzweifelnd, die Hand vor die Augen drückend, seinem leidenschaftlichen Schmerze einige Augenblicke sich hingegeben, stellt er sich in rührendem Ergusse seines Gefühls das tiefe Unglück vor, leben zu müssen, ohne des Lichtes der Augen sich zu erfreuen. Diesen innigen Erguß des Gefühls hat man zu hoch für den einfachen Hirtensohn finden wollen, aber die dramatische Dichtung hat das Recht, in solchem Falle zu idealisiren und ihren Personen den lebendigen Erguß schwungvollen Gefühls zu leihen. Das, was Melchthal sagt, ist keine feine Abstraktion, sondern aus tiefstem Naturgefühl geflossen.*) Man vergleiche damit Miltons Preis des Lichtes und die Klage über seine Blindheit III, 1—50. Treffend führt er die Augenweide aus, welche dem Schweizerhirten das Land bietet, die grünen Wiesen, deren frische Farbe dem Auge so wohl wie die Wärme dem Körper thut**), die glänzend schimmernden Blumen, das purpur-

---

steigert sich ihm seine Schuld zum Frevel, weil diese dem Vater ein solches Unglück zugezogen hat.

*) Mehrere falsche Gedankenstriche sind in dieser Rede überliefert. — Fühlend, sein Unglück empfindend, im Gegensatze zu den Thieren, die zunächst bei allen Wesen vorschweben. — Firnen. Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt: „Firnen, sie glänzen wie Glas. Sie erhalten ihre isolirte Kegelfigur durch das Schmelzen im Sommer.“ — Roth, bei Sonnenuntergang (das Alpenglühen)

**) So wird wohl das warme Grün zu verstehn sein. Goethe sagt, das Auge finde im Grünen seine reale, wie im Roth seine ideale Befriedigung; das

leuchtende Alpenglühen. Kein größeres Unglück scheint es ihm zu geben als zu leben ohne zu sehn. Als er dann, aus seinem Schmerz sich emporraffend, wieder seinen Blick auf die voll Mitleiden ihn Anschauenden wendet, da fühlt er recht, wie wahrhaft bejammernswerth er sei, da er von seinen Augen und dem reichen Genusse des Lichtes seinem blinden Vater nichts zu geben vermöge. Aber sein Schmerz soll noch gesteigert werden, als er vernimmt, der Landvogt habe seinem Vater alles geraubt und es bleibe ihm nichts übrig als sein Brod vor den Thüren zu erbetteln. Vgl. S. 93. Daß er aus dem Hause vertrieben worden, wird nicht gesagt. Nach II, 2 findet ihn der Sohn auf „fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit mildthätiger Menschen lebend". Da will er denn sich nicht länger halten lassen, ja er macht sich die bittersten Vorwürfe, daß er aus Sorge für sein Leben geflohen sei, den Vater preisgegeben habe: seine Sicherheit gilt ihm jetzt nichts mehr, er lebt nur in dem einzigen Gedanken, sich zu rächen. Als Fürst ihn erinnert, der Landvogt spotte ruhig auf der Veste zu Sarnen seiner Wuth, erklärt er sich stark genug, mit zwanzig gleichgesinnten Jünglingen seine Veste zu zerstören*), ja sollte keiner von allen Thalbewohnern ihm folgen wollen, so ist er überzeugt, die Hirten des Gebirges werden sich mit ihm vereinen, um den unmenschlichen Frevel zu rächen. Bei der

---

Gemüth ruhe auf dieser gleichen Mischung der Mutterfarben (Gelb und Blau) wie auf einem Einfachen, man wolle und könne nicht weiter.

*) Als höchste Eisgebirge nennt er zwei auch durch ihren Namen bezeichnende und glücklich zu verwendende des berner Oberlandes, das Schreckhorn und die noch höhere Jungfrau, auf welcher er sich eine wirkliche Jungfrau in unnahbarer Höhe thronend denkt. Vgl. Schillers Berglied mit unsern Erläut. zu den lyr. Gedichten II, 67. — Die Worte „oder höher ... sitzt" fehlen in der hamburgischen Handschrift, wie darauf die anderthalb Verse „mit zwanzig" bis „Veste".

Schilderung der Gebirgsvölker hier und II, 2 schwebt Scheuchzer vor. Dieser sagt von den Einwohnern der hohen Gebirge, sie hätten „gemeinlich starke, von den Krankheiten befreite Leiber“ und „ehrliche aufrichtige Gemüther“; „der Umgang mit denen ehrlichen alt eidgenössischen Aelplern versüße genugsam alle Widrigkeiten der Gebirgsreisen“. Stauffacher ist durch Melchthals Rede so ergriffen, daß auch er es endlich an der Zeit hält entgegenzuwirken, wobei freilich die Bemerkung: „Es ist auf seinem Gipfel“, etwas kahl ist, auch zu dem folgenden „Wollen wir erwarten, bis das Aeußerste —“ nicht wohl stimmt, da zwischen dem Gipfel und dem Aeußersten doch nicht wohl unterschieden werden kann. Wie viel besser stände hier ein einfaches: „Was länger säumen?“ oder etwas Aehnliches? Mit Recht kann Melchthal erwiedern, ein schrecklicheres Unrecht als das, was man seinem Vater zugefügt, sei unmöglich, worauf er denn durch die mit aller natürlichen Beredtsamkeit ausgeführte Darstellung, daß sie nicht wehrlos seien, sie in ihrer Noth sich vertheidigen müßten, wie es das zu Tod verfolgte Thier thue, die mit bewegter Theilnahme auf ihn Schauenden fortzureißen sucht.*) Der Hirsch zeigt sich jetzt in der Schweiz fast gar nicht mehr, aber bei Stumpff fand Schiller ihn als erste Art des schweizerischen Hochwildes „unter den Alpgebirgen, in den zamen Vorgebirgen, Büchlen und Wälden“ in frühern Jahrhunderten angeführt.**) Bei der Gemse schwebt, wie III, 1 und in Schillers Ballade der Alpenjäger, die Stelle Ebels

*) Vgl. Müller: „Unsere Väter wußten, wozu der Wolf den Zahn, wozu der Ochs die Hörner, wozu der Mensch die Waffen braucht“, was an Hor. sat. II, 1, 52 erinnert.

**) Zeigt, hält drohend entgegen. — Meute, die verfolgenden Jagdhunde. — Die drei Verse von „Es stellt“ an fehlen in der hamburgischen Handschrift.

vor: „Bisweilen wird die verfolgte Gemse zwischen senkrechte Wände und Abgründe so in die Enge getrieben, daß sie vor sich nicht weiter fliehen kann, und hinter sich ihren grausamen Feind erblickt; das Thier wendet dann gewöhnlich um, springt zwischen dem Jäger und der Felswand durch, und stürzt ihn in Abgründe.“ Dasselbe fand Schiller bei Scheuchzer noch weiter ausgeführt, Der in Wuth versetzte Stier „wetzt“ seine Hörner, indem er, ehe er den Angriff macht, mit ihnen den Boden aufwühlt.*)

Jetzt wird der bedenklichere Fürst zu der Bemerkung ermuthigt, die Vereinigung der drei Lande könne etwas zu Stande bringen. Stauffacher geht darauf gleich mit der Versicherung ein, Schwyz werde nicht zurückbleiben; den Vortritt aber gibt er Uri wegen der höhern Würde des ältern Fürst.**) Der Bund der drei Waldstätte galt als uralt. Vgl. S. 147**. Müller bemerkt: „Da [als neben Schwytz, Altorf und Stanz mehrere Dörfer entstanden] wurden die Thäler Schwytz, Uri und Unterwalden durch Vermehrung sowohl der Kirchen als der Gerichtsstätten, jedes nach und nach, von dem andern in seinen Sachen unabhängig; doch gegen Ausländer hielten sie so zusammen, daß die drei Völkerschaften wie nur eine gehalten wurden“***), wofür er den Bund vom Jahre 1291 anführt. Derselbe erwähnt schon einer Erneuerung desselben im Jahre 1206 (Note 54 zu I, 15). Melchthal kann für Unterwalden gut sprechen, wo er viele Vettern (Freundschaft) besitzt, und er ist überzeugt, dort werde man gern

*) Vgl. Virg. Georg. III, 232—234. Vom Eber sagt schon Homer (Ilias XI, 416), er wetze die Zähne.

**) Müller sagt: „Ohne Zweifel hatte Uri wegen des hohen Ansehens des Freiherrn von Attinghausen den ersten Rang.“

***) Schiller hatte in seinen Auszügen auf Müllers Ausführung hingewiesen, wie die drei Thäler sich nach und nach voneinander unabhängig gemacht.

einem gemeinsamen Bunde zum Schutze der Freiheit beitreten.*) Bei Tschudi sagt Fürst dem Stauffacher, Melchthal „habe ouch eine große Bluts-Fründschaft in seinem Land". Jetzt beschwört Melchthal beide, sie möchten seinen Rath, obgleich er noch ein Jüngling sei, nicht verachten, sondern ihm, den nur das schreckliche Unglück seines Vaters treibe, Beistand leisten**); ja ihnen drohe dasselbe, da auch seinen Vater die schreckliche Rache nur deshalb getroffen, weil man gewußt, daß dieser, wie sie, gegen die Unterwerfung unter Oesterreich sei, was auch Gertrud I, 2 von Stauffacher (nach Tschudi) bemerkt hat. Ausdrücklicher sagt dies Tschudi von Melchthals Vater. Stauffacher wagt noch immer nicht sich entschieden zu erklären, da Fürst vorangehn müsse; dieser aber will erst noch die edlen Herren von Silinen und Attinghausen zu Rathe ziehen. Tschudi erwähnt neben dem Freiherrn von Attinghausen den Edelknecht von Silinen nebst mehrern andern. Vgl. S. 56. Das Geschlecht Silinen hatte seinen Sitz beim gleichnamigen Dorfe an der Gotthardstraße bei Amstäg. Melchthal dagegen meint, die Namen Fürst und Stauffacher seien so allgemein in den Waldstätten verehrt***), daß sie allein das Volk zur Erhebung be-

---

*) Einen Rücken (statt Rückhalt) haben nahm Schiller, der es auch III, 3 braucht, aus Tschudi. Vgl. S. 53.

**) Fromme Väter. Bei Tschudi steht fromm häufig für „brav", hier soll es aber wohl auf das ehrfürchtige Gefühl für das natürliche Recht hindeuten. — Dieses Landes, der drei Waldstätte, wogegen im folgenden unsere auf Unterwalden geht. So steht es auch am Ende von I, 1. — Den Stein des Felsen erbarmen, nach der sprichwörtlichen Redeweise „das könnte einen Stein erbarmen", mit derselben dichterischen Erhebung, die sich in den beiden vorigen Versen zeigt, auch im dritt- und viertfolgenden.

***) Waldgebirg nennt der Dichter die Waldstätte, wie er sie I, 1 als Gebirg bezeichnet. Vgl. S. 143.

stimmen würden*), es bedürfe des Beistandes des Adels nicht.**) Stauffacher stimmt bei, indem er des Adels Hülfe nicht eher erwartet, bis dieser die Landleute zum Kampfe gerüstet sehn werde.***) Fürst gibt endlich nach, da vom Kaiser kein Recht zu erlangen sei, weil der Herzog von Oesterreich, der sie unterdrücke, selbst Kaiser sei.†) Stauffacher soll deshalb in Schwyz die Gesinnungen tüchtiger Leute erforschen††); er selbst will in Uri für den Bund werben. Melchthals Anerbieten, in Unterwalden zu wirken, mag Fürst nicht zugeben, weil er als Gastfreund für dessen Sicherheit sorgen müsse†††), aber Stauffachers Wort, daß niemand ihn in Unterwalden verrathen werde, entscheidet*†); ja dieser will auch den bei ihm verborgenen Baumgarten in Unterwalden nid (unter) dem Wald werben lassen. Dies ist freilich aus Tschudi (vgl. S. 56) genommen, aber fällt doch hier auf, da Baumgarten Unterwalden

---

*) Müller sagt, nachdem er der angesehenen Geschlechter des Attinghausen, Iberg, Stauffacher u. s. w. gedacht: „Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treu'!" Schiller hat dies schön gehoben.

**) Der von jugendlichem Freiheitsschwunge beseelte Melchthal ist nichts weniger als ein Freund des Adels: er möchte gern, daß sie allein im Lande wären, da der Adel sich höher dünke und kein treuer Freund der Volkssache sei, womit er freilich wenigstens Attinghausen Unrecht thut. — In der hamburgischen Handschrift fehlen die fünf Verse von „An solcher Namen" an.

***) Diese Rede Stauffachers läßt die hamburgische Handschrift weg.

†) Obmann in der Bedeutung von „Schiedsrichter" hatte Schiller sich aus Müller angemerkt.

††) Müller: „Ueber diese Gedanken beschlossen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen soll."

†††) Eigen ist gewähren für „stehn".

*†) Schliche, geheime Wege, Schleichwege, die ihn vor der Verfolgung des Landvogts schützen. Die Rede Melchthals fehlt in der hamburgischen Handschrift.

verlassen hat, weil er sich da nicht sicher wußte; aber es wäre wohl zu viel verlangt, wollte man hierin vom Dichter strenge Folgerichtigkeit fordern. Besser fielen die beiden auf Baumgarten bezüglichen Verse weg, da sie keinen bedeutenden Zug bieten, auch II, 2 Baumgartens Werbung nicht erwähnt wird.*) Melchthal bringt sogleich auch den Ort zur Zusammenkunft der Verbündeten in Frage. Fürst, vorsichtiger als Stauffacher**), schlägt dafür das Rütli vor***); auch giebt er den Rath, jeder solle zehn vertraute Männer mitbringen. Stauffacher billigt beide Vorschläge, der jüngere Melchthal nimmt keine Stimme für sich in Anspruch. Sonderbar wird über den Tag der nächtlichen Versammlung nichts bestimmt, nicht einmal angegeben, wie man sich darüber verständigen wolle. Bei Tschudi finden zuerst mehrere nächtliche Versammlungen auf dem Rütli statt, die entscheidende am Mittwoch vor St. Martinstag. Kaum dürfte Schiller absichtlich eine solche Angabe unterlassen haben. Stauffacher, der die eigentliche Seele des Bundes ist, zu welchem seine Gattin den ersten Gedanken angeregt hatte, läßt sich jetzt von beiden Freunden (zuerst vom ältern) die Rechte reichen, und so den Schutz- und Trutzbund ihrer drei Lande auf Tod- und Leben beschwören. Gegen wen derselbe gerichtet ist, wird als selbstverständlich nicht erwähnt. Als sie den bedeutenden Augenblick durch tiefes Still-

*) Sie fehlen wirklich in der hamburgischen Handschrift.

**) Stauffachers Vorschlag sowie der ihn abweisende Vers Fürsts „So offen" sind Zusätze, die Schiller beim Drucke machte. — Aus Fäsi hatte er sich angemerkt: „Beckenried wird zum Versammlungsort vorgeschlagen, auch Brunnen."

***) Die Deutung des Namens schöpfte Schiller aus Müller, bei dem sich auch die Bestimmung findet „nicht weit von der Grenzmark zwischen Uri und Unterwalden". Sonst vgl. Tschudi oben S. 55. Ueber Treib S. 127. Brunnen liegt auf der Seite von Schwyz. Vgl. S. 149.

schweigen einige Zeit geehrt haben, muß Melchthal der freudigen Hoffnung begeisterten Ausdruck geben, daß, vermöge er auch nicht, seinem alten Vater das Augenlicht wiederzugeben, doch die vom Volke zugebrachte Kunde der Befreiung diesen erfreuen werde; den Tag der Freiheit, den er nicht mehr sehn könne, solle er doch hören.*) Er denkt sich eine dankbare Begrüßung des alten Vaters, dessen Unglück eigentlich die Veranlassung zum Bunde gegeben, von Seiten der befreiten Schweizer; dabei wird angenommen, daß er in seiner Hütte sitze, nicht, wie es früher hieß, als Bettler von Thür zu Thür gehe. Der pathetische Schluß des Aufzugs ist von bedeutender Wirkung; natürlicher wäre es freilich, wollte Melchthal selbst dem Vater diese Kunde bringen.

Zweiter Aufzug.

Vergebens sucht der alte Attinghausen seinen Neffen von Geßler zurückzuziehen und für die Sache seines Volkes zu gewinnen: Hoffnung und Liebe fesseln den ehrsüchtigen, von Bertha hingerissenen, noch nicht vom Ernste des Lebens ergriffenen Jüngling. Auf dem Rütli wird der Bund der drei Lande beschworen, der Ausbruch auf Weihnachten bestimmt. Vgl. oben S. 94 f. Zwischen diesem und dem vorigen Aufzuge liegt eine längere Zeit, während welcher die drei Verbündeten Genossen sammeln, insbesondere Melchthal die Reise über die Surennen macht und überall in Unterwalden wirbt.

---

*) Der nach hören überlieferte Gedankenstrich steht, wie häufig, irrig statt des Punktes.— Von Alp zu Alp. Müller: „Von Alpe zu Alpe ergingen die verabredeten Zeichen." Vgl. S. 130**. Später heißt es bei Müller: „An diesem Tage (der Befreiung), da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute."

Erste Szene. Der fünfundachtzigjährige Attinghausen sucht vergebens heute seinen Neffen vom Besuche des Herrenhofes zu Altorf zurückzuhalten. Dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, den Rudenz seine Gesinnung aussprechen zu lassen. Ehe Attinghausen diesem auf seine Frage, was er ihm zu sagen habe, erwiedert, hält er nach alter Sitte mit seinen Knechten aus demselben Becher den Frühtrunk, den der Freiherr sonst, ehe er zu Arbeit im Felde oder im Walde auszog, mit diesen zu theilen gewohnt war.*) Jetzt kann er ihnen leider nicht mehr zur Arbeit folgen (auch der adlige Herr treibt Landwirthschaft), er muß sich auf den engen Kreis seines Hauses, ja fast auf sein Zimmer beschränken, und schon sieht er den Augenblick herannahen, wo er an eine Stelle gefesselt sein wird. Nachdem der Becher die Runde gemacht hat, trinkt Meister Kuoni, den wir aus I, 1 kennen, auch dem Neffen zu, der, da er sich zu vornehm dünkt, erst zaudert, ehe er der Aufforderung folgt. Der Dichter wollte eben Attinghausens vertrauliches Zusammenleben mit seinen Knechten darstellen, mit denen er am Abende sich auch über Landesangelegenheiten zu unterhalten pflegt. Wohin die Knechte im November noch mit Rechen und Sensen ausziehen, ist nicht wohl zu sagen; aber der Dichter scheint hier wie sonst (vgl. S. 142 f.) sich um die I, 1 angenommene späte Jahreszeit nicht zu kümmern.**)

---

*) Frühtrunk. Wort und Sache kommt sonst nicht vor; denn hier ist von bloßem Trinken die Rede, nicht vom Frühstücken. Ist hier an Wein oder Branntwein (Kirschwasser) zu denken? Auch V, 2 und in der Jungfrau V, 3 wird der Inhalt des Bechers nicht bezeichnet.

**) Schiller schrieb irrig „in enger stets und engerm Kreise". Engerm führte erst Körner ein. Enger dürfte kaum durch die eigenthümliche Stellung des stets vor und zu halten sein. Der engeste und letzte Kreis ist das Liegen auf dem Todesbette.

dessen Treue er baut, durch den Glanz der ihm immer fremden Welt nicht befriedigt werden könne. Vgl. oben S. 94*. Müsse er ja dort das höchste Gut des Menschen, die Freiheit, dran geben, sich zu einem Fürstenknecht erniedrigen, was Attinghausen im Gegensatz zu dem ihm selbst von Rudenz gemachten Vorwurf hervorhebt. Mit dem Schmerze innigster Liebe ruft er ihn auf, bei den Seinen auszuhalten, und so möge er denn heute von Altorf zurückbleiben. Da Rudenz seine Mahnung: „Geh nicht nach Altorf!“ unerwiedert läßt, beschwört er ihn durch die Hinweisung, wie schmerzlich ihm im Tode der Gedanke sein werde, daß Rudenz seine ihm vererbten Güter von Oesterreich zu Lehen nehmen müsse.*) Rudenz sieht im Anschlusse an Oesterreich**), das die Waldstätte rings umgebe, das einzige Heil; würden ja die Kaiser selbst, sollte einst das Kaiserthum, wie man wünsche, aus Oesterreichs Händen kommen, sie nicht zu schützen im Stande sein. Daß die Welt Albrecht gehöre, ist ein stark übertreibender Ausdruck, dagegen steht geschichtlich fest, daß Oesterreichs Besitzungen überall die Waldstätte einschlossen. Tschudi: „Zu dem, daß Er (der Kunig) und sine Süne Si mit Iren inhabenden Landen gantz umbfangen hattend.“ Anderswo sagt er, Albrecht habe sie mit seinen Landen „rund umbfangen, wie ein Fisch in einem Garn“.***)

*) Das Mitgeben von Helm und Schild ins Grab hat Schiller aus Müller (vgl. S. 95). — Diesen letzten Absatz von „Ich bin der letzte“ an läßt die hamburgische Handschrift weg.

**) In dem Verse: „Vergebens widerstreben wir dem König“, stände statt König richtiger Herzog, aber Rudenz zieht die vornehmere Bezeichnung vor.

***) Schiller hatte auf einem besondern Blatte über Albrechts Bestreben, sich eine große Hausmacht zu verschaffen, seine sechs Söhne und fünf Töchter fürstlich zu versorgen, sich Aufzeichnungen gemacht. Das Blatt schließt: „Kreis von Ländereien und Kastvogteien, die er um die Waldstätte herumschlingt.

Bei den Worten „Sein sind die Märkte"*) schwebt Tschudis Bemerkung vor, daß sie die Wochenmärkte zu Luzern und Zug für sich benutzen mußten, wo sie von den Landvögten gedrückt wurden (S. 44). Müller bemerkt, „die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erblande seien erhöhet und oft die Ausfuhr verboten" worden. Bei dem Zolle auf dem Gotthard liegt Müllers Aeußerung zu Grunde: „König Albrecht gab seinem Hause ... auch diejenige (Vogtei), welche tief im Gotthardpaß über das Thal Urseren mit einem 900 Gulden werthen Zoll ... als Mannlehen an das Reich fiel." Das Verpfänden der Reichsorte, der Orte, die sich unter den Schirm des Reiches begaben und als solche den Reichsadler ins Wappen erhielten, geschah vom Kaiser nur gar zu häufig; manche blieben dann immer verpfändet; sie wurden dadurch vom Reiche weggebracht, an Fürsten und Herren „veräußert".**) Attinghausen aber kann seinen Neffen auf Luzern verweisen, wo man erkenne, wie schwer Oesterreichs Herrschaft drücke. Diesen Druck, dessen Tschudi gedenkt, hat Schiller frei

---

Zug | Unter Schweiz | Einsiedeln
Luzern | Uri | Glarus
Entlibucher | | Disentis
Wald Ursern

Um diese kostspieligen Käufe zu machen, muß er alle seine Länder schwer beschatzen und besteuern."

*) Die fünf Verse strich Schiller in der hamburgischen Handschrift, wie am Schlusse der Rede von Rudenz die vier letzten.

) Vgl. zum „Wallenstein" S. 320. Boxberger verweist mit Benutzung von Schillers Aufzeichnung: „Rudenz erinnert an König Adolf", auf Schmidts „Geschichte der Deutschen" III, 417, wo von Adolf von Nassau erwähnt wird, daß er wegen der Wahl- und Krönungskosten dem Kurfürsten von Köln die Vogtei über das Stift Essen, dem von Trier Cocheim und Clotter, die beide dem Reiche gehörten, pfandweise habe einräumen müssen.

ausgeführt.*) Von Albrechts großen „Länderkäufen“ berichten Tschudi und Müller. Die ihm untergebenen Orte nöthigte er, für ihn zu kämpfen. Attinghausens scharfem Worte: sollten sie ihr Blut einsetzen, so wollten sie es für ihre eigene Freiheit, nicht für ihre Knechtschaft thun, weiß Rudenz nur die Unmöglichkeit entgegenzusetzen, etwas gegen Albrechts Heere auszurichten. Hier schwebt der von Müller erwähnte Antrag Albrechts an die Waldstätte vor, worin es heißt: „Die Landleute könnten seiner Majestät und ihrem unermeßlichen, waffenkundigen Kriegsheer nicht widerstehn.“ Attinghausen weiß aus Erfahrung, welch ein Heldenvolk diese Landleute im Kriege sind. Er gedenkt seiner von Schiller erdichteten Anwesenheit bei Favenz (Faventia, Faenza). Die Waldstätte schickten dorthin im Jahre 1240 dem Kaiser Friedrich II. 600 Mann. „Ihre auserlesene Mannschaft“, schreibt Müller, „that mit solchem Feuer den Krieg des Kaisers wider die Guelfen, daß er nicht allein Struthahn von Winkelried, einen Unterwaldner, zum Ritter schlug, sondern jedem Thal eine Urkunde der Freiheit gab.“**) Ein solches Heldenvolk läßt sich kein Joch aufzwingen.

---

*) *Hochwild* oder *Hochgewild* ist das Wild der sogenannten hohen Jagd, das man in *Haarwild* (Rothwild, Dammwild, Schwarzwild) und *Federwild* theilt. Die Unterscheidung der hohen und niedern Jagd wird von einigen erst dem sechzehnten Jahrhundert zugeschrieben. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Hochflug, Hochgewild, Tobwälder“, die beiden ersten Worte aber wieder ausgestrichen, als er sie benutzt hatte. Aehnlich wird III, 3 vom *Wilde* das *Gefieder* unterschieden. *Hochflug* ist das Geflügel der hohen Jagd. — *Bannen*, festsetzen. Der Fürst hat in seinem Lande außer der Jagdgerechtigkeit den „Wildbann“, die höchste Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung über die Jagd. — In der hamburgischen Handschrift sind die drei Verse „Unsre Schaf' ... freien Wäldern“ gestrichen.

**) Schiller hatte sich auch diese Stelle aus Müller ausgezogen.

Rudenz weiß nichts weiter zu erwiedern. Aber Attinghausen dringt noch lebhafter auf ihn ein. Wie viel edler ist es, Führer eines freien, innig ergebenen Volkes zu sein! das ist der wahre Adel, den er nicht gegen den Höflingsstand aufgeben darf.*) An das Vaterland soll er sich fest anschließen; in ihm wurzelt er, aus ihm schöpft er wahre Kraft, während er in der Fremde ohne allen Halt steht. Nur einmal noch möge er wieder mit ihnen leben, heute nicht nach Altorf gehn. Da Rudenz stumm und ergriffen vor ihm steht, ruft er ihm mit inniger Wärme zu: „Hörst du? Heute nicht u. s. w."**), und er faßt seine Hand. Doch dieser beruft sich auf sein gegebenes Wort. Jetzt geht es Attinghausen auf, daß die Bande der Liebe ihn unauflöslich gefesselt haben. Rudenz wendet sich beschämt weg. Doch als der Oheim ihm verräth, Geßler habe ihn mit seiner Geliebten, die er wohl kennt, nur zum Besten, er sei weit entfernt, ihm diese wirklich zukommen zu lassen***), erhebt sich sein bitter gekränkter Ehrgeiz, so daß er mit ärgerlicher Hast sich entfernt.

Attinghausen muß jetzt an der Rettung seines Neffen verzweifeln; auch er werde, wie der Wolfenschießen (vgl. Tschudi oben S. 43. 56), dem Bunde untreu werden und die ganze adlige

*) Die echte Perle deines Werthes, deinen wahren Werth, der sich zu dem Höflingsstande verhält, wie eine durch eigenen Glanz strahlende Perle gegen schillernden Flitter. Die Perle vom Köstlichsten, schon nach biblischem Gebrauche. Maria Stuart V, 10: „Welche Perle warf ich hin?" Vgl. vorher „der Freiheit kostbarn Edelstein".

**) Nach Geh nicht nach Altorf muß vor dem Gedankenstrich, der hier eine kleinere Pause andeuten soll, noch Ausrufungszeichen stehn.

***) Deiner Unschuld, dir in deiner Unschuld, deiner Arglosigkeit, die sich von den Hofränken nichts träumen läßt. Gerade dieser Ausdruck ist es, der Rudenz beleidigt. Irrig erklärt Weber „wenn du deinem Lande treu bleibst."

Jugend sich von dem Zauber des Hofes verlocken lassen.*) So bejammert er denn das Eindringen des die alte Unschuld vernichtenden fremden Glanzes; das Neue sieht er mit Gewalt einbrechen, eine andere Zeit, ein anderes Geschlecht sich erheben. Seine Zeit ist vorüber, und er preist die glücklich, die vor ihm hingeschieden, dieses Unglück nicht vorgeschaut. Dieser etwas pathetische Schluß möchte hier doch fremdartig sein. Wozu die Verzweiflung an seiner Zeit, da ja doch unter den Landleuten die gute alte Sitte sich erhalten hat, und er selbst nur das Beispiel Wolfenschießens für den Abfall des Adels anführen kann, der überhaupt in unserm Drama außer Attinghausen und Rudenz ganz zurücktritt, auf den aber doch die Landleute (vgl. S. 166) mit Vertrauen hinblicken. Mit den drei Versen von „O, unglückselge Stunde“ an ohne die vier vorhergehenden gewänne die Szene wohl einen angemessenen Schluß.*)

Zweite Szene. Der Bund wird auf dem Rütli in einer förmlichen Landsgemeinde der Waldstätte geschlossen. Von jedem der drei Lande kommen außer dem eigentlichen Vertreter, der bei dem in Fürsts Wohnung geschlossenen Bündnisse gegenwärtig war, noch zehn Landleute, wie I, 3 verabredet war. Die Gesammtzahl 33 gibt Müller.

Zuerst erscheinen die Unterwaldner, die zunächst wohnen. Außer Melchthal und Baumgarten werden noch fünf mit freigewählten Namen genannt. Auf Meier von Sarnen und Struth

---

*) Bei Müller heißt es: „Als der Junker Wolfenschieß in Unterwald von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Roßberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu' am Land.“ — Die hamburgische Handschrift streicht die vier Verse von „So ist der Wolfenschießen“ an.

von Winkelried führte Tschudi, der als Edelknechte von Unterwalden „die von Rudentz, von Hunwill, die Meiere von Sarnen, Meiere von Stans*), von Winkelriet, von Wolffenschiessen“ nennt. Den Vornamen Winkelrieds nahm er von jenem unten erwähnten Struthahn Winkelried her, der nach Müller 1240 von Kaiser Friedrich zum Ritter geschlagen ward (S. 174), zehn Jahre darauf wegen eines Todtschlags das Land verlassen mußte, später aber wieder zu Ehren kam, als er den Drachen tödtete, welcher aus der Höhle bei Oedweiler Vieh und Menschen mordete. Den Klaus von der Flüe bot ihm jener anderthalb Jahrhunderte spätere Bruder Nicolaus von Flüe (dem Felsen seiner Zelle)**), dessen Erscheinen auf der Tagsatzung zu Stanz Herder in der 1797 erschienenen Legende der Friedensstifter dargestellt hatte. Schiller schöpfte die Sage nicht aus dieser Legende, die ihn nur „Claus von Unterwalden“ nennt, sondern aus einer Erwähnung Scheuchzers bei Gelegenheit des Wortes Flü.***) Den Namen Arnold von Sewa nahm er aus dem von Tschudi und Müller angeführten Kaufbriefe der Schwyzer an Konrad Hunno vom J. 1282, wo unter den Zeugen aus Schwyz dieser und neben ihm u. a. „Ulrich an dem Berge“ und „Burkhart von Ybach“ erscheinen, aus denen Schiller seinen „Burkhart am Bühel (Hügel)“ machte. J. L. am Bühl hatte das „Nationalschauspiel Wilhelm Tell“ gedichtet. Vgl. S. 90*. Der Dichter will Zeit und Ort, die schon durch die Dekoration bezeichnet sind, zur dichterischen

*) Unter den edlen Herrn der Waldstätte führt Müller u. a. (Note 60 I, 15) auch die „Mayer von Stanz“ an.

**) Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Fluh heißt Felsenwand.

***) Der Band, worin Müller ihn erwähnt, erschien erst 1808.

Anschauung bringen.*) Den zum Rütli führenden Bergweg kennt der allein voranschreitende Melchthal an einem Felsen des Seelisberges, auf dem ein Kreuzlein steht, was er den Gefährten, während er noch selbst hinter der Szene ist, verkündet.**) Als sie mit Fackeln (vgl. oben S. 30) auf der Bühne erscheinen (die Landleute sind alle bewaffnet)***), überzeugen sie sich zunächst, ob noch niemand anwesend sei. Hintereinander erscheinen drei namentlich genannte, bisher noch nicht vorgekommene Landleute. Auf Melchthals Frage nach der Stunde der Nacht erwiedert Baumgarten, der den Nachtwächter von dem gerade über dem Rütli liegenden Dorfe Seelisberg hat rufen hören. Vgl. Tschudi: „Under Sewlisberg an einem End, heißt im Rüdlin." Wie hier zunächst die Zeit genauer bestimmt ist, so werden wir daran, daß wir uns Schwyz gegenüber befinden, durch die folgende Erwähnung des aus einer Waldkapelle herüberschallenden Frühglöckchens (Mettenglöckleins)†) erinnert, woran die beiden namentlich genannten Landleute, die bisher noch nicht gesprochen haben, sich betheiligen. Melchthal befiehlt ein Feuer anzuzünden. Darauf wird der Schönheit dieser Nacht gedacht. Jetzt erst bemerkt Winkelried über dem See einen Mondregenbogen. Schiller benutzt hier

*) In den Handschriften steht nach „Meier von Sarnen" nur „mit andern Landleuten, alle gewaffnet". Die Reden von Sewa, Am Bühel, Von der Flüe sind dort auf Baumgarten, Melchthal und Meier vertheilt.

**) Man könnte denken, hier habe der Anfang von Klopstocks Hermannsschlacht vorgeschwebt, wo Horst dem Siegmar voraneilt. Diese hatte Schiller im Mai 1803 wieder gelesen.

***) Zur Ersparung der Kosten wollte Schiller darauf nicht bestehn. Vgl. S. 30.

†) Von einer Frühmesse kann bei dem Klausner nicht die Rede sein; er läutet zu seinem Morgengebet, welches Mette (hora matutina) heißt.

die Stelle Scheuchzers: „Ein anderes merkwürdiges Beispiel, ja ein Exempel ohne Exempel, ist den 31. Oktober 1705 von den Einwohnern des Lands Schweitz gegen Unterwalden über den Vierwaldstättersee gesehen worden, nemlich ein herrlich schöner, mit allen erforderlichen Farben ausgezierter Regenbogen, und zwar, welches bisher in keinen Historien gefunden, über den vornehmsten, Iridem primariam, noch ein anderer, secundaria, wiewohl der nicht die völlige Rundung hatte, wie der erste, auch gar bleich von Farbe gewesen." Auffallend ist, daß Schiller hier nicht eine Beziehung dieses Regenbogens zu dem zu schließenden Bunde andeutete, wie der Regenbogen nach der Sündflut von Gott als „Zeichen des Bundes" bezeichnet ward (1 Mos. 9, 12 f.)*)

Jetzt sehen sie die Schwyzer auf dem See heranfahren. Melchthal geht mit Baumgarten ihnen entgegen (denn das Rütli reicht in den See herein) und auf sein „Wer da?" geben sie das verabredete Losungswort: „Freunde des Landes." Die Zwischenzeit ist durch ein kurzes Gespräch zwischen Meier und Am Bühel über das längere Ausbleiben der Bundesgenossen von Uri passend ausgefüllt. Außer Stauffacher werden noch sechs der zehn**) ihn begleitenden Landleute namentlich angeführt, von denen der Dichter den einen nach jenem von Müller mit so warmer Liebe geschilderten Jtel Reding benennt, der im fünfzehnten Jahrhundert Landammann von Schwyz war, wie einen andern nach

*) In der hamburgischen Handschrift fehlen die sieben Verse von „Sie haben eine leichte Fahrt" an.

**) In den Worten „noch drei andre Landleute" muß es vier statt drei heißen; denn die Gesammtzahl soll außer Stauffacher zehn betragen. In den Handschriften steht für „Hans auf der Mauer ... bewaffnet" nur „mit neun andern Landleuten, alle bewaffnet".

dem Altlandammann (gewesenen Ammann) Konrad Hunno von Schwyz, dem die Schwyzer 1282 zum Dank für geleistete Dienste ein Gut, das viele hundert Gulden werth war, für zehn Pfund verkauften. Als Zeugen standen auf dem Kaufbriefe, dessen wir schon S. 177 gedacht haben, u. a. „Ulrich der Schmid, Heinrich Ulrich von Wyler, Johans im Hofe, Johans uff der Mura", deren Namen Schiller hier aufnahm, indem er nur die Vornamen der zwei mittlern der Abwechslung wegen veränderte. Nach allgemeiner Bewillkommnung muß Melchthal sofort Stauffacher mittheilen, daß er seinen Vater wiedergesehen und aus seinen geblendeten Augen Rache gesogen habe. Wenn er die Hand auf des Vaters Augen legte, so sollte man denken, er habe bei ihnen Rache geschworen; das Saugen der Rache aus seinen Augen paßt dazu weniger. Vielleicht bliebe diese vorläufige Erwähnung des Vaters, zu welcher die später folgende nicht ganz stimmt und die auch gefühlvoller ausgeführt sein könnte, besser weg. Stauffacher mag von Rache nichts wissen, sie wollen nur neuem Frevel zuvorkommen, und so fordert er ihn zur Mittheilung dessen auf, was er in Unterwalden ausgerichtet.*) Melchthal berichtet zunächst, mit welcher ungeheuren Anstrengung er über die Surennen**) nach Unterwalden gekommen. Scheuchzer sagt von den Surenen oder Surneralpen auf der Grenze von Uri und der unter der Abtei Engelberg stehenden gleichnamigen Herrschaft: „Wer dahin von Altorff aus reiset, der kommt durch die Alp Waldnacht auf die oberste Spitze des Bergs,

*) Die hamburgische Handschrift läßt hier die Stelle „und füge mein Sach' … entgangen seid" weg.

**) Aus Fäsi (II, 342) merkte sich Schiller an: „Beschreibung der Surennen" und manches über das engelberger und das daran stoßende Eisthal.

auf der Eck, auf Sureneck, ohngefehr in Zeit von 5 Stunden, und zwahren in Mitten des Sommers eine Stunde über den Schnee. Sobald er dann die oberste Höhe überstiegen, kommet er in die Surenen-Alpen auf welchen eine große Anzahl Viehs weydet, so denen Urnern gehört. Diese Alpen sind umzingelt von hohen Schroffen, welche nur von denen Gemsen und Gems-Jägern bestiegen werden, und auf mittägiger Seite haben sie Firn oder Gletscher." Die Alpen waren, da der Winter herrschte, überall von der Sonne verlassen. Das Kloster zu Engelberg ward 1083 gebaut „mitten in einer großen Wüste, in einem engen Thalgrund, wo die Sonne nicht alltäglich gesehen werden kann" (Müller).*) Ueber die Alpentrift gelangte er in die bewohnten hohen Hirtenthäler. Zu der Unveränderlichkeit der Sitten vergleiche man, was Müller von den Schwyzern bemerkt: „Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist." Daß die Winde auf allen Seen, die am nördlichen und südlichen Fuße der Alpen in der Richtung eines Querthals liegen, eine gewisse Regelmäßigkeit beobachten, sagt Ebel.**) Melchthal erzählt, wie er in sein heimatliches Thal gekommen, wie er überall Vettern (vgl. S. 164 f.) und zuletzt seinen un-

---

*) Den heisern Lämmergeier, als den den höchsten Alpen eigenen Luftbeherrscher, hatte Schiller aus Fäsi (I, 37) sich angemerkt; er fand ihn auch bei Scheuchzer, Stumpff u. a. erwähnt. — Der Gletscher Milch. Das Gletscherwasser ist milchweiß (Scheuchzer), weißbläulicht (Ebel). — Runsen, eigentlich die Rinnen, dann Bergbäche, wie es Tschudi erklärt. — Die elf ersten Verse von Melchthals Rede läßt die hamburgische Handschrift weg. — Was euch. Die Anrede ist an beide gerichtet, nicht bloß an Stauffacher, wie Buchheim meint.

**) Die hamburgische Handschrift streicht hier die Stelle „ihre Brunnen . . . befolgen" und die zwei Verse von „Nicht tragen" an.

glücklichen Vater getroffen, dessen Blindheit ihm keine Thränen ausgepreßt, sondern ihn zur That gestärkt habe, wie er endlich im ganzen Gebirge bis zu den Gletschern hinan alle für ihren Bund geworben habe. Ja sogar in Landenbergs Burg hat er verkleidet sich geschlichen, um die Gelegenheit zu erkunden. Diese überkecke Kühnheit möchte doch um so weniger als ein glücklicher Zug gelten dürfen, als Melchthal, wie wir unten hören, mit einer Dirne auf Sarnen in naher Verbindung steht.

Jetzt erst läßt sich Stauffacher die ihm unbekannten Männer von Unterwalden vorstellen.*) Meier von Sarnen führt sich selbst und seinen Schwestersohn Winkelried ein, wobei sich Stauffacher gleich jenes Struthahn von Winkelried (vgl. S. 177) erinnert, der den „unreinen Wurm und Tracken", wie Tschudi sagt, bei Oedweil (auch Weiler und Drachenried genannt) mit dem Schwert tödtete, aber selbst sterben mußte, da ihm „das Trackenblut an den Leyb sprang".**) Von den andern stellt Melchthal nur zwei Klosterleute vor, die der Abtei von Engelberg mit Leib und Gut eigen (pflichtig) sind***), wodurch Stauffacher veranlaßt wird, auch der Redlichkeit der eigenen, nicht freien Männer die gebührende Achtung auszusprechen. Neben dem Zuge, daß auch eigene Leute nicht ausgeschlossen waren, glaubte Schiller hier auch noch den andern anbringen zu müssen, daß Privatstreitigkeiten da, wo es das allgemeine Wohl

---

*) „Daß wir uns zutraulich nahen und die Herzen öffnen." Bei Müller heißt es: „Da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um so viel fester verband sich ihr Herz."

**) Hier ließ die hamburgische Handschrift die drei mit „Ein Winkelried wars" [illegible]innenden Verse weg.

***) Müller: „Bei den Schwytzern wohnten viele eigene Leute, pflichtig mit [illegible]d Gut oder doch mit Güterzinsen."

galt, schweigen. Ehe weitere Vorstellungen der Unterwaldner geschehen, deren Ausführung lästig sein würde, stellt der Schwyzer Hunn*) ihren Altlandammann Reding vor. Der Unterwaldner Meier gedenkt seines gerichtlichen Streites mit diesem, der sie aber hier nicht trennen solle, und schüttelt ihm die Hand.**)

Da hört Winkelried das Horn von Uri, das uralte Signal Uris, ein Auerhorn, mit Beziehung darauf, daß man den Namen des Landes von Auerochsen herleitete, woher auch ein Kopf eines solchen im Wappen sich findet. „In Kriegen fürend sy ein großes Horn mit", schreibt Stumpff, „blaasend das zu einem zeichen als ein Trummeet. Ein sonderlicher landmann zu diesem dinst und hornblaasen bestelt, wird denn genennt der Stier von Uri." Schiller, der V, 1 den Stier von Uri einführt, muß sich seine Anwesenheit auch hier schon gedacht haben. Vgl. oben S. 21. Ueber seine Tracht S. 30. Daß die von Uri ein Signal geben, fällt bei der gewünschten Heimlichkeit der Versammlung auf. Zwei andere, Auf der Mauer und Baumgarten, bemerken, daß bei den Urnern der Pfarrer und der Sigrist vor Walther Fürst gehen, aber Tell fehlt. Bezeichnend ist, daß gerade der ruhig besonnene Fürst sich unter andern den Pfarrer und dessen Diener ausgewählt hat. Der Geschichte nach war die Geistlichkeit, weil sie in den Waldstätten steuern mußte, habsburgisch gesinnt. Die Namen Rösselmann und Petermann, welche

*) In der Personenangabe sollte der Vorname Konrad hier und weiter unten, wie bei den übrigen, fehlen.

**) Die hamburgische Handschrift läßt die ganze Stelle von Melchthals Vorstellung bis zu Stauffachers „Das ist brav gesprochen" weg. Die Vorstellung Redings scheint ein erst beim Druck gemachter Zusatz; denn sie fehlt auch in der dalbergischen Handschrift.

Schiller dem Pfarrer und dem Sigrist gibt, nahm er wohl aus Tschudi oder Müller. Letzterer nennt einen Schultheiß Hans Rösselmann in Colmar und einen Petermann Ryßig aus Schwyz. Außer ihnen sind namentlich nur noch Kuoni, Werni und Ruodi bezeichnet, die wir schon aus I, 1 kennen.*)

Dem Charakter des vorsorglich auf Recht und Sitte haltenden Fürst ist es durchaus gemäß, wenn dieser, da sie alle versammelt sind, als Aeltester sein tiefes Bedenken ausspricht, daß sie so verstohlen bei dunkler Nacht zur Berathung, wie sie ihr gutes Recht mit Gewalt zurückerlangen, zusammenkommen müssen,**) Melchthal aber bemerkt gleichsam zur Vertheidigung dagegen, das helle Licht solle bald die Erfüllung dessen schauen, was sie hier berathen.***) Daran schließt denn der würdige, auf alte Sitte haltende Pfarrer den Vorschlag†), daß sie in aller Stille als eine Landsgemeinde hier berathen (tagen) wollen; sei auch nicht alles vorhanden, was solche Versammlungen forderten, so tagten sie doch unter Gottes Beistand, der überall gegenwärtig sei. Was zu einer eigentlichen Landsgemeinde fehle,

*) Die dalbergische Handschrift nennt nach dem Pfarrer und dem Sigrist nur noch den Steinmetzen und „sechs (sieben?) andere Landleute".

**) Fürst wählt hier absichtlich das schwache Recht holen. — Der glanzvoll offne Schoß des Tages. Dem über die ganze Erde verbreiteten Tageslicht wird ein Schoß zugeschrieben, aus welchem es überall ausstrahlt. Der Ausdruck scheint besonders für Fürst etwas geziert.

***) Ein Anklang an das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, Es kommt doch endlich an die Sonnen", ist nicht zu verkennen.

†) Bei Hört, was mir Gott ins Herz gibt, das V, 2 wiederkehrt, schwebt kaum das homerische θεὸς ἐν φρεσὶ θῆκε (ein „Gott legte es in den Sinn"), sondern die deutsche Redensart vor: „Gott hat es ihm eingegeben". Wallensteins Tod IV, 11: „Dort wird ein Gott mir in die Seele geben."

führen Stauffacher, Melchthal und Hunn*) aus, das Tageslicht, die Anwesenheit aller Gemeindeglieder und die sogenannten Landbücher, welche die Landrechte und alten Ordnungen enthalten. Rösselmann fordert zunächst die Bildung des Ringes der Versammlung**) und das Aufpflanzen der Schwerter, Auf der Mauer die Wahl des Landammanns und seiner Weibel. Hierzu lagen dem Dichter zwei Beschreibungen bei Ebel vor. Dieser berichtet von einer Landsgemeinde im Flecken Appenzell, bei welcher an jedem Ende des auf einem Gerüste stehenden Stuhles des Landammanns ein großes Schlachtschwert aufgepflanzt war. Derselbe führt die Schilderung eines Franzosen von der reformirten Landesgemeinde von Glarus aus dem Jahre 1715 an, worin es heißt: „Die Glieder des Raths und die reformirten Geistlichen bildeten den innern Ring. Der Landammann, auf ein großes Schlachtschwert gestützt, stand fast in der Mitte des Volksrundes, neben ihm zur Seite zwei Landschreiber und Landweibel (Diener der übenden Gewalt, aus unbescholtenen Landleuten auf Lebenszeit gewählt), in den Mantel der Staatsfarbe gekleidet."

Die erste Frage, die der Sigrist***) erhebt, ist die Wahl des Volkes, welches den Landammann der gesammten Landsgemeinde geben soll. Da Unterwalden gleich zurücktritt, weil sie die

---

*) An seiner Stelle steht in der dalbergischen und mannheimer Handschrift für ihn Ruodi, wie im folgenden die Rede des Auf der Mauer auch diesem gegeben wird. In der hamburgischen Handschrift fehlt die letztere Rede.

**) So heißt die einen Halbkreis schließende Versammlung, lateinisch hringus. Vgl. Müllers Note 24 zu I, 11.

***) In der dalbergischen und mannheimer Handschrift Winkelried.

Schutzflehenden seien*), auch jeder der beiden übrigen Waldstätte auf die Ehre verzichten will**), so schlägt Rösselmann vor, daß im Rathe Schwyz, im Kriege Uri die Führung habe.***) Stauffacher will die von Fürst ihm dargebotene Ehre dem ältesten Schwyzer gewährt wissen; da aber dieser, Ulrich, als eigener Mann, weder im Gericht noch im Rath den Vorsitz führen kann†), schlägt Stauffacher Reding, den gewesenen Landammann, vor. Dies genehmigt die Landsgemeinde durch förmliche Abstimmung.

Reding tritt als Landammann in die Mitte, und da er nicht auf die Landbücher, wie es jeder neugewählte Beamte muß, den Eid treuer Pflichterfüllung schwören kann, so thut er es in feierlicher Anrufung der ewig leuchtenden Sterne. Die beiden Schlachtschwerter werden neben ihm aufgepflanzt, und der Ring bildet sich, indem die drei Lande sich sondern, wobei Unterwalden sich links stellt. Reding stützt sich nicht auf eines von diesen, sondern auf „sein Schlachtschwert“. Eine Wahl der Weibel hat der Dichter übergehn zu müssen geglaubt. Der Landammann fragt

---

*) Melchthals Rede genügte, so daß die beiden Verse Meiers wohl fehlen könnten. Die hamburgische Handschrift läßt umgekehrt Melchthals Rede weg.

**) Römerzüge, die Züge der Waldstätte im Dienste des Kaisers.

***) Das Schwert, des Schwertes Ehre, die beiden Schwerter, welche neben dem Landammann aufgepflanzt werden. Fürst, der sie in gewohnter Vorsorge neben seinem eigenen zu diesem Zwecke mitgebracht hat, überreicht sie gleich darauf Stauffacher. — „Seines Namens rühmen wir uns alle“, da alle sich Schweizer (Schwyzer) nennen.

†) Müller: „Leibeigenen wurde diese Würde (eines Landammanns) nicht gestattet.“ Dies beruhte auf einer Entscheidung Rudolfs von Habsburg vom Jahre 1291. Schiller hatte sich aus Müller ausgezogen: „Landammann. Einen Leibeigenen wählten sie nicht dazu“, und nach der Benutzung durchstrichen. Statt Im Hofe und Auf der Mauer sprechen in den Handschriften Rösselmann und Ruodi nach Stauffachers Ablehnung der Ehre, die dem Alter gebühre.

zunächst nach Gebrauch, was die Versammelten hierher geführt*), dann aber, näher auf den ihm bekannten Zweck eingehend, welchen Bund sie hier stiften wollen. Stauffacher, der als Sprecher in den Ring tritt, um ihre Absicht darzulegen, hebt zunächst hervor, daß sie keinen neuen Bund zu stiften gedenken, nur ein uraltes Bündniß erneuern, da sie von einem Stamm und Blut, nur im Laufe der Zeiten von einander unabhängig geworden seien. Vgl. oben S. 164. Die Erwähnung, daß sie aus einer Heimat gekommen, erregt in Winkelried**) den Wunsch nach genauerer Kunde, da die Lieder nur gelegentlich dieser Einwanderung aus der Fremde gedächten. Stauffacher berichtet dann, was die alten Hirten sich zu erzählen pflegen. Schiller benutzte hier den Bericht Müllers: „Ueber ihre Abkunft ist von Vater auf Sohn aus alten Zeiten folgende Sage überliefert worden. Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Schweden und Friesen; über dasselbe kam theure Zeit. In dieser Noth versammelte sich die Gemeine; durch die meisten Stimmen wurde beschlossen, daß der zehnte Mann das Land verlasse. Diesem Gesetz mußte jeder, den das Loos traf, gehorchen. So geschah der Auszug unserer Voreltern von dem Lande in Mitternacht mit großem Wehklagen von allen ihren Verwandten und Freunden; wehklagend führten die Mütter ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen unter drei Hauptleuten zogen unsere Väter, sechstausend streitbare Männer, große

*) Die drei Völker des Gebirgs, wie I, 4 „in dem Waldgebirg". Vgl. S. 165***. — Unwirthlich, wie in Goethes Iphigenie I, 2, 142 unwirthbar, weil die Ufer des Sees wild und schaurig sind, so daß nur besondere Umstände eine Versammlung dort veranlassen können.

**) In den Handschriften Melchthal.

Leute gleich Riesen, mit Weib und Kindern, Hab' und Gut; sie schwuren einander ewig nie zu verlassen. Sie wurden reich an fahrendem Gut, reich durch sieghaften Arm, da sie am Rheinstrome Grafen Peter von Franken schlugen, der ihren Zug wehren wollte. Sie baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden im Frieden, ohne Kränkung von böser Gewalt; da führte sie Gott in die Gegend Brochenburg; daselbst bauten sie Schwytz. Das Volk mehrte sich, in dem Thal war nicht Raum genug; doch sie scheuten keinen schweren Tag, um den Wald auszuroden*); ein Theil der Menge zog in das Land an dem schwarzen Berg und bis in Weißland.**) Es ist im Andenken der Greise in den Thälern des Oberlandes***), wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Thal nach Frutigen, Obersiebenthal, Sarnen, Afflentzsch und Jaun gezogen; jenseit Jaun wohnen andere Stämme."†) Damit verband Schiller††) die Stelle aus Etterlins Kronika: „Also zugent sy gegen hochen tütschen Landen zu, und kamen in

*) Müller führt hierzu in der Note aus dem zu Grunde liegenden Liede, das er Westfriesenlied nennt (neuerdings ist es in der eidgenössischen Liederchronik von Rochholz gedruckt worden), die Verse an:

Si hatten manchen schweren Tag,
E ine das Land ein Nutzen gab;
Reut hauen war ihr Geigenbogen.

**) Unter dem schwarzen Berg ist Brüning (Brauneck), unter dem Weißland Hasli gemeint.

***) „Das folgende", heißt es in einer Anmerkung, „sagten uns in den Jahren 1777 bis 1780 an der Lenk, zu Sarnen, zu Afflentzsch [Abläntschen] und Jaun die alten Hirten." Schiller läßt das Ganze „die alten Hirten erzählen", in „Liedern" nur gelegentlich der Sache Erwähnung geschehn.

†) Die anstoßenden Kantone Wallis und Tessin sprechen nicht deutsch.

††) In seinen Auszügen aus Müller lesen wir die später durchstrichenen Worte:

Gegne nit fern von dem vinstren Walde, das man jetzt nennet zu unser Frowen zu Einsidlen, da ließent sy sich nieder in einem Tal, heisset Brunnen, da gar nützet [nichts] was anders dann eine hübsche Wilde, und was keine Wonung nyena [nirgends] daselbs umb, dann ein Hüßle, da einer saß, der des Fars wartet ... da wolltens mornendes [des andern Morgens] über See gefahren sin, und dannent hin über die Pirg und den Gotthart gen Rom zuo. also stuond in der Nacht ein grussamlicher, ungehürer Winde uff, dessen gelichen vormalen nyemer gesechen worden was, umb deßwillen sy nit ab statt [von der Stelle] kommen möchtent. Do gingent sy in den Welten [Wäldern] hin und har, besahent die Landschaft und fundent da hübsch Holz, frisch gut Brunnen und ein töugenlich Gelegenheit [einen wohlgelegenen Ort], die, als sy beducht [wie sie dünkte], wenn es erbuwen [angebaut] wer, irem Lande in Sweden nit unglich, und wurden yi mit einandern ze rat, daß sy daselbs wollten verharren." Aus dieser Stelle ist offenbar der Fährmann, das Wogen des Sees und anderes genommen. Schiller nennt statt des Thales Brunnen das der Muotta (S. 122*) im Kanton Schwyz, das noch von dichten Waldungen bedeckt gewesen sei, während es jetzt schöne Wiesen zeige. Daß zunächst neben Schwyz Altorf und Stanz entstanden seien, später mehrere Dörfer, bemerkt Müller. Man kann zweifeln, ob die ganze Erwähnung der alten Sage, deren Bekanntschaft man doch bei allen Schweizern nach ihrer Liebe zu ihrem Volksthum voraussetzen sollte, bei einer Landsgemeinde, wo es sich um eine so dringende Angelegenheit handelt, recht an der Stelle sei, und nicht besser gleich an Stauffachers Wort: „So sind wir eines

„Der Volksstamm kommt aus Norden, wo eine Theuerung ihn auszuwandern zwang 394 rc.)", mit dem nicht durchstrichenen: „NB. Kann im Rütli erzählt werden."

Stammes doch und eines Bluts", sich gleich der Ruf angeschlossen hätte: „Wir sind ein Volk und einig wollen wir handeln."*) Wohl darf man die Wahrscheinlichkeit bei einem Dramatiker nicht gar zu streng nehmen, aber auch die Wirkung unserer Ausführung dürfte trotz ihrer Alterthümlichkeit kaum als bedeutend gelten dürfen.

Stauffacher geht nun dazu über, wie die Waldstätte sich ihre Freiheit stets bewahrt**), nur freiwillig den Schirm der Kaiser gewählt hätten***), was Rösselmann durch Berufung auf den Freibrief Friedrichs II. von 1240 bestätigt. Vgl. oben S. 174. Weshalb sie sich mit voller Bewahrung ihrer Freiheit unter den Schirm des Kaisers begeben†) und was sie diesem dafür gelobt, führt Stauffacher aus, und nach einer Unterbrechung Melchthals, in welcher sich dessen frischer Freiheitssinn ausspricht, erzählt er, wie sie dem Kaiser in den Reichskriegen††) und auf

---

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift sprechen diese Worte Melchthal und Winkelried, in der hamburgischen der erstere allein.

**) Sassen, Hintersassen, neben den eigentlichen freien Bürgern. Müller hebt hervor, daß bei den Schweizern „viele eigene Leute wohnten, pflichtig an Fürsten und Könige, an die Grafen zu Rapperschwyl und Lenzburg, an Stifter, geistliche und weltliche Herren". — Fremde Pflichten, Verpflichtungen an Auswärtige. — Die drei Verse „Sie haben ... tragen" fehlen in der hamburgischen Handschrift.

***) Aus Müller hatte Schiller sich angemerkt, später durchstrichen: „Schweizer haben den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht."

†) Im Briefe Friedrichs heißt es nach Tschudi: Und biwil Ir dann uß üwerem fryen Willen unser und deß Richs Beherrschung angenomment." — Das Recht schöpfen. Eigentlich heißt es im deutschen Rechte vom Richter, er schöpfe (auch finde) das Recht. Vgl. S. 184**.

††) Heribann, heribannus, Heerbann, das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, dem Reichskriege.

seinen Römerzügen gefolgt seien, derselbe aber bei ihnen nur den Blutbann gehabt, den er durch einen auswärts wohnenden Grafen habe üben lassen. Vgl. oben S. 42 f. Müller sagt: „Die alten Kaiser ernannten einen großen Grafen, welchen ihre Väter, wenn Blutschuld kam, in das Land baten." Anderswo äußert derselbe, das Blutgericht sei in des Kaisers Namen öffentlich und im Lande gehalten worden.*) Zum Beweise, daß sie nicht dem Kaiser unterworfen gewesen, sondern sich als freie Männer gefühlt hätten (Stauffachers lebhafte rhetorische Frage wird durch Im Hofe**) beantwortet), führt Stauffacher an, daß sie einer ungerechten Entscheidung sich nicht gefügt. Weiter folgt Schiller Müllers Erzählung: „Diese Waldstätte ... lebten unbekannt und nicht weniger glücklich, bis Gerhard, Abt in den Einsiedeln, ... die Landleute bei Kaiser Heinrich V. verklagt, sie weideten ihr Vieh auf Alpen des Klosters.... Die von Schwytz hatten diese Berge von ihren Vätern; als Kaiser Heinrich II. dem Kloster die benachbarte Wüste verlieh, waren die Landleute von ihm vergessen und von dem Abt verhehlt worden.... Da brachte der Abt seine Klage an des Kaisers Heinrich V. Tag zu Basel (1114).... Da mag, wie in andern Fällen, das Recht Unrecht geworden sein, weil jenem die Form fehlte; der Vergabenbrief Kaiser Heinrich II. wurde nicht beurtheilt; um die Berge sprach der Kaiser für den Prälaten. Die Landleute, welchen aus Mangel an Kenntniß der Höfe so ein Ausgang unerwartet kam, kehrten sich nicht an des Kaisers Urtheil, und behaupteten ihrer Väter Erb. ...

*) Schiller hatte die Bemerkung aus Müller sich angemerkt und benutzt: „Das Blutgericht übt der Landvogt öffentlich und im Lande."

**) In den Handschriften steht statt seiner Ruodi.

Stammes doch und eines Bluts", sich gleich der Ruf angeschlossen hätte: „Wir sind ein Volk und einig wollen wir handeln."*) Wohl darf man die Wahrscheinlichkeit bei einem Dramatiker nicht gar zu streng nehmen, aber auch die Wirkung unserer Ausführung dürfte trotz ihrer Alterthümlichkeit kaum als bedeutend gelten dürfen.

Stauffacher geht nun dazu über, wie die Waldstätte sich ihre Freiheit stets bewahrt**), nur freiwillig den Schirm der Kaiser gewählt hätten***), was Rösselmann durch Berufung auf den Freibrief Friedrichs II. von 1240 bestätigt. Vgl. oben S. 174. Weshalb sie sich mit voller Bewahrung ihrer Freiheit unter den Schirm des Kaisers begeben†) und was sie diesem dafür gelobt, führt Stauffacher aus, und nach einer Unterbrechung Melchthals, in welcher sich dessen frischer Freiheitssinn ausspricht, erzählt er, wie sie dem Kaiser in den Reichskriegen††) und auf

---

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift sprechen diese Worte Melchthal und Winkelried, in der hamburgischen der erstere allein.

**) Sassen, Hintersassen, neben den eigentlichen freien Bürgern. Müller hebt hervor, daß bei den Schweizern „viele eigene Leute wohnten, pflichtig an Fürsten und Könige, an die Grafen zu Rapperschwyl und Lenzburg, an Stifter, geistliche und weltliche Herren". — Fremde Pflichten, Verpflichtungen an Auswärtige. — Die drei Verse „Sie haben ... tragen" fehlen in der hamburgischen Handschrift.

***) Aus Müller hatte Schiller sich angemerkt, später durchstrichen: „Schweizer haben den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht."

†) Im Briefe Friedrichs heißt es nach Tschudi: Und diwil Ir dann uß üwerem fryen Willen unser und deß Richs Beherrschung angenomment." — Das Recht schöpfen. Eigentlich heißt es im deutschen Rechte vom Richter, er schöpfe (auch finde) das Recht. Vgl. S. 184**.

††) Heribann, heribannus, Heerbann, das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, dem Reichskriege.

seinen Römerzügen gefolgt seien, derselbe aber bei ihnen nur den Blutbann gehabt, den er durch einen auswärts wohnenden Grafen habe üben lassen. Vgl. oben S. 42 f. Müller sagt: „Die alten Kaiser ernannten einen großen Grafen, welchen ihre Väter, wenn Blutschuld kam, in das Land baten.“ Anderswo äußert derselbe, das Blutgericht sei in des Kaisers Namen öffentlich und im Lande gehalten worden.*) Zum Beweise, daß sie nicht dem Kaiser unterworfen gewesen, sondern sich als freie Männer gefühlt hätten (Stauffachers lebhafte rhetorische Frage wird durch Im Hofe**) beantwortet), führt Stauffacher an, daß sie einer ungerechten Entscheidung sich nicht gefügt. Weiter folgt Schiller Müllers Erzählung: „Diese Waldstätte ... lebten unbekannt und nicht weniger glücklich, bis Gerhard, Abt in den Einsiedeln, ... die Landleute bei Kaiser Heinrich V. verklagt, sie weideten ihr Vieh auf Alpen des Klosters. ... Die von Schwytz hatten diese Berge von ihren Vätern; als Kaiser Heinrich II. dem Kloster die benachbarte Wüste verlieh, waren die Landleute von ihm vergessen und von dem Abt verhehlt worden. ... Da brachte der Abt seine Klage an des Kaisers Heinrich V. Tag zu Basel (1114). ... Da mag, wie in andern Fällen, das Recht Unrecht geworden sein, weil jenem die Form fehlte; der Vergabenbrief Kaiser Heinrich II. wurde nicht beurtheilt; um die Berge sprach der Kaiser für den Prälaten. Die Landleute, welchen aus Mangel an Kenntniß der Höfe so ein Ausgang unerwartet kam, kehrten sich nicht an des Kaisers Urtheil, und behaupteten ihrer Väter Erb. ...

*) Schiller hatte die Bemerkung aus Müller sich angemerkt und benutzt: „Das Blutgericht übt der Landvogt öffentlich und im Lande.“

**) In den Handschriften steht statt seiner Ruodi.

Der Ungehorsam der Landleute von Schwytz blieb ungestraft.*) ... Nach dreißig Jahren erwarben die Mönche von Kaiser Konrad, daß denen von Schwytz und ihrem Schirmvogt unter Drohungen kaiserlicher Acht Gehorsam auferlegt wurde. Da sprachen die Landleute: ‚Wann der Kaiser mit ihrem Schaden und mit Beschimpfung des Andenkens ihrer Väter ihre Alpen ungerechten Pfaffen geben wollte, so sei der Schirm des Reiches ihnen zu nichts nütze; fürhin wollten sie mit ihrem Arm sich selbst schützen.‘ Hierum wurde der Kaiser ihnen ungnädig; sie fielen unter die Acht.**) ... Sie aber traten aus dem Schirm des Reichs; hierin folgte Uri nebst Unterwalden.“ Schiller hat die Erzählung treffend vereinfacht, und sie zum Uebergang benutzt, daß sie noch weniger als vom Kaiser jetzt von dessen Knechten, den Vögten, schnödes Unrecht sich gefallen lassen wollten. Haben sie selbst ja durch ungeheure Anstrengung erst ihr Land bewohnbar gemacht und es unberechenbare Zeit eigenthümlich besessen: wie könnten sie es dulden, daß der Diener eines fremden Herrn sie auf ihrem eigenen Boden mißhandle? Sollte es dagegen denn keine Hülfe geben? Hier ist Müllers Darstellung der Urgestalt des Landes benutzt, worin der hohen Bäume von ungeheurem Umfang gedacht wird, welche die namenlose Wüste mit schwarzem Wald erfüllten, der hundert morastigen Seen, worüber kalte giftige Nebel

---

*) Schiller hatte sich aus Müller ausgezogen: „Streit mit Einsiedeln wegen der Alpgrenzen 403. Aehnlichkeit mit dem der Patriarchen“, dann aber als benutzt durchstrichen.

**) In den Auszügen aus Müller merkte Schiller sich an: „Das Herkommen beherrscht die Schweitzer. Der Spruch, den sie für Unrecht hielten, macht, daß sie dem Schirm des Reiches (unter Konrad) entsagen, aber unter Barbarossa ziehen sie wieder nach Italien“. Es ist als benutzt durchstrichen.

standen, des Gewürmes, das aus den mit ungesunden Säften erfüllten Pflanzen sein Gift sog und zu unglaublicher Dicke und Größe wuchs, wo nur der Schrei des Lämmergeiers in den Felsklüften, das Gebrüll der Auerochsen und das Gebrumm großer Bären die traurige Stille unterbrach. Derselbe bemerkt, lang und hart sei der Kampf um Urbarmachung des Erdbodens zur Bewohnung und Benutzung gewesen.*)

Da eine große Bewegung die allgemeine Beistimmung der Versammlung verräth, so erwiedert Stauffacher selbst mit lebhaftem Ausdruck, eine Grenze habe Tyrannenmacht; wenn der Gedrückte kein Recht mehr finde, dann trete der Stand der Nothwehr ein, so daß er zur Wiedergewinnung seiner heiligen Rechte zum Schwerte greife.**) Bei den im Himmel hängenden ewigen Rechten schwebt wohl die Stelle des Sophokles im Oedipus 865 ff. vor von den „hochschreitenden Gesetzen, im himmlischen Aether gezeugt", deren Vater der Olymp, die keine sterbliche Menschennatur gebar, und die kein Vergessen treffen wird. Der Schluß von Stauffachers Rede, sie seien berechtigt, ihr Höchstes, die Freiheit ihres Landes, ihrer Weiber und Kinder***), gegen die Gewalt mit dem Schwerte zu vertheidigen, wird durch den

*) Die Brut des Drachen, vom Drachen sammt seiner Brut. Vgl. Goethes Ballade Mignon. — Die Nebeldecke wird zerrissen durch Ausreutung der Wälder. Vgl. Herders Legende die Fremdlinge.

**) Die sechs Verse von „Wenn der Gedrückte" an sollen in der hamburgischen Handschrift fehlen, wodurch freilich der Zusammenhang verloren ginge. Es sollten wohl vielmehr zehn Verse wegfallen. In der mannheimer Handschrift finden wir statt dieser zehn Verse: „Wenns (Wenn es) zum Letzten, Aeußersten gekommen, Wenn rohe Willkür alles Recht zertritt, Wenn kein Gesetz mehr hilft, dann hilft Natur", und statt „Der Güter höchstes" steht „Das Altererbte". — Nein verneint die vorletzte Frage.

***) Vgl. Ilias VIII, 57. XXI, 587.

einstimmigen vom Schwerterklirren begleiteten Ruf der ganzen Versammlung bestätigt.*)

Aber Rösselmann, der nach Stauffacher in den Ring tritt, hält es für besser, statt zur Gewalt zu greifen, Oesterreichs Hoheit anzuerkennen. Dieser Vorschlag wird mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen, die sogar von einer Seite so persönlich wird, daß der Landammann sie zurückweisen muß**), und er führt zur Genehmigung des ersten neuen Landgesetzes, daß der, welcher von Ergebung an Oesterreich spreche, ausgestoßen sein solle.***) Schiller wurde zu Rösselmanns Antrag dadurch veranlaßt, daß die Geistlichkeit, wie schon bemerkt, zu Oesterreich neigte; aber ein für den Bund Gewonnener (und als solcher muß doch Rösselmann gelten, da er mit auf dem Rütli erscheint) konnte unmöglich einen diesem schnurstracks entgegentretenden Antrag stellen. Auch zieht er sich am Ende sehr schlecht heraus, da er mit für das Gesetz stimmt, und dann bemerkt, durch dieses Gesetz erst hätten sie ihre Freiheit gesichert. Die Annahme, Rösselmann habe durch seinen Vorschlag jenes Gesetz hervorrufen wollen, würde die Sache kaum

*) Dieser Ruf fehlt in der hamburgischen Handschrift, die auf Stauffachers Rede gleich Melchthals Wort „Zur Tagesordnung, weiter!" folgen läßt, das die dalbergische und die mannheimer diesem nebst Ruodi und Winkelried, der erste Druck dem Jost von Weiler beilegt.

**) Auffallend ist es, daß außer dem Schwyzer Auf der Mauer fünf Unterwaldner sich entrüstet dagegen aussprechen. Sollten die von Uri etwa ihrem Pfarrer nicht zu widersprechen wagen? Gern sähen wir etwa statt Winkelried Ruodi, statt Sewa Hunn einsprechen. In der dalbergischen und mannheimer Handschrift thun dies Ruodi, Melchthal, Baumgarten und Meier (die Rede des Von der Flüe fehlt), Melchthal bringt das neue Landgesetz ein, das Ruodi dringend empfiehlt.

***) Melchthal formulirt das von Auf der Mauer mit leidenschaftlichem Feuer beantragte Gesetz genauer, aber kaum der knappen Form eines Gesetzes entsprechend, und auch sehr unnöthig.

bessern, da es ja eines solchen Umwegs, der dazu dem Geistlichen wenig ansteht, nicht bedurfte. Wir glauben, diese ganze Stelle fiele, trotz ihrer glücklichen dramatischen Belebung, besser weg, so daß der Pfarrer das vorbrächte, was der Dichter dem Landammann selbst in den Mund legt. Vielleicht war es auch wirklich ursprünglich so, und der jetzige Antrag Rösselmanns ein späterer Zusatz.

Redings Vorschlag, ehe sie zum Schwerte griffen, noch den letzten friedlichen Weg zu versuchen, beim Könige die Landvögte zu verklagen, worauf dieser vielleicht Abhülfe schaffe, wird durch Stauffacher als erfolglos erwiesen, der Hunn erzählen läßt*), wie es ihm ergangen, als er zu Rheinfeld (im Kanton Aargau) an dem Hoflager (der Pfalz) Albrechts als Gesandter der Waldstätte um Bestätigung ihres Freibriefes gebeten. Hunn war wirklich einmal an Kaiser Rudolf gesandt worden. Tschudi erwähnt zwei Gesandtschaften der Waldstätte an Albrecht, ohne nähere Angabe des Ortes und der Person (S. 42. 45), Müller gedenkt nur einer des Werner von Attinghausen „an den königlichen Hof" und einer andern unbestimmten, nicht der ersten geschichtlich feststehenden nach Straßburg. Schiller läßt nach freier Dichtung Albrecht damals auf dem Schlosse Rheinfelden weilen, wo er zur Zeit seines Todes sein Hoflager hatte, wie er dies auch V, 1 nach Tschudi und Müller annimmt, nur daß er an beiden Stellen die Form Rheinfeld braucht. Die Antwort der Räthe ist frei nach Tschudi (S. 45) gebildet**), wo aber die Sendung sich

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift fordert Baumgarten Stauffacher auf, dem dann der folgende Bericht angehört.

**) Die hamburgische Handschrift läßt die fünf Verse von „Die Boten" an weg und schreibt dann „Da entließ man" statt „Und die entließen".

auf die Bestätigung des Freibriefes bezieht und in den Beginn von Albrechts Regierung fällt; Schiller verbindet damit eine von Tschudi (oben S. 47) unter dem Jahre 1307 erzählte Geschichte von Herzog Johann, den er von seinen Räthen von Warth und Tegerfeld*) umgeben sein läßt.**) Da der ungeduldige Auf der Mauer***) nach Beendigung von Hunns Erzählung jede Hoffnung auf den Kaiser für vergeblich erkennt, besteht der Landammann nicht weiter darauf, sondern fragt, welchen Plan man denn zur Erreichung ihrer Absicht fassen solle.

Jetzt tritt Fürst in den Ring, um zu verhüten, daß man bei der Abschüttelung des Joches zu weit gehe; nur die ererbten Rechte solle man bewahren. Hier schwebt wieder Tschudi (oben S. 55) vor, nach welchem Fürst, Stauffacher und Melchthal sich verbanden, „Jr alte Fryheit ze erobern, und die Tyrannische Landt-Vögt, und mutwillige Herrschaft ze vertriben ... Doch daß nichts desto minder jedlich Land dem Heiligen Römischen Rich gebürliche Gehorsamme tun, ouch jeder Mensch sin sonderbare Pflicht, weß er gebunden, es sig [sei] Gottshüssern, Herren, Edlen und Unedlen, und mänigklich den andern Inländischen oder Ußländischen wie von Alterhar gebührende Pflicht und Dienst leisten“. Das letztere ist dramatisch dargestellt, indem nach einander drei Landleute angeben, wem sie dienstbar sind, denen dann Fürst anbefiehlt, auch ferner ihre Pflicht zu leisten, was doch gar ein-

---

*) Schiller hat hier mit Müller die Form Tägerfeld, unten V, 1 Tegerfelden mit Tschudi.

**) In der hamburgischen Handschrift fehlen die dreizehn Verse von „Und als ich traurig“ an.

***) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift Ruodi und Melchthal, in der hamburgischen letzterer allein.

tönig und kaum in der Situation recht begründet sein möchte.*) Weiter dringt Fürst darauf, daß man womöglich kein Blut vergieße, was ganz zu Tschudis Darstellung des Rütlibundes (oben S. 58) stimmt, bis zu der von Tschudi hinzugefügten Absicht, „daß der König desto minder zu klagen hette", was freilich hier zur Hoffnung seiner staatsklugen Mäßigung geworden. Die vier letzten Verse der Rede Fürsts dürften etwas zu hoch gehalten sein und schon deshalb besser fehlen.

Der Altlandammann kommt nun auf die Frage zurück, wie sie es anfangen sollen. Stauffacher meint, damit die Vögte willig wichen, müsse man sie mit allgemeiner Bewaffnung überraschen. Dem aber widerspricht Meier von Sarnen**); erst müßten die beiden Vesten fallen. Vgl. hierzu Tschudi oben S. 58. An Stauffachers Bedenken, ein zu langes Versäumen des Ausbruchs könne leicht ihr Geheimniß verrathen***), hält

*) Fürsts Wort: „Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß", hat Schiller aus Müller, der dies die Waldstätte bei der Erneuerung ihres Bundes im Jahre 1291 sagen läßt, nur steht bei ihm „gehorche ihm", und zu „pflichtgemäß" ist in der Note bemerkt: secundum nominis conditionem. — Die auch in den Waldstätten begüterten Grafen von Rappersweil (Rapperschwyl), hier als Herren bezeichnet, waren schon 1284 erloschen. Vgl. S. 190**. — Die große Frau zu Zürich ist die außerordentlich mächtige Aebtissin des dortigen Frauenmünsters, die, wie Müller bemerkt, dem Könige Albrecht ihre Gewalt in Uri nicht auftrug. Schiller führt sie einmal unter diesem Namen, das anderemal als „Frau zu Zürich" in seinen Auszügen aus Müller an und auf dem Albrecht betreffenden Blättchen bemerkt er, von den Gotteshäusern hätten sich nur „St. Gallen und die Aebtin zu Zürich zu Frauen Münster und die Chorherren Münsters" ihm widersetzt. Tell sollte Meier (Rentmeister) derselben gewesen sein. Für den nicht genau mit der Sache Bekannten ist der Ausdruck freilich anstößig und wäre eine deutlichere Bezeichnung wünschenswerth.

**) In der dalbergischen Handschrift ist bemerkt, daß er in den Ring tritt.

***) Bei Tschudi wird von mehrern Versammlungen auf dem Rütli erzählt,

Rösselmann auch gegen Meiers Einspruch. Als aber der alte Fürst für ein rasches Handeln geltend macht, man müsse die Vollendung von Zwing-Uri verhindern, erklärt Meier diese Begründung für eigensüchtig. Da der Sigrist dies als ungerechte Beschuldigung zurückweist, findet er sich beleidigt und will den Vorwurf der Ungerechtigkeit nicht auf sich sitzen lassen. Der Landammann verweist ihm sein leidenschaftliches Auffahren.*) Meier aber wirft, statt sich zu fügen, gar dem Landammann vor, er schütze aus Parteilichkeit die Ansprüche von Uri. Es war ein glücklicher Gedanke Schillers, einen solchen kleinen Zwist, wie er bei der Aufregung politischer Versammlungen so leicht entsteht, in die Rütliszene zu bringen. Reding spricht mit aller Ruhe einen Verweis gegen Meier aus; er weist ihn, wie der rechtliche Ausdruck heißt, weil er durch seine Heftigkeit die friedliche Verhandlung störe, und hält ihm vor, daß es ihnen allen ja um dieselbe Sache zu thun sei.**)

Da macht Winkelried den Vorschlag***), den Ausbruch auf Weihnachten zu verschieben, indem er einen Plan angibt, wie man

---

wo man die Sache ernstlich betrieben habe; „dann man besorgt, so man lang Zit sölt mit umgan, möcht es uſſbrechen, ee man einichen gemeinen Ratschlag geton hette, und Inen zu großem Nachteil reichen."

*) Bei eurem Eide Ruh! Ebel bemerkt von Appenzell, dem Volke erscheine der, welcher, bei seinem Eide (dem Bürgereide) aufgefordert, einem Gebote nicht nachkomme, als ein Greuel der bürgerlichen Gemeinschaft. Daher hätten die Worte: Ich gebiete bei eurem Eide Frieden (beim Zanken oder Schlagen) oder Landesfrieden (bei Streit- und Schlaghändeln an den Landgemeinden) eine mächtigere Wirkung als anderwärts das Gebot im Namen des Königs oder Kaisers.

**) In der hamburgischen Handschrift fehlt diese ganze Stelle von Meiers Worten „Ist bald gesprochen" an.

***) Die dalbergische Handschrift gibt auch hier die szenarische Bemerkung

dann mit leichter Mühe sich der Burg zu Sarnen bemächtigen könne, wobei der Dichter ganz der Darstellung Tschudis von der Zerstörung des Schlosses (S. 64 ff. vgl. S. 58) folgt.*) Melchthal übernimmt sogleich das Ersteigen der Burg auf dem Roßberg, wobei der Dichter dasjenige, was Tschudi (vgl. S. 64) einen „Gesellen von Stanz“ thun läßt, der Vereinfachung der Handlung wegen auf Melchthal, als den jüngsten der Verbündeten, überträgt.**) Da bei der Leichtigkeit der Ausführung des vorgeschlagenen Planes niemand widerspricht, nicht einmal einer ein Wort sagt (man erwartete wenigstens, daß etwa Stauffacher hervorhöbe, die Frist sei nicht so lang, wie Tschudi bemerkt, oder darauf dränge, man müsse mittlerweile alles in größtem Geheimniß zum Ausbruch bereiten), so bringt der Landammann den Vorschlag zur Abstimmung***. Die Annahme erfolgt mit einer Mehrheit von acht Stimmen; die Minderheit fällt wohl ganz auf Uri, und man muß wohl annehmen, auch der vorsichtige Fürst stimme mit der Mehrheit. Freilich sähe man dies gern angedeutet. Stauffacher, die eigentliche Seele des Bundes, hat hier das Amt übernommen, die Stimmen zu zählen, was der Dichter nicht gern den Landammann selbst thun lassen wollte.***) Auffallend ist es, daß der Landammann nicht den Beschluß feierlich verkündet.

„Tritt in den Ring“, wie gleich darauf bei Melchthal; in der hamburgischen spricht Meier das Folgende.

*) Sassen, hier Eingesessene, Einwohner. Anders stand es früher. Vgl. S. 190**. — Müller bezeichnet die Sitte der Neujahrsgeschenke im Gegensatze zu Tschudi als eine althergebrachte. — Erst beim Drucke setzte der Dichter Stäbe an die Stelle von Spieße. — Ermächtiget statt des gangbarern bemächtiget.

**) Die Rede Melchthals fehlt in der hamburgischen Handschrift.

***) Daß verschoben werde. Ein es sollte nicht fehlen. — Ein Mehr ist. Die Abstimmung wird nach Ebel durch ein Mehr ergehn lassen, die An-

der Tag erst später in die Thäler dringe, doch stimmt der Anblick der Morgenröthe alle so feierlich, daß sie unwillkürlich die Hüte abnehmen. Diese Stimmung benutzt der Pfarrer, um bei diesem ersten Zeichen des kommenden Tageslichtes von allen den im Vertrauen auf Gottes Hülfe geschlossenen neuen Bund beschwören zu lassen. Dieser Schwur mit dem neuerdings für unser Volk geschichtlich bedeutsam gewordenen: „Wir wollen sein ein einzig*) Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr“, ist Schillers Eigenthum. Bei Tschudi steht davon nichts; denn daß die Häupter des Bundes sich versprechen, Leib und Leben daran zu setzen, sich bei Gericht und Recht einander zu schirmen, hätte man damit nicht vergleichen sollen. Ebenso wenig gehört es hierher, wenn nach Tschudi die Adligen „bi dem Römischen Rich, und des Landes Fryheiten, als frye Lüt wie Jr Vordere bliben“ wollten, und die Häupter des Landes schwören, daß „Si Gott ze Hilff nemmen und sich underſtan weltind, dieser Sachen sich zu unterwinden“. Müller läßt Fürst, Stauffacher und Melchthal mit erhobenen Händen im Namen Gottes schwören, welcher Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht habe, „also mannhaftig die Freiheit miteinander zu behaupten“, worauf die übrigen dreißig Männer „bei Gott und den Heiligen mit erhobener Hand“ diesen Eid leisten. Aus dem vorhergehenden Beschlusse führt Müller an: „Die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollten sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern“. In der ältesten von Müller angeführten Urkunde des Bundes der Waldstätte vom Jahre 1291 heißt es, „die Männer

*) Einzig steht in allen Handschriften und Drucken. Irrig wird bei Anführung unserer Stelle oft einig gesetzt.

des Thales Uri, die Gemeine von Schwyz, wie auch die der Männer im Gebirg von Unterwalden" hätten „sich verbunden und geschworen, mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern auf eigene Kosten auf und wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun möchten"; das sei ihr alter Bund. Schiller hat diesen Schwur bedeutend gehoben, gleichsam vordeutend auf die endliche Einigung unseres so sehr gespaltenen Vaterlandes.

Aber statt mit diesem Schwure den Aufzug zu schließen, läßt er zu größerer theatralischen Wirkung die Landleute vor unsern Augen abgehn, das Orchester mit einem „prachtvollen Schwunge" die in den Zuschauern erregte Stimmung gleichsam festhalten und das „Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen" sich vor ihren Augen entfalten*); sollte ja Tell ein Volksschauspiel sein. Vorher spricht Stauffacher, das eigentliche Haupt des Bundes, wenige Worte der Entlassung. Jeder solle, sagt er, ruhig nach Hause gehn und im Stillen für den Bund werben, wobei man besondere Vorsicht empfohlen wünschte, dagegen den Vers: „Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Heerde!" entbehren möchte. Aber Schiller folgt hier Müllers Worten: „Damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh."**) Er schließt mit der Aufforderung, so lange zu dulden, bis der eine Tag alle Schuld tilge, da der Ausbruch der

*) Aus Müller hatte Schiller sich angemerkt: „Hohes Joch der Berge mit ewigem Eis, goldroth von der Sonne beschienen, wenn schwarze Nacht die Thäler bedeckt", mit der Erinnerung: „NB. mit dieser Erscheinung kann sich der Akt, wo man im Rütli ist, endigen."

**) Gesommert, gewintert hatte sich Schiller aus Fäsi angemerkt. — Freundschaft, von den Verwandten. Vgl S. 164. — Der noch heute gangbare Ausdruck Genossame (Genossenschaften) stammt aus Scheuchzer oder Tschudi.

Wuth eines einzelnen der allgemeinen Sache Schaden bringen würde. Nach Tschudi wurde beschlossen „sölt jederman entzwüschend [inzwischen] lyden, was jemer [immer] müglich ze lyden, und sich still unargwönisch halten [keinen Argwohn erregen]“.

Dritter Aufzug.

Tell verletzt, ohne es zu wissen, Geßlers Gebot, wird von diesem trotz aller Bitten, aller Verwendung zum Apfelschuß gezwungen, dann nach seinem im Vertrauen auf dessen Wort gemachten Geständniß gefesselt, um zu ewigem Gefängniß nach Küßnacht gebracht zu werden. Geßlers Grausamkeit reizt den durch Berthas Erklärung für die Sache seines Volkes gewonnenen Rudenz, sich gegen dessen Unterdrückung zu erklären und sich als freier Schweizer zu fühlen. Die Landleute verzweifeln. Zwischen diesem und dem zweiten Aufzug liegen mehrere Tage. Vgl. S. 99 ff.

Erste Szene. Tell verabschiedet sich von Hause, um mit dem Knaben nach Altorf zu gehn, trotz der bangen Ahnung seiner Gattin, deren besorgte Liebe neben Tells kühnem, freiem Schützenleben bezeichnend hervortritt. Der Gattin Tells, von welcher nichts weiter überliefert ist, als daß sie Fürsts Tochter war, gibt Schiller den Vornamen Hedwig.*) Tschudi spricht von mehrern Kindern Tells; dasjenige, welchem der Apfel vom Kopfe geschossen wurde, war nach ihm nicht mehr als sechs Jahre alt. Müller führt an, der Chronist Klingenberg nenne zwei Kinder Tells, Wilhelm und Walther, von denen Schiller den letztern, der den Vornamen seines Großvaters führt, zum ältern macht.

*) Den Vornamen Hedwig (altdeutsch Hattuwic) finden wir bei manchen [...]tschen Fürstentöchtern.

Tell erscheint als Hausvater, seine Gattin als Hausfrau auf dem Hofe beschäftigt, während die Kinder mit einer kleinen Armbrust spielen; im ältern verräth sich schon die Liebe zum Schützenleben. Weber behauptet, Walthers Liedchen sei „mit geringen Veränderungen aus dem schweizerischen Volksliedchen treu wiedergegeben“. Dies scheint auf Irrthum zu beruhen, das Liedchen ist erst nach dem schillerschen gemacht. Von Schillers Hand findet es sich auf einem besondern Blatte mit der Ueberschrift: „Jägerliedchen für Walther Tell, womit Actus III anzufangen.“*) Da auch das Lied der barmherzigen Brüder auf einem besondern Blatt erhalten ist, so darf man kaum zweifeln, daß diese Abschriften für die Sänger bestimmt waren; beide Lieder fügte Schiller wohl erst kurz vor der Aufführung ein.**) Die erste Strophe schildert das stattliche Ausziehen des Jägers am frühsten Morgen, die beiden andern dessen Herrschaft über alle Thiere, die sein Pfeil auch in weitester Höhe erreicht.***) Sehr glücklich zeigt uns Schiller, wie Tell schon die

*) Hier steht V. 4 im Morgenstrahl, 12 richtiger „fleugt und kreucht“ statt des gedruckten, schon in der dalbergischen Handschrift sich findenden „kreucht und fleugt“, und mit Recht 6 nach Weih ein bloßes Komma.

**) In der hamburgischen Handschrift fehlt das Lied.

***) Im ersten Verse steht Pfeil statt der Mehrheit oder eigentlich statt des Köchers, wie unten in der szenarischen Bemerkung Tell „die Armbrust und Pfeile“ nimmt. — 6. Der Weih, der Adler; mundartlich bezeichnet Weih (eigentlich eine besondere Art der Geier) jeden Raubvogel. — V. 9 und 10 gehören genau zusammen. Das Weite, alles, was in der Weite ist; was, was nur immer. — Sonderbar ist der Ausdruck „was da fleugt und kreucht“ zur Bezeichnung des Wildes auf der Erde und in der Luft. Die Bibel sagt „das auf Erden kreucht“ vom Gewürme. Die Griechen brauchten freilich ἑρπετόν, was eigentlich ein kriechendes Thier bezeichnet, auch von allen Thieren auf Erden; aber Hirsche und Gemsen kann man doch unmöglich unter dem Ausdrucke „was da kreucht“ verstehn.

Knaben zur Selbsthülfe anleitet. Nach Entfernung der Knaben spricht er der für Tells Gattin fast zu besorgten Frau gegenüber seinen Willen aus, daß diese alles lernen sollen, um auf jeden Fall im Leben vorbereitet zu sein, woran sich die Aeußerung seines eigenen Dranges schließt, als kühner Jäger das Leben recht zu genießen, da er nicht als Hirt still hinzuleben vermöge. Da muß denn Hedwig lebhaft ihre Angst wegen seiner Wagefahrten*), der kühnen Verfolgung der Gemsen, schildern.**) Vorschwebt Ebels Beschreibung der großen Gefahr, worein der Schütze beim Verfolgen einzelner Gemsen geräth: „Die Felsgräten hinauf geht es immer eher als wieder hinunter, wo alsdann der Anblick schwarzer Abgründe den Kopf beunruhigt und den Fuß unsicher macht. Auf diese Weise versteigt sich der Gemsenjäger in seinem Eifer leicht, und da bleibt ihm nichts anders übrig, als entweder durch gewagte Sprünge oder durch ängstliches Klettern mit bloßen Füßen den Rückweg zu suchen", woran sich die Ausführung schließt, wie der Gemsenjäger oft mehrere Tage durch sein Ausbleiben die Seinigen in Angst schweben lasse.***) Tell verläßt sich auf Gottes Hülfe und seine gewandte Kraft; Furcht vor dem Gebirge habe nur, wer auf ihm nicht heimisch sei.†)

Als er sich entfernen will, wird Hedwig von banger Ahnung erfaßt, die auch nicht schwindet, als sie hört, er gehe zu ihrem

) Das Wort ist nach Wagestück gebildet. Aehnlich stehen IV, 3 Wagesprung (nach Scheuchzer), V, 1 Wagethat. — Zu Fahrt vgl. S. 131.

**) Die hamburgische Handschrift läßt hier die mit „Ich sehe dich" beginnenden acht Verse weg.

***) Ueber das Hinabreißen in den Abgrund vgl. oben S. 164, über die nblawine S. 132. — Firn, hier vom Eis des Firns (S. 134). — Unglücks, wie oft bei Schiller für „traurig".

†) Geboren, übertreibend für „jung gewesen".

Vater; denn sie fürchtet, er sei mit im Rütlibunde, von dem sie, wenn auch nur dunkel, vernommen hat. Selbst seine Erklärung, daß er nicht dabei sei, beruhigt sie nicht, ja seine hinzugefügte Bemerkung, er werde sich dem Vaterlande in der Noth nicht entziehen, führt ihr gleich lebhaft vor, man werde, wie immer, ihn da brauchen, wo die höchste Gefahr sei. Da seine Aeußerung, man trage jedem das auf, wozu er befähigt sei, dies bestätigt, wirft sie ihm seine neuliche tollkühne Rettung Baumgartens vor. Ihrer weitern Bemerkung, niemand werde, wenn er selbst in Noth komme, ihm helfen, tritt er mit der Hoffnung entgegen, nie der Hülfe zu bedürfen. So stellt sich hier Tells aus Menschenliebe zur Hülfe stets bereite Thatkraft glücklich dar. Man kann freilich meinen, Hedwig müsse ihre Bemerkung über Tells halsgefährliches Gewerbe schon längst diesem gemacht, ihm schon früher Baumgartens Rettung über den stürmischen See vorgeworfen haben, aber der Dichter braucht beide hier eben zu seinem Zweck, unbekümmert um die gewöhnliche Wahrscheinlichkeit. Bei Homer fragt Priamos erst im zehnten Jahre Helena, wer die Helden seien, die er von der Mauer herab schaut, und erst im zehnten Jahre sieht diese sich nach ihren beiden geliebten Brüdern um, weil es dort eben dem Zwecke des Dichters entspricht. Auch die Unwahrscheinlichkeit, daß Hedwig vom Rütlibunde wisse, fällt kaum auf.

Als Tell nun nach Armbrust und Köcher (vgl. S. 205***) greift, erwacht Hedwigs bange Ahnung von neuem; sie möchte, er ließe die Armbrust zu Hause: doch wie könnte er sich davon trennen, wie ahnen, daß gerade sie ihm verhängnißvoll werden soll! Zunächst gilt es Walthers Mitgehen zu begründen. So wird denn das Gespräch durch die Zurückkunft der Knaben unter-

brochen. Den ältern, der sich erkundigt, wohin er gehe, fragt Tell, ob er mit ihm nach Altorf zum Großvater*) wolle. So ist alles bereit, was den grausamen Befehl Geßlers veranlaßt. Hedwigs Ahnung fürchtet eben diesen, der ihnen übel wolle, und gerade noch in Altorf sei. Aber Tell hält sich an den Spruch „Thue recht und scheue niemand!"; auch hat er noch einen besondern Grund zu glauben, Geßler werde ihn in Ruhe lassen. Doch die Gattin muß nach der von Tell erzählten, vom Dichter erfundenen Geschichte**) Geßlers Zorn noch mehr fürchten, wogegen dieser nur bemerken kann, der Landvogt werde ihn nicht suchen. Hedwigs Furcht vor einem Zusammentreffen beängstigt sie so sehr, daß sie jetzt lieber sähe, er ginge heute auf die gefährliche Gemsenjagd als nach Altorf. Tells Wort, sie habe zur Sorge gar keine Ursache, beruhigt sie nicht; eben weil es nur eine Ahnung ist, fürchtet sie sich um so mehr. Doch Tell darf ihren wiederholten Bitten, von Altorf wegzubleiben, nicht folgen, weil er zu kommen zugesagt hat. Es fällt nicht auf, daß Tell hier dieselbe Ausrede hat, wie II, 1 Rudenz Attinghausen gegenüber. Muß Hedwig so jeden weitern Einspruch aufgeben, so bittet sie

*) Ehni, schweizerisch für „Aeltervater", hier für „Großvater", wie Aetti Vater, Muetti Mutter. Nach Ehni muß Punkt statt des Gedankenstrichs stehn.

**) Der Schächen ist der Schächenbach. — Geßler hat Tell schon einmal einer Kleinigkeit wegen hart bestraft (gebüßt), wie er es nach Tschudi pflegte und Landenberg gegen Melchthal that. Vgl. S. 157*. — Armen Laut. Statt armen hat die hamburgische Handschrift, vielleicht durch Versehen, reinen. Im Theater steht der Druckfehler andern, der in die spätern Ausgaben überging, erst von Meyer verbessert wurde. Arm im Sinne von „unbedeutend", wie „ein armes Kind", „ein armes Hälmchen", un pauvre mot. Statt Laut stände hier besser das gewöhnliche Wort, wenn das volksthümliche Sterbenswörtchen gemieden werden sollte. Auch aus seinem Munde geben für „von sich geben" ist ein eigenthümlicher Ausdruck.

ihn, doch den Knaben zurückzulassen. Daß Tell hierauf gar nicht eingeht, die Mutter dem an seinem Vater hängenden Knaben ohne weiteres nachgibt, dürfte kaum genügen. Auch erwartet man zum Schlusse von beiden ein Wort des Abschiedes. Der jüngere Knabe schließt sich um so inniger an die Mutter an, die den ältern fast für verloren hält und den Scheidenden lange mit banger Sorge nachschaut. Und eine gleiche Furcht ist in die Seele des Zuschauers geworfen, vor welchem das stille häusliche Leben Tells sich eben anschaulich entfaltet hat.

Zweite Szene. Rudenz wird durch Bertha der Sache seines Volkes gewonnen. Beide haben die Jagd, welche Geßler veranstaltet hat, sich ausersehen, um in einer eingeschlossenen wilden Felsengegend*) sich zu erklären. Ueber die vielen Reimverse der Szene vgl. S. 125. Der strenge Blick, womit Bertha die feurige Liebeserklärung vernimmt, entflammt Rudenz nur noch mehr, da er ihn dem Stolze gegen den jungen ruhmlosen Edelknecht zuschreibt. Als er sich aber auf sein Herz voll Liebe und Treue beruft, überrascht sie ihn mit der in herbem Tone gemachten Aeußerung, an Liebe könne sie bei dem Verräther seines eigenen Volkes nicht glauben. Dem Geständniß, daß er nur ihretwegen an Geßler sich angeschlossen habe, setzt sie die Versicherung entgegen, daß sie eher Geßler selbst, der ein fremdes Volk unterdrücke, ihre Hand reichen würde als dem unnatürlichen Verräther seines eigenen Volkes.**)

*) Staubbäche, die sich im Sturze in feinen Staubregen auflösen, wie der berühmte bei Interlaken.

**) Seine Vorgabe, er habe sie auf Oesterreichs Seite gesucht, benutzt sie zu der scharfen Bemerkung, er habe sie auf der Seite des Verraths geglaubt (da er sie durch Verrath zu gewinnen gedacht). — Naturvergessen, von dem, der sich der natürlichen Gefühle entäußert.

Auf seine verwunderte Frage führt sie aus, daß nichts dem Menschen näher liege als sein Volk zu schützen, nichts edler sei als sich der Unterdrückten anzunehmen:*) da sie sein Volk, obgleich ihm fremd, mit innigster Seele liebe, müsse er, der sein eigenes Volk verrathe, sie tief kränken und ihr verhaßt sein. Seine Behauptung, nur unter Oesterreichs Schirm könne sein Volk Ruhe und Frieden finden, erklärt sie für eitlen Trug, womit man ihn gefangen habe; das Volk sehe richtiger, was ihm fromme.**) Der Ausdruck seines Schmerzes, sich also von ihr verachtet und gehaßt zu sehn, ruft das Geständniß ihrer Liebe und ihres Glaubens an sein edles Herz hervor, dessen Stimme bloß gewaltsam unterdrückt sei, aber mächtiger als die ihm angethane Gewalt wirke. Dieser Glaube ist stärker als der seines treuen Oheims, der freilich Berthas Herz nicht kannte. Da er voll seliger Freude erklärt, alles aus Liebe zu ihr thun zu wollen, verlangt sie nur, daß er seiner edlen Natur folge, indem er für das heilige Recht seines Volkes kämpfe.***) Seine Furcht, sie gerade dadurch auf ewig zu verlieren, schlägt sie durch die Hindeutung nieder, daß die Vertreibung der fremden Unterdrücker sie selbst frei mache. Daß alle ihre Güter in den Waldstätten liegen, ist eine für den Dichter sehr bequeme Voraussetzung, obgleich man denken sollte, das hätte auch Rudenz gewußt

*) Den Anfang von Berthas Rede bis zu dem Verse „Die Seele blutet mir" strich die hamburgische Handschrift, um abzukürzen.

**) Ueberstark ist der Ausdruck, er wolle helfen die Freiheit aus ihrem letzten Schloß auf Erden verjagen, wobei die Vorstellung zu Grunde liegt, die Freiheit habe die Waldstätte als letzte Zufluchtsstätte (Veste) auf Erden sich gewählt. Vgl. den Schluß des Stückes, wo Bertha die Schweiz „der Freiheit Land" nennt.

***) Hier tritt in der hamburgischen Handschrift wieder eine Verkürzung ein; sie läßt die ganze mit „Nein, nein" beginnende Rede Berthas nebst der Antwort von Rudenz weg.

und in Rechnung bringen müssen. Auch Attinghausen II, 1 betrachtet sie ganz als eine Fremde und nach I, 3 ist sie erst mit Geßler ins Land gekommen. Solche Widersprüche darf sich der Dramatiker zu seinem Zwecke gestatten. Bertha führt nun weiter aus, sie selbst könne nur durch die Befreiung der Waldstätte dem verhaßten Joch, welches man ihr bereite, entgehn. Man wolle sie an den Kaiserhof ziehen, dort irgend einem ihr verhaßten Günstlinge geben, während nur wahre Liebe, und zwar nur die ihres Rudenz, sie zu beglücken vermöge.*) Rudenz ist überglücklich, daß Bertha in seiner Heimat mit ihm leben und allem Glanz der Welt entsagen will; die weite Welt, die ihn nur ihretwegen angezogen hatte, soll ihn nun nicht mehr kümmern**), er will, von dieser auf ewig geschieden, hier das Glück des Himmels genießen. Sehr schön sieht er das Felsenthal, in welches nur der blaue Himmel oben hereinblickt, als Vertreter der gleichfalls von Bergen wie mit Mauern (vgl. oben S. 152) umschlossenen Waldstätte an und den Himmel als Zeichen ihres Glückes. Bertha ist entzückt über diesen schwärmerischen Ausfluß seiner Seligkeit, worin sie ihren Rudenz, wie ihr Herz ihn geahnt hatte, ganz erkennt.

Jetzt erst ergreift ihn das selige Gefühl der Liebe zur Heimat, worin sie die Seine werden will. Bertha aber feiert die Schweiz als das Land der reinen Unschuld und Treue, als die wahre selige Insel***), auf welcher kein Neid ihr ewig heiteres Glück

*) Das durch den hier am Schlusse der Rede gewünschten Reim gebotene retten deutet eigentlich nur die Rettung ihrer Freiheit von dem drohenden Joche an.

**) Statt das Weite setzte Schillers Theater (1807) die Weite.

***) Die Alten gedenken oft der seligen Inseln. Horaz möchte in der Verzweiflung zu ihnen fliehen (Epod. 16, 14 ff.). Die Neuern fabelten von einem Wunderland. Thomas Morus dichtete eine Insel Utopia.

trübe, wo ihr Rudenz, als Erster freiwillig verehrt, edel und mächtig wirken werde. Hieran schließt Rudenz mit dem auch von Bertha gebrauchten „Da seh' ich dich“ die Schilderung, wie sie in ihrem häuslichen Kreise ihm die höchste Seligkeit erschaffen und alles um sich her mit Leben und Glück erfüllen werde. Bertha aber führt den Gegensatz des bis jetzt gefürchteten Unglück aus, daß sie Geßler auf sein finsteres Schloß werde folgen müssen*), während sie hier frei unter einem freien Volke wohnen könne.**) Rudenz fragt sich, indem er seine jetzige Lage bedenkt***), wie er sich von der selbstgewählten Abhängigkeit befreien könne, worauf ihm Bertha räth, die Bande, durch die man ihn gefesselt, was auch daraus entstehn möge, kühn zu zerreißen und zu seinem Volke zurückzutreten. Das Näherkommen der Jagd drängt zum Scheiden, und unterbricht glücklich jede weitere Besprechung; Bertha hat nur noch Zeit, den Geliebten schwungvoll zu erinnern, daß er zugleich für die Befreiung seines Vaterlandes und für ihren Besitz kämpfe.

Dritte Szene. Tell wird zum Apfelschusse gezwungen. Das durch Geßlers Zusicherung seines Lebens ihm entlockte Geständniß, ihn selbst würde er getödtet haben, hätte er sein Kind getroffen, reizt diesen, ihn zu ewigem Gefängniß nach Küßnacht mit sich zu führen. Den Rudenz aber treibt Geßlers Grausam-

*) „Der stolze Ritter, der Landbedrücker“, kann doch nur auf Geßler gehn, aber früher sprach sie die Furcht aus, man werde sie an den Kaiserhof ziehen und sie vielleicht zur verhaßten Ehe mit einem Günstlinge zwingen.

**) Berthas acht Verse von „Sieh, theurer Freund“ an fehlen in der hamburgischen Handschrift.

***) Eigentlich knüpft er an Berthas Worte: „Sieh, theurer Freund ... Zerstören sich“ an. Ein leichterer Anschluß wäre wünschenswerth; vielleicht endete Berthas Rede auch ursprünglich anders.

keit, sich offen wider ihn zu erklären und seine wärmste Theilnahme an seinem schmählich unterdrückten Volke auszusprechen. Die Landleute dagegen haben durch Geßlers Drohung allen Muth verloren.

Zunächst führt der Dichter uns die beiden Söldner vor, welche vor dem aufgesteckten Hute Wache halten müssen, wobei er deren verschiedenen Charakter sich aussprechen und uns gelegentlich erfahren läßt, wie sich das Volk dem Gebote gegenüber verhalten habe. Vgl. oben S. 100 f.*) Schiller läßt beide im Volkstone sprechen, wozu auch die mehrfachen, freilich nicht folgerechten Auslassungen des e und das alte, auch bei Tschudi vorkommende Verdrieß**) gehören. Die Demonstration, die Schiller hier Rösselmann machen läßt, ist doch gar zu unwürdig. Auch dürfte Frießhardts humoristisches Wort an Leuthold: „Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel", diesem dienstfertigen Herrenknechte wenig anstehn. Die drei mit ihren Kindern kommenden Frauen, von denen nur zwei, sonderbar nicht die an erster Stelle genannte Hildegard, sprechen, gereichen Frießhardt, der gern einmal einen Uebertreter des Gebotes fassen möchte und durch Leuthold noch mehr erbittert ist, zum Aerger, so daß er sie verscheucht. Sie sind gleichsam die dramatischen Belege zu dem,

*) Popanz (aus Popelhans verkürzt), Scheuche, ursprünglich ein Schreckbild für die Kinder. — Pfaff, hier im verächtlichen Sinne. — Monstranz, das thurmartige Gehäuse, worin der Leib des Herrn in Gestalt einer großen Hostie, das Hochwürdige (Sanctissimum, Venerabile), zur Verehrung ausgesetzt und über die Straße getragen wird. Vgl. Wagner in Goethes Faust: „Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie, als käm' des Venerabile." Auffallend verwechselt Schiller diese mit dem bedeckten Kelche, der die zur Ausspendung bestimmten kleinern geweihten Hostien enthält (ciborium) und auch als Wegzehrung (viaticum) zu Kranken getragen wird, wie er es richtiger in der Ballade der Graf von Habsburg darstellt.

**) Walther Tell braucht weiter unten zum Verdrusse.

was Leuthold von dem schlechten Gesindel gesagt hat, setzen aber auch Frießhardt in noch schlimmere Laune.*)

Da tritt Tell mit seinem Knaben auf. Schiller läßt durch eine Frage des Kindes über den ihnen vor Augen stehenden Bannberg ein weiteres Gespräch einleiten, in welchem sich Tells Liebe zur Freiheit ausspricht, die ihm sein Heimatland unendlich werth macht. Benutzt ist zunächst die Stelle Scheuchzers: „Auf der östlichen Seite des Fleckens Altorf ist der jähe, waldige Bamberg, vielleicht Bannberg, weil niemanden erlaubt ist, nur ein Bäumgen, viel weniger eine hohe Tanne zu fällen, bei schwerer Straf vor die Uebertreter, damit nicht etwa Bäume oder Steine herabfallen, welche den Häusern und Ställen den Untergang, den Menschen und dem Viehe aber den Tod bringen würden.“ Bei Fäsi las Schiller: „Ueber dem Flecken [Altdorf] erhebt sich eines der höchsten und gewaltigsten Gebirge, welches stark (füraus in seinen untern Theilen) mit Tannen bewachsen ist. Der Theil dieses Gebirgs gegen den Flecken zu heißt der Bannberg. Es ist bei hoher Strafe verboten, einiges Gehölz in demselben zu fällen, indem dasselbe zur Abhebung und Zertheilung der von dem obern und unfruchtbaren Theil des Berges zur Winterszeit herabrollenden Schneelawinen unentbehrlich nothwendig ist. Ohne den Schirm, welchen die gewaltige Waldung dem Flecken verschafft, würde er, allem Ansehen nach, schon länger von diesen schrecklichen Schneelasten bedeckt worden sein.“ Schiller erfand zu seinem Zwecke die Sage, daß die Bäume, wenn man sie fällen wolle, Blut vergößen, wobei Virgils von Ariost und Tasso nach-

*) In der hamburgischen Handschrift ist die ganze Szene der Weiber gestrichen. Die Rede der Elsbeth lautet in der dalbergischen Handschrift schärfer: „Ging' alles so, was wir verehren müssen.“

geahmte Stelle Aen. III, 26—46 vorschwebt, und daß dem Thäter nach seinem Tode, wie dem Mörder, die Hand aus dem Grabe wachse. Tell erklärt, weshalb es verboten sei, die Bäume zu fällen, wofür der Volksmund eine sagenhafte Abschreckung erfunden: der Wald schütze Altorf gegen die Schlaglawinen (vgl. oben S. 132).*) Der Knabe aber möchte nun gern wissen, ob es Länder gebe, wo gar keine Berge und also auch die bösen Lawinen nicht zu fürchten seien. Tell macht ihm darauf eine in reizende Reime auslaufende Schilderung eines großen, ebenen, schönen Landes. Weber denkt an Frankreich, J. Meyer an Deutschland. Unsere Höhen deutet auf das Schweizerland. Das ununterbrochene Heruntersteigen weist auf Deutschland hin, ohne daß die Beschreibung des Landes ganz zutreffen soll. Der Knabe möchte gar zu gern in dieses so liebliche Land, aber der Vater bedeutet ihn, dort habe niemand den freien Genuß seines Eigenthums, und er führt auf seine weitern Fragen aus, wie Land, Wald, Strom, Meer, ja selbst das Salz dem weltlichen oder geistlichen Herrn unterworfen seien, da das Volk von einem König beschützt werden müsse, weil dort nicht Treu' und Glaube herrsche.**) Die Darstellung ist ganz auf die Fassungskraft des Knaben berechnet, doch fällt es auf, daß Tell, der zuerst des Bischofs neben dem Könige gedenkt, diesen darauf ganz fallen läßt und den König

*) Hörner heißen die kahlen Spitzen der Schnee- oder Eisgebirge; als Zinken bezeichnet sie Schillers Berglied. — Landwehr, Schutz des Landes. — In der hamburgischen Handschrift fehlen die beiden ersten Fragen Walthers mit Tells Erwiederung.

) Gefieder. Vgl. S. 174. — „Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen." Hesiod Tage und Werke 23 f.: „Es beneidet der Nachbar den Nachbar, welcher zum Wohlstand gelangt." — Die hamburgische Handschrift streicht die vier Verse von „Wer ist der König" an.

Stauffacher zurückhalten; aber der Söldner, der gern Skandal macht, schreit über Empörung, und als er hört, daß Geßler in der Nähe ist*), noch gewaltiger. Stauffachers Aerger wirkt eben so wenig als Rösselmanns und Melchthals**) Drohung; er schreit nur desto stärker, den Dienern des Gesetzes geschehe Gewalt. Bei Geßlers Ankunft wird Fürst von der äußersten Furcht erfüllt***), die sich dem Zuschauer mittheilt.

Geßler kommt zu Pferde mit einem Falken auf der Hand.†) Seit den Räubern hatte Schiller keinem Pferde mehr den Zutritt auf die Bühne gestattet. Daß der Dichter noch bei der so späten Jahreszeit Geßler mit dem Falken erscheinen läßt, wäre eine große Freiheit, hätte er überhaupt noch an die in den beiden ersten Aufzügen angenommene späte Zeit gedacht. Den Namen von Geßlers Stallmeister nahm er aus Müllers Bericht über die Schlacht von Sempach (1386), wonach an derselben Stelle, wo der Herzog gestorben war, dessen Harnischmacher Rudolf der

---

*) Den Ruf: „Da kommt der Landvogt!" theilt die dalbergische Handschrift neben den Weibern auch Rösselmann und dem Sigristen zu.

**) Wollte der Dichter dadurch, daß er auch Rösselmann dem Frießhardt Schweigen gebieten läßt, um so deutlicher hervortreten lassen, daß dieser keine Veranlassung zum Hülferufe hat? Daß Frießhardt dem „Pfaffen" nicht gewogen ist, hörten wir gleich am Anfange der Szene.

***) Die dalbergische Handschrift gibt (nach der historisch-kritischen Ausgabe) die Worte auch den drei Weibern.

†) In der szenarischen Bemerkung fehlen die Worte „zu Pferd, den Falken auf der Faust", und weiter unten: „Er gibt den Falken einem Diener" in der dalbergischen Handschrift. Von Geßlers Pferde findet sich auch in der Fassung des Druckes keine weitere Spur. IV, 3 fehlen in den Handschriften die Pferde und das Reiten, welche Schiller erst bei der Durchsicht für den Druck hereingebracht haben muß. Vgl. S. 223. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Den Falk auf der Faust zur Kirchen gehn."

Harras, Herr von Schönau, bis in den Tod stritt. Auch Frießhardts Namen hat er eben daher (vgl. S. 101). Geßler ist, außer Rudenz und Bertha, von so zahlreichen bewaffneten Knechten begleitet, daß diese die ganze Szene einschließen, wodurch seine für die Landleute gefährliche Macht anschaulich hervortritt.*) Alles muß auf Rudolfs Ruf vor ihm weichen. Gleich will er Gewalt angewandt wissen; darauf bezieht sich sein, noch ehe er

*) Es hat sich ein Blatt von Schillers Hand erhalten, auf dessen eine Seite er geschrieben:

„Geßler tritt auf. Vor ihm her gehen sechs Waffenknechte mit bloßen Schwertern, Rudolf der Harras, sein Stallmeister, und zwei leibeigene Buben, Diethelm und Rößling, folgen ihm.

Geßler.

Diethelm! (Diethelm tritt vor)."

Den Diethelm finden wir jetzt V, 1, 40 erwähnt. Den Namen Rößling nahm Schiller aus Müller, der des Dieners des Herrn von Wart, Namens Rüffeling, gedenkt. Auf der andern Seite dieses Blattes findet sich folgendes Stück eines Gesprächs:

Rudolf der Harras.

Herr, ist es gut gethan, mit
Ein schon entrüstet Volk noch mehr zu reizen?

Geßler.

Nicht acht' ich ihres Zorns ohnmächtge Wuth,
Hab' ich die stolzen Geister doch im Zügel.

Rudolf der Harras."

Vollmer gedenkt dieses Blattes nicht. V. 2 stand früher erbittert statt entrüstet; den Schluß des ersten Verses hatte Schiller, wie er pflegte, wenn ihm eine passende Fassung nicht sogleich einfiel, noch nicht ausgeführt. Der vierte Vers ist durchstrichen, wenn ich die Anführung Boxbergers (Neue Jahrbücher a. a. O. 436) richtig verstehe, der statt Hab' Halt, statt die der vermuthet. Ich weiß nicht, ob das nach diesem Verse bei ihm seltsam in der Mitte eingeklammert stehende die den Anfang eines neuen Verses bezeichnen soll oder auf einem Druckfehler beruht Es scheint, daß diese Verse in unserer Szene stehn sollten vor oder statt der dort sich jetzt findenden Rede Rudolfs; sonst könnte man auch an IV, 3 denken.

die Mitte der Bühne erreicht hat, gesprochenes „Treibt sie auseinander!" Auf seine strenge Frage nach der Veranlassung des Auflaufs und des Hülferufs tritt zuerst allgemeine Stille ein. Schweigt Frießhardt aus Furcht oder aus Absicht? Keines von beiden scheint wahrscheinlich. Erst auf Geßlers entschiedenen Befehl tritt er vor mit dem fest gefaßten Tell. Geßler übergibt jetzt den Falken einem Diener, vom Pferde steigt er gar nicht herab; wenigstens besagt dies keine szenarische Bemerkung, und es ist dies auch nicht aus der am Schlusse stehenden: „Geßler entfernt sich", zu entnehmen. Vgl. unsere Bemerkung S. 218†. Nach dem Berichte des von Geßler aufgerufenen Frießhardt schweigt dieser einige Zeit, wie er es liebt, das Volk in ängstlicher Spannung zu halten, auch in seinen Reden durchaus ruhig und gemessen sich zeigt. Scharf zeiht er Tell der Verletzung des Gehorsams, da, wie es ausdrücklich in dem Befehle hieß (I, 3), der König an dem Grüßen des Hutes die Gehorsamen erkennen wolle, und so gibt er ihm „böses Trachten" Schuld. Bei Tschudi fragt Geßler ihn trotzig, warum er seinem Gebote nicht gehorsam sei, und dem König, auch ihm zur Verachtung dem Hute keine Reverenz bezeige. Tells Antwort ist fast wörtlich aus Tschudi (S. 59); doch hätte er bestimmter hervorheben sollen, daß er nichts vom Befehle gewußt habe. Auch jetzt schweigt Geßler wieder einige Zeit, ehe er dem Tell seinen Befehl mittheilt.*) Bei Tschudi, wo er gleich die Absicht hat, ihm den Apfelschuß aufzulegen, läßt er zuerst Tells Kinder holen. Hier fängt er mit Tells Kunst an, und da der Knabe derselben rühmend gedenkt, nimmt er gerade

*) In der dalbergischen Handschrift lautet die szenarische Bemerkung statt „nach einigem Stillschweigen" bezeichnender: „den Tell und sein Schießzeug betrachtend".

von dessen Wort wenigstens äußerlich die Veranlassung zum Befehle her.*) Die Fragen nach seinen Knaben sind ganz in theilnehmendem Tone gehalten**); um so schroffer tritt der unmenschliche Befehl hervor. Er solle seine Kunst auch vor ihm bewähren, beginnt er; die Armbrust habe er ja zur Hand; drum möge er sich gleich fertig machen (stehender Ausdruck von der Vorbereitung zum Schusse), worauf er mit bitter trockenen Worten ihm aufgibt, einen Apfel vom Haupte des Knaben zu schießen. Hier, nicht erst am Schlusse von Geßlers Befehl, sollte die szenarische Bemerkung: „Alle geben Zeichen des Schreckens" stehn, nebst der Angabe von Tells stummer Bestürzung. Treffe er ihn aber nicht, fügt er drohend hinzu, so habe er selbst sein Leben verwirkt. Schiller ist hier Tschudi (vgl. S. 60) fast wörtlich gefolgt, doch hat er dessen Angabe dramatisch durch die Aufforderung belebt, sich zum Schusse fertig zu machen, welcher er die ganz unerwartete Bestimmung einfügt, daß er vom Haupte des eigenen Kindes einen Apfel schießen soll, als ob dieses etwas Gleichgültiges wäre; denn das nachtretende „von des Knaben Haupt zu schießen", wird nicht besonders hervorgehoben, nur etwa mit einer Handbewegung begleitet; erst bei der folgenden Drohung erhebt er die Stimme. Tell, bestürzt über diesen grau=

) Ueber die frühere Fassung der Stelle vgl. S. 28. In der dalbergischen Handschrift findet sich hier ein Sechsfüßler; denn es heißt nach dem den dritten Fuß schließenden Worte Herr:

Einen Apfel schießt er dir
Auf hundert Schritte weit vom Baum herunter.

**) Es ist kaum daran zu denken, daß er, wie bei Tschudi, die Absicht hat, den Tell zu zwingen, den Apfel vom Haupte seines am meisten geliebten Knaben herabzuschießen. — In der dalbergischen Handschrift steht (nach der „historisch=kritischen" Ausgabe) vor Geßlers Frage: „Hast du der Kinder mehr?" noch die szenarische Bemerkung „fixirt den Knaben".

samen Befehl, kann erst nach einiger Zeit, zuerst in abgebrochenen Sätzen, sein Entsetzen*) und dann seine Ueberzeugung aussprechen, daß es ihm mit dem Befehle nicht ernst sei. Als dieser aber mit kalter Festigkeit darauf besteht, erklärt er, lieber sterben zu wollen, worauf denn Geßler ihn bedeutet, schieße er nicht, so müsse das Kind mit ihm sterben. Auch hier hat Schiller Tschudis wesentlich ganz gleichen Bericht (oben S. 60) dramatisch belebt. Bis zum Augenblick, wo Tell die Armbrust spannt, findet sich bei Tschudi nichts weiter als: „Der Tell sach wol, daß Ers tun must, bat Gott innigklich, daß Er Jn und sin lieb Kind behüte.“ Auf Tells Bemerkung, Geßler muthe ihm etwas Unnatürliches zu, was kein Vater über sein Herz bringen könne**), erwiedert dieser höhnisch, er habe, weil er, wie man sage, das Seltsame liebe***), dieses Wagestück für ihn ausgesonnen; was andern wohl bedenklich wäre, werde er, ohne sich viel zu besinnen, herzhaft unternehmen.†)

Vergebens legt Bertha ihre Bitte ein, den grausamen Scherz mit diesen armen Leuten nicht weiter zu treiben††), da alle von Entsetzen ergriffen seien; wie wenig er scherze, beweist Geßler da=

*) „Das kömmt euch nicht zu Sinn.“ Schon Körner hat hier mit Recht statt kömmt die sonst von Schiller gebrauchte Form kommt gesetzt.

**) In eines Vaters Herzen. Erst bei der Durchsicht zum Drucke schrieb Schiller Herzen statt Brust.

***) Träumer heißt derjenige, der in eigenen sonderbaren Gedanken lebt. Hier wird es durch den folgenden, einen Sonderling bezeichnenden Vers näher bestimmt.

†) Du drückst die Augen zu, wie einer, der das Unangenehme sich aus dem Sinne schlägt. Freilich ist die Aeußerung etwas seltsam.—Die sieben Verse Geßlers von „Ei, Tell“ an strich Schiller in der für Hamburg bestimmten Fassung.

††) Bei Stumpff hieß es: „Die Landvögt übtend vil mutwillens mit den armen Leuten“.

mit, daß er sogleich nähere Veranstaltung trifft, einen Apfel bricht (sitzt er etwa noch zu Pferde? vgl. oben S. 218 f.), Raum zu machen befiehlt, die Entfernung angibt und Tell zum Schießen auffordert. Wenn er sagt, dieser habe sich selbst gerühmt, auf hundert Schritte seinen Mann zu treffen, so verdreht er offenbar die Worte des Knaben, eine Entstellung, wie sie übermüthige Gewaltherrscher sich ungescheut erlauben dürfen.*) Auch der Stallmeister möchte Geßler von seinem grausamen Befehl, an dessen Ernst er jetzt nicht mehr zweifeln kann, abbringen; deshalb fordert er den Knaben auf, um sein durch den Schuß gefährdetes Leben zu flehen. Wir vermissen hier eine Erwiederung von Walther, die freilich kaum anders ausfallen könnte, als weiter unten, wo er den Großvater auffordert, nicht vor dem f a l s c h e n M a n n e zu knieen; besser fiele Rudolfs Aufforderung ganz weg. Melchthal, durch den grausamen Hohn auf das heftigste aufgeregt, möchte gleich losbrechen, aber Fürst, der noch immer auf eine Zurücknahme des Befehls hofft, bittet ihn, sich ruhig zu verhalten. Bertha wagt noch einmal, für Tell einzutreten. Es sei unmenschlich, so mit eines Vaters Angst zu spielen; hätte er auch Leib und Leben verwirkt durch eine Schuld, die eine solche Bestrafung wahrlich nicht verdiene, er habe durch die Angst mehr als den Tod empfunden, und so möge Geßler ihn denn als genug bestraft entlassen.**) Aber dieser hört nicht auf alle diese Reden; ohne sich darum zu kümmern, ertheilt er seine Befehle.

---

*) Hier hat die hamburgische Handschrift die Worte „Er nehme ... zu treffen" ausgelassen.

**) Die drei letzten Verse von Berthas Rede, die freilich entbehrlich sind, fehlen in der hamburgischen Handschrift.

Nachdem Geßler geboten, den Weg für die Schußbahn frei zu machen*), fordert er Tell auf, nicht länger zu zaudern; obgleich er sein Leben verwirkt, wolle er Gnade für Recht ergehn lassen und er lege seine Rettung in seine eigene Hand. Die Ausführung, hier könne er wirklich zeigen, daß er ein Meister im Schießen sei, dürfte doch für Geßler gar zu gedehnt und kaum dadurch zu vertheidigen sein, daß sein grausamer Uebermuth ihn beredt mache, er absichtlich das Gewagte des Schusses recht hervorhebe, da er ja wünsche und erwarte, Tell werde den Schuß nicht wagen. Die sieben Schlußverse, von denen der letzte den Hohn auf die Spitze treibt**), fielen vielleicht besser weg.***)

Jetzt wagt Fürst Geßlers Menschlichkeit anzuflehn, indem er sein ganzes Vermögen zum Ersatz bietet; aber der Knabe findet es unwürdig, daß der Großvater vor dem „falschen Manne“ kniee†), und er ist guten Muths, der Vater werde nicht fehlen.††) Stauffacher sucht die Bitterkeit, welche des Kindes Rede in Geßler

---

*) Oeffnet [mit Längung der Schlußsilbe durch den Ton] die Gasse!, wie auch Tell weiter unten ruft. Gasse steht von jedem Durchgange durch eine zu beiden Seiten stehende Menschenmasse, wie beim Spießruthenlaufen, beim Feuerlöschen. „Ich will euch eine Gasse machen!“ rief Arnold von Winkelried bei Sempach seinen Landsleuten zu, als er durch seinen freiwilligen Tod eine Lücke in die feindlichen Schlachtreihen reißen wollte.

**) Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge, dem die innere Bewegung nicht die Hand erbeben und es vor den Augen schwimmen macht, wie es weiter unten bei Tell wirklich geschieht. Der Ausdruck ist sehr stark.

***) Die hamburgische Handschrift streicht der Kürzung wegen die neun letzten Verse.

†) Hinstehn, mundartlich für „sich hinstellen, hintreten“, wie schon bei Logau. So steht auch „sitzen“ für „sich setzen“.

††) In den Worten „er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes“ erwartet man Haupt, im Sinne „wo es gilt auf das Haupt des Kindes zu schießen“.

erregen könnte, durch die Hervorhebung seiner rührenden Unschuld zu verscheuchen, wogegen Rösselmann es für seine Pflicht hält, den Landvogt auf den Richterstuhl Gottes hinzuweisen. Dieser aber, unbekümmert um alle diese Reden, befiehlt herrisch, den Knaben an die Linde im Hintergrunde anzubinden. Doch Walther will weder gebunden sein, noch, wie der mitleidige Stallmeister wünscht, die Augen verbunden haben; er ist überzeugt, der Vater werde nicht fehlen, und er fordert ihn auf, dem Wütherich*) zum Aerger zu schießen, der sie verderben wolle und, wie er richtig ahnt, ihm nur darum den Schuß befehle, weil er glaube, er werde ihn nicht wagen. Melchthal kann sich vor Wuth kaum halten. Wozu solle ihr Bund dienen, spricht er zu den an der Seite stehenden Landleuten**), wenn sie sich dieser unerhörten Grausamkeit nicht widersetzten? Aber doch muß er Stauffacher Recht geben, daß sie ohne Waffen nichts gegen den „Wald von Lanzen"***) ausrichten können, nur beklagt er es, daß man den Ausbruch verschoben habe.†) Geßler aber drängt Tell, endlich ans Werk zu gehn, wobei er seinen Grimm auf die Landleute scharf ausspricht, die sich anmaßten Pfeil und Bogen zu führen, was nur dem Herrn zustehe. Tell

Nach stehendem Sprachgebrauche kann „nicht fehlen auf" nur heißen „nicht fehlen beim Schießen auf", wie man sagt „fehlschießen auf": es steht nie für „abirren auf einen andern Punkt". „Auf des Kindes Haupt anlegen, zielen" stehen so IV, 1, 42. 3, 23.

*) Vgl. oben S. 139***.

**) Hier sind besonders die anwesenden Mitglieder des Bundes gemeint, neben denen aber noch sechs andere Landleute gegenwärtig sind.

***) Ein auch in Prosa gangbarer Ausdruck. Schiller wagte im Ring des Polykrates „der Schiffe mastenreicher Wald".

†) Die zweite Rede Melchthals O hätten wirs u. s. w. fehlt in der hamburgischen Handschrift.

sehe jetzt, wie gefährlich es sei; wollten sie durchaus Pfeil und Bogen tragen, nun so wolle er ihnen ein Ziel dazu bieten. Geßlers wahnwitziger Uebermuth gipfelt in dieser Verhöhnung. Schon in dem etwas dunkeln „auf den Schützen springt der Pfeil zurück“ schwebt dasjenige vor, was die beiden letzten Verse besagen. Schiller läßt sich Geßler hier in ähnlicher Weise über „den Bauern“ äußern, wie er es gegen Stauffacher gethan. Vgl. oben S. 146.

Da Tell sieht, daß der zur höchsten Wuth gegen ihn erbitterte Landvogt sich durch nichts bewegen läßt, spannt er wirklich die Armbrust, legt den Pfeil auf und ruft, man solle die Schußbahn zwischen ihm und der Linde frei machen. Stauffacher entsetzt sich, als er dies sieht, aber schon zittert und bebt Tell, es schwimmt ihm vor den Augen: er läßt die Armbrust sinken.*) So bittet er denn den Landvogt, ihm den Schuß zu erlassen und sein Leben dafür zu nehmen; mögen seine Reisigen kommen und ihn niederstoßen. Aber mit kaltem Hohn erwiedert der heimtückische Despot, sein Leben wolle er nicht, nur den Schuß; könne er ja sonst alle andern retten (wobei er auf Baumgartens Rettung anspielt, die ihm zugetragen worden sein muß), jetzt möge er sich selbst helfen.**) Nach fürchterlichem Kampf entschließt sich der Unglückliche, da kein Flehen gegen Geßlers Böswilligkeit hilft, den Schuß zu wagen, aber zugleich nimmt er sich

---

*) Neben den Weibern, die Gott im Himmel! bei dem schrecklichen Anblick rufen, nennt die dalbergische Handschrift auch Bertha.

**) Hierbei schwebt die Verspottung des Heilands vor bei Lucas 23, 35, 37: „Er hat andern geholfen, er helfe sich selber. — Bist du der Juden König, so hilf dir selber.“ Aehnlich wird Johanna in der Jungfrau verspottet (V, 11, 55): „Jetzt, Retterin, errette!“

vor, sollte er fehlen, mit einem zweiten Pfeil, den er jetzt in seinen Koller steckt, den Landvogt zu tödten. Der Knabe ermuthigt ihn von der Linde her, unter welcher er stehn geblieben*), durch seinen kühnen mahnenden Zuruf.

Diese Zwischenzeit hat der Dichter glücklich durch den Ausbruch von Rudenz ausgefüllt. Tieck bemerkt (Kritische Schriften IV, 268), Tell und sein Kind müsse man hinter den vortretenden Gruppen nicht sehn können. Aber die Gasse bleibt doch offen, und nicht umsonst gibt die szenarische Bemerkung an, wie sich Tell geberde (vgl. S. 229), nur die Aufmerksamkeit wird durch den Streit abgelenkt. Mit leidenschaftlicher Entrüstung dringt Rudenz in den Landvogt, die Sache nicht weiter zu treiben: der Prüfung sei genug; zu große Strenge verfehle ihres Zieles.**) Geßler, der bisher alle Zusprachen unerwiedert gelassen hat, wird durch den Ton von Rudenz bitter verletzt, so daß er ihm Schweigen gebietet, was diesen aber nur um so mehr reizt, mit der Sprache herauszurücken. Eine solche grausame Mißhandlung, behauptet er, sei wider des Königs (man erwartet „des Kaisers") Willen, und sein Volk verdiene sie nicht. Unbekümmert um Geßlers wildes Auffahren fährt er fort, bei allem, was bisher geschehen, habe er sein darüber empörtes Herz bezwungen***), aber länger zu schweigen sei Verrath, nicht weniger an dem

*) In der szenarischen Bemerkung bieten die dalbergische und die mannheimer Handschrift irrig „unter der Stange". Auch nach V, 1,80 hätte Tells Knabe unter der Stange gestanden, auf welcher der Hut hing. Wir haben also hier keinen bloßen Schreibfehler, sondern eine sachliche Abweichung.

**) Sprichwörtlich heißt es: „Wer den Bogen überspannt, der sprengt ihn."

***) Dies stimmt eigentlich nicht zu der frühern Darstellung, ebensowenig zum folgenden, wo er gesteht, daß er bisher geblendet gewesen: aber die Leidenschaft hält sich nicht immer an die Wahrheit.

Kaiser als an seinem Vaterlande.*) Bertha sucht vergebens, Rudenz zu beschwichtigen, da er ja den Wüthenden (seine Wuth, die sich eben gegen Tell gezeigt, spricht aus seinen Geberden) noch mehr reize. Dieser gesteht mit Bedauern, daß er sich bisher an Geßler angeschlossen und die Seinigen verlassen habe, weil er geglaubt, des Kaisers Macht zu befestigen; jetzt erkenne er, daß er, durch ihn verleitet, auf dem besten Wege gewesen, sein Volk zu verderben. Geßler will ihn dadurch zum Schweigen bringen, daß er sich als Herr ihm gegenüberstellt, aber dieser, eben dadurch mit der ganzen Würde seines angeborenen Adels erfüllt, beruft sich darauf, daß er so frei wie der Landvogt geboren sei, und er in keiner ritterlichen Tugend ihm nachstehe, ja wäre er nicht der Landvogt seines Herrn, des Kaisers, so würde er ihm für die ihm durch seine schnöde Rede zugefügte Beleidigung im Zweikampf stehn müssen. Geßler, vor Wuth unfähig zu erwiedern, blickt grimmig auf seine Reisigen, aber Rudenz droht, er sei nicht wehrlos, wie das Volk, das sich alles gefallen lassen müsse; sollte sich einer ihm nahen, so werde er sein Schwert fühlen.**)

In diesem Augenblick, während die meisten***) Blicke auf die Szene zwischen Rudenz und Geßler gerichtet sind (Bertha trennt zuletzt Rudenz und Geßler, indem sie in Furcht vor dem Aeußersten zwischen sie stürzt), hat Tell den Apfel herabgeschossen †); dem

*) Diese Rede „Ich hab' still geschwiegen" bis „an dem Kaiser" läßt die hamburgische Handschrift weg.

**) Auch hier läßt die hamburgische Handschrift eine Verkürzung eintreten, indem sie den Schluß der Rede von „Ja winkt nur" an streicht.

***) In der szenarischen Bemerkung steht alle, was wohl nicht ganz richtig, [illegible]igstens Stauffacher und Melchthal auf Tells Schuß hinschauen.

Man sieht bloß, daß der Pfeil abgeschnellt wird. Vgl. Schillers Aeu[illegible]n S. 30.

nach langem Zielen endlich hinfliegenden Pfeile hat er mit weit vorgebogenem Leibe nachgeblickt, und als er sich von dem glücklichen Treffen des Apfels überzeugt hat, ist ihm die Armbrust entsunken. So ist die weiter unten zu spät kommende szenarische Bemerkung zu fassen. Stauffacher verkündet die frohe Botschaft, worüber alle hoch erfreut sind.*) Fürst, von banger Spannung erschöpft, droht niederzusinken; Bertha fängt ihn in ihren Armen auf und verkündet ihm, daß der Knabe gerettet ist. Ihre Rede an Fürst soll wohl gleichzeitig mit Geßlers Ausruf sein. Dieser sieht sich bitter getäuscht; daß Tell den Schuß wagen würde, hatte er für unmöglich gehalten.**) Tell läuft dem mit dem Apfel freudig auf ihn zuspringenden Knaben entgegen und hebt ihn an sein Herz, fällt aber dann wie gebrochen nieder; der übermächtige Kampf hat den starken Mann erschöpft. Alle sind von Rührung ergriffen. Bertha drückt ihren Dank gegen den Himmel, Fürst seine unaussprechliche Freude über die Rettung von Schwiegersohn und Enkel aus; Stauffacher ist froh, daß die Sache so glücklich geendet.***) Von der andern Seite wird das Meisterhafte des Schusses hervorgehoben. Leutshold meint, dieses Schusses werde man immerfort gedenken; der Stallmeister preist den Schützen, dessen Name ewig unvergessen bleiben werde. Auch Geßler, dem der Stallmeister den vom Boden aufgehobenen Apfel reicht, muß gestehn, daß es ein

---

*) Statt „Viele Stimmen“ nennt die dalbergische Handschrift Melchthal, Harras, die beiden Söldner und die drei Weiber.

**) Das in der szenarischen Bemerkung stehende erstaunt fehlt in der dalbergischen Handschrift.

***) In derselben Handschrift wird seine Rede auch den drei Weibern zugetheilt, die nicht gut stumm bleiben können.

Meisterschuß sei, da der Apfel gerade in der Mitte durchschossen sei.*) Der Pfarrer aber ist kühn genug, Wehe über den zu rufen, der den Tell zu einem solchen Schusse gezwungen habe; denn geheim kann er doch diese etwas überkühnen Worte nicht sprechen sollen. Rösselmann erscheint hier überhaupt am entschiedensten. Melchthal ist verstummt vor Grimm, den er nicht auslassen kann.

Nachdem Tell sich allmählich wieder gefunden hat, fordert Stauffacher ihn auf, sich zu erheben und nach Hause zu gehn. Auch der Geistliche bittet ihn, mit dem geretteten Knaben zur Gattin zurückzukehren. Beide wollen ihn wegführen**), als Geßler ihn noch einmal anruft, da er ihn etwas zu fragen habe. Das folgende bis zu Tells Bindung ist ganz nach Tschudi (S. 60 f.); nur das Herausziehen des Pfeils aus dem Koller und den furchtbaren Blick that Schiller zu wirksamer Belebung hinzu. Die Zusicherung seines Lebens, die er gutmüthig für das Versprechen völliger Straflosigkeit hält, macht Tell so kühn, daß er den tiefen Groll seiner Seele, gleichsam um sich für alle erlittene Qual an dem Wütherich zu rächen, unvorsichtig verräth. Stauffachers Berufung auf den sichtbaren Schutz des Himmels***) fertigt Geßler höhnisch ab, und gibt den Reisigen den Befehl, wohin sie Tell bringen sollen†), da er mit ihm nach Küßnacht

*) „So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde." Scheuchzer bemerkt: „Die alte Redensart der bündnerischen Nation: So lang Grund und Grath staht, ist gewiß vernünftiger als das Wort ewig, dessen man sich sonsten bedient."

**) Zu der szenarischen Bemerkung fügt die dalbergische Handschrift passend hinzu: „Die drei Weiber nehmen den Knaben in ihre Mitte."

***) Bei Müller heißt es: „Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sei."

†) Mein Schiff, das Schiff, das er auf dem See für seine Person hat,

fahren will. Rösselmann hält ihm entgegen, daß Küßnacht außerhalb des Landes liege. Die dadurch ermuthigten Landleute berufen sich auf ihre Freiheitsbriefe, wonach es dem Kaiser selbst nicht zustehe, jemand außerhalb des Landes zu führen.*) Hierbei lag Müllers Bemerkung zu Grunde, Geßler habe den Tell über den See geführt „mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot". Bei Tschudi heißt es gleich am Anfange von den Landvögten, sie hätten sehr brave Landleute geringer Ursachen wegen gefangen aus den Waldstätten nach der Veste zu Küßnacht oder nach Luzern und Zug in das herzogliche Gebiet gebracht, was von Alters her von keinem Könige erhört worden sei. Geßler aber hat ganz Recht, daß Kaiser Albrecht diese Freiheitsbriefe nicht bestätigt hat, wozu er in seinem Sinne hinzufügt, diese Gunst müsse erst durch Gehorsam erworben werden, allgesammt seien sie Rebellen, ja er droht es allen zu machen wie diesem Tell, wenn sie ihren bösen Willen verrathen sollten, wobei Schiller vielleicht die Aeußerung Müllers vorschwebte, Tell habe durch die voreilige Aeußerung seiner Denkungsart den Vogt bewogen, sich seiner zu versichern. Rudenz, der verstummt ist, da seine Seele ganz vom Gedanken der Befreiung seines Volkes erfüllt wird, folgt

---

das später als Herrenschiff bezeichnet wird. Bei Tschudi steht ein Schiff. Etterlin braucht Naue. Vgl. S. 133.

†) In den Handschriften sagt Rösselmann:

Ihr wollt ihn außer Lands gefangen führen?

worauf die Landleute die beiden Verse sprechen, die schon der erste Druck Rösselmann gab. Vollmer nimmt hier mit Recht ein bloßes Versehen beim Druck an, das durch den gleichen Ausgang der beiden Verse veranlaßt worden. Daß Schiller unbedacht den Vers gestrichen, ist höchst unwahrscheinlich.

stillschweigend mit Bertha.*) Wohl kann es auffallen, daß beide gar nicht an die Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit denken, aber der Dichter bedurfte dieser Sorglosigkeit, und in dem Augenblick, wo Tell unsere ganze gerührte Theilnahme auf sich zieht, denkt man an diese Unwahrscheinlichkeit eben nicht.

Die Landleute haben jetzt alle Hoffnung verloren. Fürst sieht in bitterstem Schmerze sein ganzes Haus rettungslos verloren. Auch Stauffacher gibt alle Aussicht auf Befreiung so ganz auf, daß er in seiner Verzweiflung selbst dem Tell einen Vorwurf nicht erspart, wogegen dieser sich allein durch das Gefühl der Rache entschuldigen kann. Melchthal ist durch die Gewaltthat, der er nicht zu widerstehn vermag, vernichtet. Gern hätte man von ihm wenigstens ein Wort vernommen. Die allgemeine Verzweiflung steht freilich in scharfem Widerspruche mit den beiden ersten Aufzügen, in welchen auf Tell gar nicht gerechnet war. Wo ist denn der Schwur auf dem Rütli geblieben? Der Ausbruch der Verschwörung konnte durch Tells Gefangennehmung und Geßlers Drohung durchaus nicht gehindert, mußte eher beschleunigt werden. Die Helden auf dem

---

*) In der hamburgischen Handschrift heißt es statt der szenarischen Bemerkung „Er entfernt sich . . . zurück“: „(Indem er abgeht, ergreift er die Hand der Bertha und führt sie mit sich. Rudenz will ihr folgen, die Weiber werfen sich in den Weg.)

Weiber.

O rettet ihn, Herr Freiherr! Rettet ihn!

Rudenz reißt sich los und folgt der Bertha.“ Das ist freilich theatralisch wirksam, besonders wenn Rudenz geschickt durch Mienen seine starke Bewegung zu erkennen gibt. In der dalbergischen Handschrift steht die szenarische Bemerkung von „Geßler (so liest sie statt er) entfernt sich“ an bis „bleiben zurück“ erst nach der folgenden Rede von Walther Fürst.

Rütli erscheinen hier im ärmlichsten Lichte: aber der Dichter, welcher seit dem Anfange des dritten Aktes Tell nebst Rudenz in den Vordergrund gerückt, rechnet darauf, daß man den Rütlibund hier nicht mehr lebhaft im Sinne habe, was immer ein großer Fehler gegen die Einheit des Stückes ist. Die Landleute umringen Tell, um von ihm, ihrem letzten Troste, Abschied zu nehmen.*) Selbst Leuthold, der ihn zum Aufbruch mahnen muß, spricht ihm seine Theilnahme aus.**) Der Aufzug schließt mit dem ergreifenden Abschied des Vaters von seinem Kinde.***) Der Gattin, an welche Stauffacher ihn erinnert (der alte Fürst, ihr Vater, ist von Schmerz zerschlagen), kann er kein Wort des Trostes senden, nur seinen glücklich geretteten Knaben. Sein Wort, Gott werde ihm helfen, soll nur seine völlige Hoffnungslosigkeit nebst der Ergebenheit in Gottes Willen aussprechen.

Vierter Aufzug.

Tell, auf wunderbare Weise befreit, erschießt den Geßler, dessen Söldner fliehen, ja selbst die Leiche im Stiche lassen. Rudenz, dessen Geliebte der Landvogt geraubt hat, eilt von der Leiche des Oheims mit Melchthal zur Zerstörung der Schlösser

---

*) Die dalbergische Handschrift gibt (nach der „historisch-kritischen" Ausgabe) die Rede der den Tell umringenden Landleute auch den Weibern.

**) Leutholds Wort, ja selbst, daß dieser sich Tell nähert, übergeht die hamburgische Handschrift. Nach Tells „Lebt wohl" hat die dalbergische Handschrift noch: „(die drei Weiber geben Zeichen des heftigsten Schmerzens)".

***) In der szenarischen Bemerkung hat die dalbergische Handschrift „die gebundenen Arme", wozu es nicht paßt, wenn es vor Tells letzten Worten heißt: „den Knaben in seinen Armen emporhebend", was die hamburgische Handschrift wegläßt, da der Befehl, Tell zu binden, erfüllt worden ist.

in Unterwalden. Die Rudenzszene bildet die Mitte. Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge liegen höchstens einige Stunden.

Erste Szene. An dem stürmisch bewegten Ufer des Sees*) treffen wir Ruodi (vgl. S. 105 f.), dem ein Fischer von Gersau eben Kunde von Tells Unglück gibt.**) Sie sehen, wie der Sturm das Schiff des Landvogts in Gefahr bringt. Tell erscheint und erzählt seine Rettung; er läßt sich den nächsten Weg nach Küßnacht zeigen und der Gattin die Kunde seiner Befreiung nebst dem Versprechen baldiger weiterer Nachricht bringen.

Ruodi ist ganz unglücklich über die Kunde von Tells Gefangenschaft, an dem die Sache der Freiheit den bravsten Arm verloren habe; denn der Landvogt werde dafür sorgen, daß er nicht mehr ans Tageslicht komme.***) Daß letzterer sich eben habe einschiffen wollen, hören wir gleichfalls, nebst dem Zweifel, ob der nahe Sturm, der das Landen von Kunz an diesem Orte begründet, nicht die Abfahrt verzögert habe. Auch empfängt Ruodi die Nachricht von Attinghausens bevorstehendem Tode; seinen Verlust empfindet er tief, da dieser allein noch habe wagen dürfen, für das Volk zu sprechen. Seine volle Verzweiflung spricht Ruodi, welchen der Dichter hier, abweichend von I, 1, als einen außerordentlich leidenschaftlichen Mann darstellt,

---

*) In der szenarischen Bemerkung fehlten ursprünglich die Bestimmung östliches und der Satz Die seltsam ... Prospekt.

**) Kunz ist eine spätere Zudichtung; seine Reden waren früher Jenni zugetheilt. Statt V. 9 f. stand „der eben jetzt gewaltig sich erhoben"; die Rede 22—24 fehlte. — Die noch von Buchheim vertheidigte an sich unglaubliche Annahme, Schiller habe zwei verschiedenen Personen den Namen Ruodi gegeben, widerlegt schon das Personenverzeichniß.

***) Die hamburgische Handschrift läßt V. 12—17 weg.

gleich nach dem Abgange von Kunz aus*), besonders als sein Knabe (Jenni) ihn auffordert, wegen des Hagelwetters in die Hütte zu treten.**) Man hat längst bemerkt, daß bei dem folgenden Ausbruche wilder Verzweiflung: „Raset ihr Winde u. s. w." der ähnliche in Shakespeares Lear II, 3 vorschwebt, wo der über die Unnatürlichkeit seiner Töchter entsetzte König im Gewitter auf der Haide auftritt.***) Daß Bären und Wölfe einst im Lande gehaust, nahm Schiller aus Müller oder Stumpff. Vgl. oben S. 193.†) Der Knabe deutet ängstlich auf den immer stärker tobenden Sturm, der noch nie so arg in diesem Schlunde, der Tiefe des Sees gerast habe, die er eben als Abgrund bezeichnet hat††). Bei so unnatürlicher Gewaltthat müsse die Natur sich wohl empören, meint Ruodi, und nicht zu verwundern wäre ihre völlige Umkehr, daß alle Felsen von ihren Höhen (Kulmen) herab sich in den See hinabbückten, die Eisberge von ihren höchsten Spitzen herabschmölzen†††), die Berge

---

*) Geblendet, im Gegensatze von sehend: sonst würde hier erloschen stehn. Die Worte „der Mund ... geblendet" gehen auf Attinghausen. — Die fünf Verse von „Der Tell gefangen" an läßt die hamburgische Handschrift weg.

**) Die Rede des Knaben begann früher, ähnlich der jetzigen letzten von Kunz: „Der Sturm nimmt überhand, kommt in die Hütte." — Kommlich (behaglich, bequem) ein Schweizerausdruck, dessen Einführung ins Hochdeutsche schon längst Meiners in den Briefen aus der Schweiz empfohlen hatte. Schiller mochte es in Weimar oft aus dem Munde des an seiner Schweizersprache hängenden H. Meyer gehört haben. — Hausen, weilen, wie im Ring des Polykrates 92.

***) Die ganze Stelle mit den folgenden Versen des Knaben fehlt in der hamburgischen Handschrift. — Brüllen vom Wirbel nahm Schiller aus Scheuchzer.

†) Der großen Wüste, da im Lande noch keine Spur von Anbau war.

††) Nach Müller: „Mächtig rauschte der Abgrund", mit der Anmerkung, beim Axenberge sei der See sechshundert Fuß tief.

†††) Als Eisesthürme bezeichnet er die Eisberge, deren Spitzen (Zacken,

mit ihren Höhlen einstürzten, die Wasser wieder, wie bei der Sündflut, statt in dem See gesammelt zu bleiben, sich ergössen. Da hört man droben auf dem Berge läuten, zur Mahnung, für die Rettung eines in höchster Gefahr schwebenden Schiffes zu beten. Schiller hat dies wohl nur erdichtet; an ein Nothsignal könnte man eher denken. Ruodi sieht im Geiste das Fahrzeug schon rettungslos verloren, wobei er den wilden Sturm und den Mangel jedes Anlandungsplatzes in den stärksten Ausdrücken schildert.*) Jetzt erblickt der Knabe, der auf die Höhe gestiegen ist, ein von Flüelen kommendes Schiff.**) Der Fischer verzweifelt an der Rettung, da der Sturm, wenn er in dieser wilden Felsenschlucht sich einmal erhebe, wie rasend ohne Aufhören wüthe, gleich dem Raubthier, das wüthend die Eisenstäbe seines Käfigs zerreißen möchte.***) Von Antheil ergriffen, besteigt Ruodi selbst die Anhöhe, auf welcher der Knabe eben das Schiff des Landvogts†) auf dem See sieht, das er an dem

---

Kulmen) nie schmelzen. I, 4 spricht Schiller vom „Eispalast des Schreckhorns" und von der oben seit Ewigkeit verschleiert sitzenden Jungfrau. — Die vier Verse „Wenn sich die Felsen ... niederschmelzen" fehlen in der hamburgischen Handschrift.

) Handlos, ohne ihm eine Hand zu bieten, woran er sie fassen könnte, ein höchst gewagter Ausdruck. — Unwirthlich fanden wir schon oben. Vgl. S. 187. — Den Schluß der Rede Ruodis von „Da ist nah und fern" an ließ die hamburgische Handschrift weg.

**) Statt deutet links haben die Handschriften deutet rechts hin. Oben fehlt auch, wie S. 234* bemerkt, östliches.

***) Bei Scheuchzer heißt es: „Wo die Felsgebirge einen engen Paß offen lassen, dient das Wort πύλη, porta." Bei Schiller liegt die Vorstellung zu Grunde, der Sturm wolle heraus, wie bei Virgil aus der Höhle des Aeolus. — Zum Vergleiche mit dem Raubthiere Hor. A. P. 473. 474. — Die vier letzten Verse von „Das an des Gitters" an fehlen in der hamburgischen Handschrift.

†) Das Herrenschiff von Uri. Herrenschiff ist wohl eine Schiller eigenthümliche Bezeichnung, nach Herrengarten, Herrenwasser u. a. gebildet,

rothen Dach und der ebenfalls rothen Fahne erkennt; denn Roth ist habsburgische Farbe. Als er des Landvogts Schiff erkennt, geräth er in leidenschaftliche Freude, daß Gottes Gericht den Frevler ereilt habe*), und so fordert er den andächtig betenden Knaben auf, nur ja nicht für dieses zu flehn. In seiner Heftigkeit vergißt er, daß auch Tell sich darauf befindet. Nach des Knaben Antwort, er bete für diesen, schmäht er, der eben noch in diesem Sturme Gottes Gericht erkannt hatte, auf die Unvernunft des blinden Elements, das den Schuldigen mit dem Unschuldigen verderbe, ohne eine Ahnung, daß Gott diesen ohne jenen retten könne.**) Bei des Knaben Bericht, wie das Schiff vom Sturme zum großen Axenberg zurückgeworfen wird, schwebt eine Stelle Scheuchzers vor, der dem Burggisgrat gegenüber „eine rauhe, wilde Felswand, Teufelsmünster genannt", und unterhalb des Burggisgrats, nach Flüelen zu, den „Groß-Axenberg, eine rauhe Felsenwand, deren Lager ohne gewisse Ordnung in den See hinunter sich versenken", erwähnt. Der Fischer fürchtet, daß sie dort am gefährlichen Hackmesser scheitern (brechen) werden, eine Furcht, die sich dem um Tell besorgten Zuschauer mittheilt.***) Das Hackmesser fand Schiller auf der zur Erläuterung von Scheuchzer beigegebenen Karte am Fuße des Groß-Axenberg bezeichnet. Auch Fluh und gähstotzig nahm er aus Scheuchzer, der bemerkt: „Das Wort

---

zur Bezeichnung des dem Herrn, der Herrschaft gehörenden Schiffes. Vgl. S. 230†. Das Wort fehlt bei Grimm.

*) Kennt, erkennt, in scharfem Sinne. — Statt geben nicht muß es wohl geben nichts heißen.

**) Die drei Verse des Fischers fehlen in der hamburgischen Handschrift.

***) Auch den Vers „Der von dem Teufelsmünster widerprallt" läßt die hamburgische Handschrift weg.

Flü, Flüh, Flühe, Flüy, Flüey, Flu bedeutet nicht allein steilhohe, oder gähstotzige Felswände, sondern auch andere gähe, meistens von Bäumen und Gras entblößte Oerther."*) Doch bald sieht der Fischer, daß das Schiff von einem guten Steuermann glücklich vorwärts gebracht wird; am besten, meint er, würde nur Tell helfen können.

Da tritt Tell selbst, der an einer Platte des großen Axenberges**) ans Land gesprungen war, seine Armbrust tragend, in heftigster Bewegung auf. Sofort wirft er sich auf die Erde und faßt sie mit den Händen, die er dann gegen den Himmel ausbreitet.***) Bei Homer küßt Odysseus den heimischen Boden und fleht zu den Nymphen. Daß der Knabe und der Fischer nacheinander von der Höhe herabsteigen, hätte eine szenarische Bemerkung bezeichnen sollen. Der Knabe, der den Tell zuerst gesehen, bemerkt, nachdem er „vorwärts" (auf ihn zu) gegangen, daß es Tell ist; darauf sieht es auch der gleichfalls sich nähernde Fischer zu seiner freudigsten Ueberraschung. Bei der folgenden dramatisch geschickt belebten Erzählung ist Tschudis Bericht größtentheils wörtlich, nicht ohne einzelne Mißverständnisse, benutzt.

---

*) Gäh nach früherer Schreibung. — Stotzig heißt in der Schweiz abschüssig; statt gähstotzig braucht Scheuchzer einmal als gleichbedeutend senkelrecht aufsteigend. Den Druckfehler des Theaters gähstrotzig hatte Körner beibehalten. Freilich hätte der dunkle mundartliche Ausdruck vermieden werden sollen.

**) Aus Fäsi hatte Schiller sich angemerkt: „Tells Blatten oder Tells Sprung. Das Felsenstück hängt an der Seite des großen Axenbergs, eine starke Stunde unter Flüelen. Die ganze Ebene der Blatte hält 18 quadrat Schuh. Hinter der Blatten steigt der Axenberg hoch in die Wolken."

***) Das steht bloß in der szenarischen Bemerkung, der Fischer erwähnt es nicht. An ein Ausbreiten der Hände zum Gebet ist nicht zu denken; er hebt die Arme hoch, im freudigen Gefühl seiner Freiheit.

Vgl. oben S. 61 ff.*) Daß sich Tell, trotz seiner dringenden Eile, dazu hergibt, ausführlich seine Geschichte zu erzählen, muß man dem Zwecke des Dichters zu Gute halten, und bei der großen Spannung und Tells belebter Erzählung wird es niemand stören. Unnöthig aber scheint es, wenn der seine Rettung als ein Wunder anstaunende Fischer**) noch von Tell erfragt, daß Geßler über Brunnen und Schwyz nach Küßnacht wolle, da dies eben der gewöhnliche Weg nach Küßnacht war, und er schon von Kunz erfahren hat, der Landvogt führe ihn dorthin.***) Tell hätte unmittelbar nach der Erzählung hastig nach dem nächsten Wege fragen sollen. Schon hat er dankend Abschied genommen, als er zurückkommt und dem Fischer den Auftrag gibt, seiner Gattin Kunde von ihm zu bringen, nachdem er sich unnöthig seiner durch die Gewißheit, daß er auf dem Rütli mitgewesen, versichert hat.†) Tell wird hier an den Rütlibund gleichsam angerückt, dessen Theilnehmer er auffordern läßt, wacker und guten Muthes zu sein. Dadurch ist unzweckmäßig die An=

---

*) Herfürbrach aus des Gotthards Schlünden, nach Müller: „Brach aus den Schlünden des Gotthardt der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los." Der Gebrauch der biblischen Form herfürbrechen, den freilich auch Wieland sich gestattet, dürfte kaum zu billigen sein. Luther hat meist erfürbrechen, wie Hiob 28, 4: „Es bricht ein solcher Bach erfür." — Abzureichen, mit den Händen zu erreichen. — Das Flehen zu Gott hat Schiller glücklich hinzugesetzt.

**) Statt der Herr stand früher das nicht so leicht an den folgenden Vers anschließende Himmel.

***) Ob Geßler „zu Lande" über Schwyz nach Küßnacht wolle, darf man nicht als eigentliche Frage fassen, da ja kein anderer Weg möglich. Unnöthig ist es, wenn der Fischer des dem Tell genau bekannten geraden Wegs nach Arth gedenkt.

†) Daß er erst geht, dann wieder umkehrt, ist ein für den Druck gemachter Zusatz.

sicht nahe gelegt, Tell wolle seinen Anschlag gegen Geßler auch mit Rücksicht auf die Befreiung der Waldstätte ausführen, wozu sich der Dichter eben nur durch den Wunsch verleiten ließ, eine Verbindung zwischen Tell und dem Bunde anzudeuten. Viel besser gäbe Tell einfach Ruodi den Auftrag, durch die Kunde von seiner Rettung und seinem ungebrochenen Muthe die Gattin zu beruhigen. Ruodi ahnt, daß Tell auf einen Anschlag sinne, doch beruhigt sich seine Neugier, als dieser jede nähere Angabe ernst ablehnt; darf er ja überzeugt sein, dieser, dem sein Segenswunsch folgt, werde seinen Zweck erreichen.

Zweite Szene. Attinghausen stirbt, nachdem er die Kunde vom Bunde auf dem Rütli und von der Bekehrung seines Neffen erhalten hat, nach begeisterter Verkündigung der künftigen Macht und Freiheit des Schweizerbundes. Rudenz eilt von der Leiche des Oheims mit Melchthal zur Zerstörung der Burgen, um die ihm geraubte Geliebte zu befreien.

Fürst, Stauffacher und Melchthal haben nach Tells Abführung sich zu dem sterbenden Altlandammann begeben, auch Baumgarten, den wir beim Apfelschusse auffallender Weise nicht fanden. Fürst glaubt, Attinghausen sei bereits gestorben, aber Stauffacher bemerkt, daß die Flaumfeder, die man, um das Wiederkehren des Athems zu beobachten, ihm, wie Sachkundige bei Sterbenden pflegen, auf die Lippe gelegt hat, sich eben rege.*) In diesem Augenblick meldet sich Tells Gattin, um ihren Vater und den geretteten Knaben zu sehn.**) Vgl. oben S. 107 f. Die

*) Die Worte „Seht ... regt sich" fehlen in der dalbergischen Handschrift, in der hamburgischen sind sie mit Bleistift durchstrichen.

**) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift steht hier noch eine kurze Szene im Vorzimmer vor der im Saale Attinghausens spielenden, die

Freude des Wiedersehens von Mutter und Kind ist lebendig geschildert. Ihre unendliche Liebe kann es gar nicht begreifen, wie der Vater trotz allen Drängens nach seinem Kinde zu schießen vermocht hat; ist der Knabe auch gerettet, der Gedanke, daß über ihrem Kinde einst ein so schrecklicher Tod von Vatershand geschwebt, wird sie, so alt sie werden mag, nie verlassen. In bitterer Klage ergeht sie sich über die Roheit der Männer, die, wo ihr Stolz beleidigt sei, nichts schrecke, die Kind und Weib aufs Spiel zu setzen sich nicht scheuten. Bild und eigentlicher Ausdruck haben sich hier merkwürdig verschlungen. Diese Klage wird aber nur dadurch möglich, daß niemand ihr mitgetheilt, Geßler habe gedroht, wenn er den Schuß nicht thue, den Knaben mit ihm zu tödten. Als Baumgarten Hedwig Mangel an Gefühl für ihres Gatten Leiden Schuld gibt, wirft sie diesem vor, daß er nichts zur Rettung ihres Tell gethan, der doch für ihn sein Leben in die Schanze geschlagen, wobei sie die falsche Voraussetzung macht, er sei beim

---

Schiller rasch eingeschoben zu haben scheint; beim Drucke ließ er sie weg, auch in der hamburgischen Handschrift findet sie sich nicht. Die wunderliche Szene lautet:

„Hedwig tritt hastig herein. Baumgarten folgt ihr.

Baumgarten (will sie zurückhalten).

O Frau, was sucht ihr hier im Haus des Todes?
Ihr könnt ihn jetzt nicht sehen. Bleibt zurück.

Hedwig.

Wer darf mirs wehren? Laßt mich! (will eindringen.)

Baumgarten.

Ich ruf' ihn. Wartet hier. (geht.)

Hedwig (dringt nach).

Ich kann nicht warten. (ab.)"

Statt der szenarischen Bemerkung „Baumgarten geht an die Thüre und spricht mit jemand" heißt es hier „Baumgarten tritt herein" und das spätere „(kommt zurück)" fehlt.

Apfelschusse zugegen gewesen. Fürst weist diese Anklage, die alle dabei Anwesenden treffen würde, mit der schlagenden Bemerkung zurück, die unbewaffnete Minderzahl hätte gegen Geßlers Macht nichts auszurichten vermocht. Jetzt erst ist Hedwigs leidenschaftliche Erregung über die Unmenschlichkeit des Schusses beruhigt, worauf denn ihr voller Schmerz über den Verlust des ihnen allen Unersetzlichen und die bittere Noth des an Freiheit gewöhnten, im öden Burgverließ hinschmachtenden geliebten Mannes sich in rührendem Jammer ergießt.*) Vergebens sucht Stauffacher sie durch das Versprechen zu beruhigen, sie wollten alles thun, seinen Kerker aufzuschließen; mit ihm scheint ihr jede Hülfe der Bedrängten auf immer verloren.**)

Jetzt erholt sich Attinghausen wieder von seiner Betäubung. Seine erste Frage ist nach Rudenz, den er noch einmal vor seinem Ende sprechen möchte. Man hat bereits nach ihm geschickt. Vgl. oben S. 108. Fürst sucht ihn durch die Erinnerung zu trösten, daß dieser für die Sache des Volkes gewonnen sei; dieses mit der ganzen Geschichte Tells bis zu dessen Verhaftung muß Attinghausen schon früher gehört haben (weiter unten erwähnt er des Apfelschusses), es drängt ihn aber, seine glückliche Umkehr noch einmal zu vernehmen. An Fürsts Bemerkung, er habe sein Herz

*) Die Alpenrose, die schönste Zierde der Alpen, kommt nur auf den höchsten Berggipfeln fort, im Thale verkümmert sie. — Bei dem Ausdruck Sumpfesluft von der beengtern niedern Luft des Thales liegt natürlich ein Vergleich zu Grunde.

**) Rettete, wenn ihr verfolgt waret. — Statt des Gedankenstrichs nach Tell muß Punkt stehn, ebenso einige Verse weiter nach Junker und gesendet. In Schillers frühern Dramen sind falsche Gedankenstriche statt der Punkte, nach der Unsitte der Zeit, noch viel häufiger.

gefunden*), er gehöre jetzt ihnen an, knüpft er die Frage, ob er wirklich für sein Vaterland gesprochen, was Stauffacher in ehrenvollster Weise bejahen kann. Doch vor seinem Ende möchte er ihn noch sehn, um ihn zu segnen; er fühlt, daß es bald mit ihm aus sein werde, da der Schmerz ihn jetzt verlassen, wie es bei manchen Krankheiten gerade kurz vor dem Tode geschieht. Als er den Knaben bemerkt, bittet Fürst ihn um seinen Segen über diesen seinen Enkel, der jetzt vaterlos sei. Attinghausen, der sich nun des Berichtes über den Apfelschuß und Tells Gefangenschaft erinnert, erwiedert mit bitterstem Schmerze, sie alle lasse er vaterlos zurück, da er leider den Untergang der Freiheit des Vaterlandes habe erleben müssen. Aber Stauffacher kann ihn nicht so trostlos scheiden lassen, er verkündet ihm mit Fürsts Zustimmung, daß sie keineswegs auf ihre Befreiung Verzicht geleistet, worauf denn Fürst und Melchthal ihm das Geheimniß des Rütlibundes eröffnen.**) Dies stimmt nicht zu der Niedergeschlagenheit am Ende des vorigen Aufzugs. Da er auf seine weitere Frage vernimmt, daß die Landleute ohne den Adel sich vereinigt, dessen Beistand sie aber zur Zeit des Ausbruchs erwarten, so fühlt er durch diesen kühnen auf eigene Hand unternommenen Anschlag sich von so freudigem Erstaunen gehoben***),

---

*) Nach 2 Sam. 7, 27: „Darumb hat dein Knecht sein Herz [sich selbst, seine wahre Seelenneigung] gefunden, daß er dies Gebet zu dir betet.“

**) Hohl, unterhöhlt. — Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt. Daniel 5, 26: „Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet.“ Maria Stuart I, 2: „Meine Tage sind gezählt.“ In den Räubern setzte Schiller gegen Ende des vierten Aufzugs in den Worten: „Die Minuten sind geweiht“ später gezählt. — Ihre Spur ist nicht mehr zu finden, auch biblisch. — Die drei letzten Verse fehlen in der hamburgischen Handschrift.

***) Hat sich der Landmann solcher That verwogen? Ver-

daß er nun in festem Vertrauen auf das Gelingen des Bundes getröstet zu seinen Ahnen hinabsteigen will; des Adels bedürfe es jetzt nicht mehr. Jetzt erst legt Attinghausen seine segnende Hand auf das Haupt des vor ihm knieenden Knaben, aus dem, da der Uebermuth des Gewaltherrschers sich so schnöde an ihm vergangen, eine neue, bessere Freiheit als die der Gewalt unterlegene sich erheben*), aus dem nach dem Sturze des Alten wieder ein frisches Leben erstehn werde. Das ist im Grunde nicht richtig, da die Befreiung der Waldstätte von der Gewaltthat gegen Tell ganz unabhängig war; aber dem Zwecke des Dichters diente es, hier eine nähere Verbindung vorauszusetzen. Aus Attinghausens Augen sieht jetzt Stauffacher den Strahl höherer Erleuchtung glänzen, wie die Sterbenden oft von einem weissagenden Blicke in die Zukunft durchzuckt scheinen. Sterbend schaut er schon den Adel sich mit dem Städter verbinden und als Bürger in die Städte

---

wägen, ähnlich wie sich vermessen, von jeder das Recht verletzenden That, wie weiter unten: „Solcher Gewaltthat hätte sich der Tyrann verwogen?“, aber auch von jedem kühnen Entschlusse, wie hier und in Schillers Berglied: „Es hätte sich keiner verwogen“, auch von der Fassung, ein Unglück zu erleiden, wie bei Tschudi: „Sie hattend sich all verwegen ärmklich zu ertrinken“, bei Stumpff: „daß alle sich des Verderbens hatten verwegen“, und von jedem einfachen Entschlusse, wie bei Hans Sachs: „Ich hatte mich verwegen zu spazieren.“ Auch Wieland braucht so im Reime (Oberon X, 6) sich verwägen. Statt des gangbaren verwegen hat Schiller einmal im Reime verwogen (vgl. gewogen), im Alpenjäger, eine sonst nur im Volksmunde erhaltene, aber auch von neuern Dichtern, wie Uhland, nach Schiller verwandte Form. — Am Schlusse steht in der dalbergischen Handschrift erheben statt erhalten. Letzteres ist hier aus nach uns leben entsprungen; erheben war als Gegensatz von zu Grabe steigen gedacht.

*) Bei dem Haupte schwebt nicht etwa eine sinnbildliche Beziehung auf den „Gedanken eines jung aufblühenden Geschlechts“ vor.

eintreten, wie es bereits im Uechtland und im Thurgau begonnen habe. **Uechtland** (desertum noch in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts genannt, nach Ebel **Oedland**) heißt das früher sumpfige Land zwischen den Juraseen und der Aar. Im Uechtland wurde, wie Schiller bei Müller fand, 1178 Freiburg an der Saane von Herzog Berchtold IV. von Zähringen als „feste Burg des niedern Adels" gegründet. „Es hielten sich zu ihm die Herren und Leute des umliegenden Bahns in einem dreistündigen Kreise; es wurde aus der Stadt und Landschaft eine Gemeine unter einem Schultheiß." 1191 ließ Herzog Berchtold V. den kleinen Ort Bern auf einer Halbinsel der Aar befestigen. „Die Liebe zur Freiheit vereinigte hier den benachbarten Adel, weil diese Stadt nicht von einem Fürstenstamm beherrscht wurde, sondern als Reichsgut unter dem kaiserlichen Schirm war. Von des Kaisers Majestät war auf den reichsfreien Mann und Bürger kein viel größerer Abstand als auf den großen Baron. . . . An Menge war die Bürgerschaft nicht groß, aber durch Sitten stark; sie waren gute Landmänner und Kriegsleute, welche unter den menschlichen Dingen die Freiheit für das höchste Gut und die wahre Würde hielten." Eigentlich hätte **Freiburg** vor Bern genannt werden sollen. Zum **Thurgau** wurde früher die ganze nordöstliche Schweiz, östlich von Aargau, gerechnet. So hat Attinghausen hier beim Thurgau Zürich*) im Sinne, wie bei Uechtland Freiburg und Bern. Zürich war eine „Handelshauptstadt", deren „edelster Gewinn das Gefühl der Würde des Volks war" (Müller). Unter Rudolf von Habsburg nahm es mit Bern und Basel an den Unternehmungen des rheinischen

*) Schiller braucht **Zürich** hier und V, 1 weiblich, indem er es als Stadt personifizirt denkt. Aehnlich hat Luthers Uebersetzung Städtenamen weiblich.

Friedens und des Vertheidigungsbündnisses Theil, und „von dem Rath geschah nichts ohne Ausschüsse der Handwerksinnungen". Bei den kriegerischen Zünften denkt der Dichter an die dreizehn Zünfte unter ebensoviel Bannern, die allerdings erst durch die Verfassung von 1336 eingeführt wurden; daß aber schon früher in Zürich Zünfte bestanden, sagt der Kaiser selbst in der Bestätigung jener neuen Verfassung. Die Macht der Könige, weissagt Attinghausen, werde sich an den Wällen dieser mächtig sich erhebenden Städte brechen, wobei dem Dichter besonders der Reichskrieg unter Karl IV. vorschwebt. Der Kaiser erschien damals mit 44000 Mann vor dem von 4000 Eidgenossen wacker vertheidigten Zürich, zog aber bald ab, da die meisten Deutschen das von Oesterreich bestrittene Recht ewiger Bünde anerkannten. Der Ausdruck ewige Wälle ist etwas stark übertrieben, aber unmöglich können unter diesen die Berge verstanden werden, die „stehn wie für die Ewigkeit gebaut" (I, 3). Feuriger erhebt sich jetzt Attinghausen, um Oesterreichs Niederlagen bei Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels zu verkünden, wobei er auf Winkelrieds Heldentod bei Sempach deutet.*) Indem er Fürsts und Stauffachers Hände faßt, beschwört er

---

*) Statt „ein harmloses Volk von Hirten" haben die dalbergische und die hamburgische Handschrift „der Freiheit muthge Kinder"; die mannheimer stimmt mit dem ersten Druck überein, hat aber unmittelbar vorher:

Die Ritter seh' ich kommen,
In schwergeharnischt=dichtgedrängter Schaar.

— Mancher Paß. Hier ist an den Paß von Zug durch den Wald und das Thal am Egerisee bei Morgarten gedacht. Die Mehrheit ist dichterische Zuthat. — Statt und des Adels ... Fahne bietet die mannheimer Handschrift:

und errungen ist der Sieg,
Hoch triumphirend schwebt die Landesfahne.

sie, fest zusammenzuhalten; aber sie sollen auch, indem sie andere Orte der Freiheit an sich schließen, den Bund erweitern. Die vierte Waldstatt Luzern trat 1333 bei, dann in den Jahren 1351—1353 Zürich, Glarus, Zug und Bern. Dies sind die sogenannten acht alten Orte. Immer sollen diese in unmittelbarster Verbindung stehn, daß alle von den andern in ihrer Noth sofort Hülfe erhalten. Auffällt der Ausdruck „Hochwarten ausstellen“, wo man eher aufstellen erwartet. Hochwarten errichtet man, um von dort Feuerzeichen zu geben, auf den höchsten Punkten der Berge, die davon selbst Hochwachten heißen. Vgl. S. 200 f. Der Dichter denkt sich dort Wächter, welche die geschauten Feuerzeichen sofort verbreiten. Durch sie soll jeder Kanton dem andern seine Noth schnell mittheilen. Bei der wiederholten Mahnung zur Einigkeit verstummt sein Mund auf ewig. Vgl. S. 107. Der Dichter läßt nach Attinghausens Tod wieder eine wirksame stumme Szene eintreten.*)

Rudenz wird von der Kunde des Todes seines Oheims**) tief ergriffen, da er noch so gern Verzeihung aus seinem Munde vernommen hätte, doch Stauffacher kann ihn durch die Mittheilung trösten, der Sterbende habe das gehört, was er gethan, und seinen Muth gesegnet, was aber nicht ausdrücklich geschehen ist. Vor der Leiche knieend schwört er in ihre starre Hand, daß er auf ewig die fremden Bande zerrissen habe, und

*) Die in der dalbergischen Handschrift gegebene szenarische Bemerkung: „wo er [Rudenz] eingetreten, verlieren sich Hedwig und Walther Tell unbemerkt mit den Knechten“, ist im Druck weggefallen. Die Entfernung könnte vor dem Eintreten von Rudenz erfolgen.

**) Er selbst ist jetzt Lehnsherr der noch in Uri bestehenden Lehen des Geschlechts Attinghausen; das Schloß heißt unter ihm das Schloß von Rudenz auf Attinghausen.

von ganzer Seele zu seinem Volke stehn werde. Dann sich erhebend, verspricht er den Landleuten, er werde im Geiste des Entschlafenen fortleben; darauf sollen die drei Häupter des Bundes, von dem er jetzt unterrichtet ist (vgl. S. 108), seinen Schwur empfangen. Melchthal zaudert, ihm die Hand zu reichen, da er den Landmann verachtet habe: aber das Bekenntniß seiner Schuld und Stauffachers Erinnerung an Attinghausens letztes Wort überwinden sein Bedenken; doch muß er ihn darauf hinweisen, daß auch des Bauern Handschlag Vertrauen verdiene*), wobei man die auf ein Sprichwort deutende Erinnerung, der Bauer sei älter als der Ritter, leicht entbehrt hätte. Auf dessen Zusage, mit dem Schwerte sie zu schützen, erwiedert er selbstbewußt, auch der Landmann sei im Stande, seine Brust mit den Waffen zu schirmen. Rudenz gibt jeden Vorzug auf; gegenseitig wollen sie sich wahren. Doch jetzt gelte es nicht lange zu reden, da das Vaterland noch schmachte; später hätten sie Zeit, sich darüber zu vertragen.**) Die letztere Bemerkung dürfte wenig an der Stelle sein, da sie über die Sache einig sind.***) Rudenz schweigt einige Zeit in Erwartung, man werde ihn als Bundesgenossen in das Geheimniß des Rütlibundes einweihen; als aber alle verstummen, hält er nicht mehr zurück, daß er von ihrem Bunde wisse, was er schon dadurch verrathen, daß er Fürst, Stauffacher und Melchthal seine Hand angeboten hatte, nicht dem gleichfalls anwesenden Baumgarten, der nicht mit diesen den Bund beschworen. Die

---

*) Auffallend bleibt aber der Ausdruck: „Des Bauern Handschlag . . . ist auch ein Manneswort!“

**) Ilias VI, 526 ff.: „Komm! das wollen wir künftig berichtigen, wenn uns einmal Zeus gönnt u. s. w.“

**) Die hamburgische Handschrift läßt die drei Verse weg.

Kunde vom Bunde hat er, wie er hinzufügt, nicht zu ihrem Nachtheil benutzt, da er nie, auch während er noch zu Oesterreich hielt, gegen sein Volk zu handeln vermocht habe.*) Ohne ihre Antwort abzuwarten, schließt er daran sogleich die Mißbilligung, daß sie den Ausbruch so lange verschoben: rasch müsse jetzt gehandelt werden; sei ja Tell schon ein Opfer ihrer Säumniß gewesen. Stauffacher macht ihn mit dem Beschluß bekannt, bis zum Christfest zu warten. Rudenz erklärt sich zum sofortigen Handeln entschlossen, und auf Melchthals Verwunderung erwiedert er mit der Berufung auf seine Pflicht, das Vaterland zu schützen, die er, obgleich Fürst die Bestattung der Leiche für seine erste Pflicht ansieht, zu allererst lösen zu müssen glaubt. Daß er nicht länger säumen dürfe, beweist er durch die Mittheilung von Berthas gewaltsamer Entführung. Vgl. oben S. 109. Zu ihrer Befreiung mitzuwirken, ruft er die Landleute auf, wobei er Berthas Liebe zum Lande hervorhebt.**) Hiernach erscheint nun die beabsichtigte rasche Befreiung zunächst durch die Noth seiner Geliebten hervorgerufen, nicht durch den Drang, sein Vaterland vom fremden Joche zu erlösen.***) Der vorsichtige Fürst möchte, ehe er ihre Mitwirkung in Aussicht stellt, doch wissen, was er mit Aussicht auf Erfolg unternehmen wolle. Daher fragt er: „Was wollt ihr (nicht wollen wir) unternehmen?“ Rudenz sieht freilich selbst noch nicht, wie er seinen

*) Die beiden Verse „Nie war ich ... gehandelt“ fehlen in der hamburgischen Handschrift nicht zum Schaden der dramatischen Wirkung.

**) Hier nimmt er an, daß Geßler sie zum Ehebunde mit ihm selbst habe zwingen wollen. Vgl. oben S. 212*.

***) Hier läßt die hamburgische Handschrift Stauffachers staunende Frage mit der Erwiederung von Rudenz weg, obgleich ein Ausdruck theilnehmender Verwunderung kaum fehlen kann.

Zweck erreichen könne, nur das steht ihm fest, daß er die Burgen der Tyrannen zerstören müsse.*) Solcher Burgen waren aber in den Waldstätten nur zwei, was der Dichter freilich bei Melchthals Wort: „Die Vesten alle müssen wir bezwingen", unberücksichtigt läßt, wie er auch den nahe liegenden Gedanken fern hält, daß Geßler Bertha nach Küßnacht gebracht haben werde. Rudenz sollte nun einmal zur Zerstörung der Burgen in Unterwalden treiben; die Begründung, wie er dazu kommt, ist allerdings sehr schwach, doch sucht der Dichter diese Schwäche durch die Lebhaftigkeit der Darstellung geschickt zu verstecken. Melchthal ist gleich bereit, dem kühnen Befreier mit seinen Unterwaldnern zu folgen; der Schwur im Rütli, die Sache bis Christtag zu verschieben, kann ihn nicht binden, da die Zeit „ein anderes Gesetz bringe", durch die Gewaltthat an Tell die Lage der Dinge verändert worden sei, und jetzt niemand klagen könne, wie die Unterwaldner noch auf dem Rütli Bedenken trugen, anders als mit List ihren Vogt zu vertreiben. Fürst und Stauffacher halten Melchthal nicht zurück, sie widersprechen auch nicht, als dieser sie auffordert, inzwischen die Landleute zu bewaffnen, und sobald die Feuerzeichen auf den Bergen (vgl. S. 200) ihnen Kunde von ihrem Siege bringen werden**), sich zum Sturze der Tyrannei zu erheben. Auch hier ist, was eigentlich geschehen soll, sehr im Dunkel gelassen, was aber die

*) Der Anfang der Erwiederung von Rudenz bis „in der Seele klar" fehlt in der hamburgischen Handschrift.

**) Botensegel, Eilschiff, welches die gesandten Eilboten fährt, wohl eine nicht zu billigende Bildung Schillers. Freilich braucht man Segel auch von Schiffen, doch nie im zweiten Theile eines zusammengesetzten Wortes. Müller berichtet, auf dem Waldstättersee seien sich die eilenden Boten mit froher Nach-
der Zerstörung der Burgen in Uri und Schwyz) begegnet.

glühende Begeisterung, womit Rudenz zum Sturze der Gewaltmacht treibt, den Zuhörer nicht empfinden läßt. Stauffacher und Fürst treten dabei sehr zurück, da sie der Absicht des Dichters gemäß Rudenz und Melchthal nicht abhalten dürfen.

Dritte Szene. Tell erschießt den durch die hohle Gasse kommenden Geßler; das Volk erhebt sich, so daß die Söldner davon abstehn müssen, die Leiche nach Küßnacht zu retten.

Wir sehen Tell am Anfange mit seiner Armbrust, den Köcher auf der Schulter*), auf einem Vorsprunge der über der hohlen Gasse sich erhebenden Felsen erscheinen, auf welchem Hollundersträuche wachsen. Die Dekoration hat Schiller genauer in dem ersten Entwurf (oben S. 14) beschrieben, wonach der Weg sich von hinten nach vorn herab durch Felsen wendet, so daß die Personen zuerst von weitem oben gesehen werden, dann verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. Der Vorsprung ist in einer der vordern Coulissen. Nach Tschudi lag Tell in einem Gesträuche oberhalb der hohlen Gasse. Etterlin läßt ihn „hinder einem poschen (Dornbusch?) studen" stehn. Müller sagt, Geßler sei „durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsche hervor gefallen". Den schon früher gefaßten Entschluß, Geßler auf seinem Weg durch die hohle Gasse zu tödten, spricht Tell jetzt, als er auf den Vorsprung getreten ist, als entschieden

*) Freilich ist des Köchers in der szenarischen Bemerkung nicht gedacht, aber das war auch nicht nöthig, da Tell diesen nicht in der Hand trägt. In der folgenden Erzählung sagt Tell, er habe sein „Schießzeug" gefaßt, wozu doch auch der Köcher gehört, der, wie ausdrücklich bemerkt wird, neben der Armbrust lag. Vgl. oben S. 62 f. Wenn er früher den zweiten Pfeil in den Goller gesteckt und diesen, nachdem er erwiedert, bei einem Fehlschuß würde er damit Geßler niedergeschossen haben, wieder herausgezogen, so wird ihm bei der Fesselung auch dieser abgenommen, ihm nicht gestattet worden sein, ihn in den Goller zurückzustecken.

Zweck erreichen könne, nur das steht ihm fest, daß er die Burgen der Tyrannen zerstören müsse.*) Solcher Burgen waren aber in den Waldstätten nur zwei, was der Dichter freilich bei Melchthals Wort: „Die Vesten alle müssen wir bezwingen", unberücksichtigt läßt, wie er auch den nahe liegenden Gedanken fern hält, daß Geßler Bertha nach Küßnacht gebracht haben werde. Rudenz sollte nun einmal zur Zerstörung der Burgen in Unterwalden treiben; die Begründung, wie er dazu kommt, ist allerdings sehr schwach, doch sucht der Dichter diese Schwäche durch die Lebhaftigkeit der Darstellung geschickt zu verstecken. Melchthal ist gleich bereit, dem kühnen Befreier mit seinen Unterwaldnern zu folgen; der Schwur im Rütli, die Sache bis Christtag zu verschieben, kann ihn nicht binden, da die Zeit „ein anderes Gesetz bringe", durch die Gewaltthat an Tell die Lage der Dinge verändert worden sei, und jetzt niemand klagen könne, wie die Unterwaldner noch auf dem Rütli Bedenken trugen, anders als mit List ihren Vogt zu vertreiben. Fürst und Stauffacher halten Melchthal nicht zurück, sie widersprechen auch nicht, als dieser sie auffordert, inzwischen die Landleute zu bewaffnen, und sobald die Feuerzeichen auf den Bergen (vgl. S. 200) ihnen Kunde von ihrem Siege bringen werden**), sich zum Sturze der Tyrannei zu erheben. Auch hier ist, was eigentlich geschehen soll, sehr im Dunkel gelassen, was aber die

*) Der Anfang der Erwiederung von Rudenz bis „in der Seele klar" fehlt in der hamburgischen Handschrift.

**) Botensegel, Eilschiff, welches die gesandten Eilboten fährt, wohl eine nicht zu billigende Bildung Schillers. Freilich braucht man Segel auch von Schiffen, doch nie im zweiten Theile eines zusammengesetzten Wortes. Müller berichtet, auf dem Waldstättersee seien sich die eilenden Boten mit froher Nachricht (von der Zerstörung der Burgen in Uri und Schwyz) begegnet.

glühende Begeisterung, womit Rudenz zum Sturze der Gewaltmacht treibt, den Zuhörer nicht empfinden läßt. Stauffacher und Fürst treten dabei sehr zurück, da sie der Absicht des Dichters gemäß Rudenz und Melchthal nicht abhalten dürfen.

Dritte Szene. Tell erschießt den durch die hohle Gasse kommenden Geßler; das Volk erhebt sich, so daß die Söldner davon abstehn müssen, die Leiche nach Küßnacht zu retten.

Wir sehen Tell am Anfange mit seiner Armbrust, den Köcher auf der Schulter*), auf einem Vorsprunge der über der hohlen Gasse sich erhebenden Felsen erscheinen, auf welchem Hollundersträuche wachsen. Die Dekoration hat Schiller genauer in dem ersten Entwurf (oben S. 14) beschrieben, wonach der Weg sich von hinten nach vorn herab durch Felsen wendet, so daß die Personen zuerst von weitem oben gesehen werden, dann verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. Der Vorsprung ist in einer der vordern Coulissen. Nach Tschudi lag Tell in einem Gesträuche oberhalb der hohlen Gasse. Etterlin läßt ihn „hinder einem poschen (Dornbusch?) studen" stehn. Müller sagt, Geßler sei „durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsche hervor gefallen". Den schon früher gefaßten Entschluß, Geßler auf seinem Weg durch die hohle Gasse zu tödten, spricht Tell jetzt, als er auf den Vorsprung getreten ist, als entschieden

*) Freilich ist des Köchers in der szenarischen Bemerkung nicht gedacht, aber das war auch nicht nöthig, da Tell diesen nicht in der Hand trägt. In der folgenden Erzählung sagt Tell, er habe sein „Schießzeug" gefaßt, wozu doch auch der Köcher gehört, der, wie ausdrücklich bemerkt wird, neben der Armbrust lag. Vgl. oben S. 62 f. Wenn er früher den zweiten Pfeil in den Goller gesteckt und diesen, nachdem er erwiedert, bei einem Fehlschuß würde er damit Geßler niedergeschossen haben, wieder herausgezogen, so wird ihm bei der Fesselung auch dieser abgenommen, ihm nicht gestattet worden sein, ihn in den Goller zurückzustecken.

aus, nachdem er die günstige Lage des Ortes bemerkt hat, die er dann weiter ausführt. Hinter dem Hollunderstrauche kann er unbemerkt anlegen und ungehindert schießen, auch leicht in dem engen Wege, der über die Felsen führt, entkommen, da hier mehrere neben einander nicht Platz zur Verfolgung haben. Allerdings fällt es etwas unangenehm auf, daß Tell an seine Sicherheit denkt, auf die er nur bedacht sein kann, wenn der Pfeil nicht trifft. Auch steht damit in Widerspruch, daß er im Monolog selbst sich für verloren hält, sollte sein Pfeil fehlen. Als er Geßler getroffen, flieht er nicht, sondern gibt sich zu erkennen. An die Betheuerung seines feststehenden Willens schließt sich die entschiedene Behauptung, nichts vermöge den Landvogt zu retten.*) Auf Mord zu sinnen, fährt er fort, sei ihm fremd, aber Geßler selbst habe ihn gelehrt, vor dem Ungeheuren nicht zurückzuschrecken, da er ihn genöthigt auf des eigenen Kindes Haupt anzulegen, was unnatürlicher sei als das Herz eines Feindes zu treffen.**) Er muß ihn tödten, da er in seiner Wuth Gattin und Kinder nicht verschonen würde. Seiner eigenen Nothwehr gedenkt er nicht. Aber noch ein heiliges Gelübde bindet ihn,

---

*) Deine Uhr ist abgelaufen. Aehnlich sagt Goethes Werther von seinem Leben: „Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen." Schiller dachte bei dem ablaufen wohl an das Bild einer Sanduhr, welche schon die Alten neben Wasser- und Sonnenuhren kannten. Räderuhren mit Schlagwerk wurden aber schon im zwölften Jahrhundert in den Klöstern gebraucht, und bereits Dante gedenkt ihrer in einem Gleichnisse. Doch auch von Sanduhren sagt man auslaufen.

**) Die Milch der frommen Denkart. In Shakespeares „Macbeth" steht I, 5 ähnlich „die Milch menschlicher Güte". Die milde Milch bildet den Gegensatz zum brennenden Drachengift der wilden Blutgier, bei dem man an des Horaz mit Kräutern gemischtes Natternblut Epod. 3, 6. 7 (viperinus cruor herbis) denken kann.

das ihm die gräßliche Noth abgedrungen, worein ihn die Grausamkeit des herzlosen Gewalthabers versetzt hatte.*) Das Gelübde stellt der Dichter hier zu seinem Zwecke anders als III, 3 dar. Dort gelobt sich Tell, sollte sein Schuß mißlingen, sofort den Landvogt niederzuschießen; von einer Absicht, auch bei glücklichem Erfolge sich nächstens durch seine eigene Ermordung an ihm zu rächen, ist keine Rede, und dies entspricht auch nicht Tells Charakter. Erst nach seiner Befreiung, wo ihm keine Möglichkeit, sich und seine Familie gegen Geßlers Wuth zu schützen, geblieben ist, kann er den Entschluß fassen, den Zerstörer seines stillen Glückes aus dem Wege zu räumen. Aber der Dichter zog es vor, die grausame Lage, in welche der Landvogt Tell damals versetzt hatte, hier wieder in Erinnerung zu bringen, unbekümmert darum, daß nun mehr Rache als Nothwehr diesen treibt. Dieser Abschnitt des Selbstgesprächs, wie auch die vier folgenden kleinern, schließt mit einem Reimpaare.**) Tell erkennt aber in der Ausführung seines Gelübdes die Rache Gottes, der den Gräuelthaten des sich frevelhaft über alles Recht hinwegsetzenden Landvogts ein Ziel setze. Auch dieser Gedanke dürfte im Grunde dem Tell, welcher einzig das Recht der Nothwehr für sich in Anspruch nehmen sollte, fern liegen, wenn er auch hier bedeutsam wirkt. Bei den Worten „strenges (Recht); denn er (der Kaiser) zürnt", schwebt Tschudis Aeußerung (S. 44) vor, der König habe den Landvögten befohlen, auf das strengste zu verfahren.

---

*) Unmächtig, ohne gegen deinen grausamen Befehl etwas zu vermögen. Eben deshalb flehte er ihn an.

**) Im Drucke besteht dieser Abschnitt aus drei Absätzen, die andern nur aus einem.

Nachdem Tell so seinen Entschluß fest ausgesprochen und bei sich begründet hat, nimmt er den Pfeil heraus, der das unerbittliche Herz des Gewaltherrschers durchbohren soll. Bei der Anrede „Bringer bittrer Schmerzen" schwebt die homerische Bezeichnung (Ilias IV, 117) *μελαινάων ἕρμ᾽ ὀδυνάων* vor, das Voß übersetzt „Urquell dunkler Qualen" (eigentlich „Stifter düstrer Schmerzen"). Peppmüller hat richtig auch an die Stelle der Odyssee erinnert, wo Odysseus, der den Bogen gespannt und den Wettschuß gethan hat, als er denselben gegen Antinoos wendet, spricht (XXII, 6 f.): „Jetzo ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen, wähl' ich mir." Nach dem Pfeile redet Tell in einer dem Naturmenschen so nahe liegenden Weise auch seine Bogensehne an, die beim fröhlichen Scheibenschießen ihm so oft beigestanden und den Pfeil („herb" [*πικρός*] ist stehendes homerisches Beiwort desselben) fortgeschnellt habe; bei dem fürchterlichen Ernste dieses Schusses möge sie ihm nicht zerreißen, wobei wohl vorschwebte, daß bei Homer Apollon dem Teukros die Bogensehne zerreißt (Ilias XV, 453 f.). Wenn bei diesem Schusse der Pfeil kraftlos entränne (sein Ziel nicht träfe), so würde er den Schuß nicht wiederholen, nicht noch einmal nach demselben Ziele schießen können, die Gelegenheit zur Rache und zu seiner eigenen Rettung würde auf immer vorüber sein. Nur dies kann der Dichter bei den Worten, „ich habe keinen zweiten zu versenden", im Sinne haben.*)

Hier hätte gleich Stüssi auftreten können, aber der Dichter wollte den Tell längere Zeit auf Geßler warten und weiter

) Sonderbar meint Boxberger (Centralblatt 1873 Nr. 44), Tell habe entweder seinen Köcher nicht mehr oder in diesem sei nur noch der eine Pfeil gewesen, den er bei der Schußszene in den Goller gesteckt. Vgl. dagegen oben S. 251.

seine Empfindungen aussprechen lassen. Dieser bemerkt, während Wanderer über die Szene*) gehen, in der Nähe eine Bank, auf welche er sich niederlassen will.**) Hierbei fällt ihm ein, daß die Wanderer, zu deren kurzer Ruhe dieser Sitz bestimmt ist, fremd und theilnahmslos an einander vorüber, sie alle ihren Geschäften nachgehen***), was ihn auf sein heutiges Geschäft bringt, das Mord sei.

Als er sich niedergesetzt hat, schweifen seine Gedanken, wie so häufig in Augenblicken der Ruhe, nach der Heimat, er denkt an seine Kinder, die sich sonst so sehr auf seine Wiederkehr freuten, da er ihnen immer etwas von seinen Bergfahrten mitbrachte†); aber heute hat er nicht Zeit noch Lust, nach einer solchen Gabe des Gebirges zu suchen, er sinnt auf Mord des Feindes. Doch auch dabei denkt er nur an seine Kinder, welche er vor der Wuth des Landvogts schützen muß, der in seinem Grolle sie zu Grunde richten würde. Freilich ist es eine Art rhetorische Ueber=

---

*) Ueber den Vorsprung und durch die hohle Gasse.

**) Auf dieser Bank schrieb Schiller mit bekannter Freiheit, bei der Bewegung nach einem Punkte hin die Ruhe als Ziel derselben zu bezeichnen. Vgl. Schillers Gedicht die Schlacht: „Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann."

***) Am weitesten führt er den „Säumer" aus, der mit seinem Saumroß die Kaufmannsgüter über die Berge führt. Vgl. oben S. 178, Goethes Wanderjahre III, 5. Die Saumrosse führen zum Theil Waaren aus und nach Italien und Deutschland, aber nicht auf dieser Straße, wo sie nur Waaren in die Thäler bringen. — Daß alle Straßen „ans End' der Welt", nach den entlegensten Gegenden, hinführen, ist eine dem einfachen Naturmenschen ganz gemäße Betrachtung. Das Sprichwort sagt: „Alle Wege führen nach Rom." Aus Fäsi hatte Schiller sich angemerkt, daß die Flüsse von den Bergen „in alle vier Straßen der Welt strömen".

†) Ammonshorn oder Ammonit heißt das einem Widderhorn ähnliche versteinerte Gehäuse einer untergegangenen Art von Weichthieren, das sich häufig auf den Schweizerbergen findet, wie Scheuchzer berichtet.

treibung, wenn er den Mord allein der Sorge um die Kinder zuschreibt, da er auch seine Gattin und sein eigenes Dasein schützen muß.

Die Ungeduld der Erwartung und die Aufregung seiner Natur treiben ihn vom Sitze auf. Die Unruhe des langen Wartens sucht er sich durch die Erwägung zu verscheuchen, daß er hier auf ein edles Wild laure, das solche Mühe wohl lohne; gelte es ja dem, der ihn verderben wolle. Hier schwebt dem Dichter wieder eine Stelle Scheuchzers vor. „Es kan sich zutragen", berichtet dieser, „daß ein Jäger sich so weit versteigt, daß er fast weder hinter- noch vor sich kommen kan, und sein Leben zu retten durch einen Wag-Sprung genöthigt ist, bey dem er keinen mehrern Ansatz hat, als ein eine halbe oder gantze Hand breit hervorragendes Felsenstück. In dieser äußersten Gefahr wirft er sein Geschoß von sich, ziehet die Schuhe, denen er wegen Schlipfrigkeit nicht trauen darf, aus, schneidet sich mit dem Messer in die Fersen oder Ballen des Fußes, damit das hervorwallende Geblüt ihme an obbemeldtem felsichtem Vorschuß anstatt eines Leimes dienen könne, welches den Fuß an den Felsen vest, ohne Gefahr des Schlipfens, anhalte; denn setzet er mannhaft an, und waget den Sprung." Gratthiere nennt man nach Ebel die Gemsen, welche sich um die höchsten Grate (Spitzen) der Berge aufhalten*), wogegen diejenigen, welche auf den niedern Theilen der Felsen in der Gegend von Wald und Gebüsch ihr Lager haben, Waldthiere heißen; erstere sind kleiner.

Beim Nahen einer heitern Musik steigert sich Tells Erbitterung zu leidenschaftlichstem Drange, sich heute durch einen glücklichen Schuß seines Todfeindes zu entledigen, den er höhnisch,

*) Vgl. Schillers Gedicht der Alpenjäger. Gratthier hatte sich Schiller auch aus Fäsi (I,34) angemerkt. Doch stand an unserer Stelle ursprünglich Gemsthier.

wie eben ein edles Wild, jetzt das Beste*) im ganzen Umkreis des Gebirges nennt, weil er keine größere Wohlthat den Waldstätten erzeigen kann, als die Befreiung von seiner Gewaltherrschaft. Durch den Wegfall der letzten sieben Verse, in welchen Tell an die Befreiung der Waldstätte durch seine That zur Unzeit denkt, würde dieser überlange Monolog nicht verlieren. Die Hochzeit, deren Musik wir eben hörten, zieht jetzt über die Szene und dann den Hohlweg hinauf.**) Stüssi aber, der den Tell beim Vorüberziehen auf der Bank bemerkt hat, tritt auf diesen zu. Daß dieser sich wieder gesetzt hat, wird nicht bemerkt, ergibt sich aber daraus, daß er, „auf seinen Bogen gelehnt", die Hochzeit betrachtet, und weiter unten aufsteht.

Schiller hat durch den Gegensatz der heitern Hochzeit einmal zu Tells fürchterlichem Entschlusse, der seine ganze Seele in ihrer Tiefe aufregt, dann auch zu Geßlers Tod die tragische Wirkung in Shakespeares Weise zu erhöhen gesucht. Der Flurschütze (Feldhüter) Stüssi soll, wie Schiller selbst an Fräulein von Göchhausen schrieb, im Stücke dem Clown (Lustigmacher) der shakespeareschen Stücke entsprechen. Der Name Stüssi war dem Dichter wohl seiner Sonderbarkeit wegen aufgefallen; er fand ihn bei Müller. Dieser geschwätzige, vorwitzige, muntere Mann, der eben ein sehr leichtes, zum Schwatzen verleitendes Geschäft betreibt, berichtet Tell von der Hochzeitfeier, woran er sich als Gast betheiligt. Der reiche Rentmeister des Klosters Engelberg in Mörlischachen (am Vierwaldstättersee) hole seine Braut (das

*) Das Beste heißt auch der Preis. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Das Bestehaupt, nach d. Besten."

**) Daß bei der Hochzeit Mechthild, Elsbeth und Hildegard seien, bemerkt die dalbergische Handschrift.

heißt den Brautlauf halten) eben aus dem nahen Imisee am zuger See, um Abends in Küßnacht die Hochzeit zu feiern, und lade dazu jedermann ein. So fordert denn Stüssi auch Tell auf, sich an dieser Lustbarkeit zu betheiligen.*) Auf dessen knappe Erwiederung, seine ernste Stimmung passe nicht zum Freudenfeste, mahnt er ihn gutmüthig, des ihn drückenden Kummers zu vergessen; in diesen schweren Zeiten müsse man jede Freude, die sich irgend darbiete, zu haschen suchen; treffe ja Fröhliches und Trauriges in der Welt zusammen, so Heiraten (Freien) und Begraben. Dieses sich selbstaufdringende Beispiel legt dem Tell die Bemerkung nahe, oft finde beides an derselben Stelle statt. Davon nimmt denn Stüssi Veranlassung, des vielen Unglücks, von dem man höre, und insonderheit eines neuerdings in der Nähe geschehenen Bergsturzes, zu gedenken. Unter der Bezeichnung von Bergstürzen nennt Scheuchzer auch Rüfe, Rüfine, Rufi, und er braucht die Redensart: „Ein Rufi ist gangen." Im Jahre 1593 hat, wie derselbe nach Tschudi berichtet, „ein gewaltiger Erdbidem" sich erhoben, „bey welchem ein groß Stück von dem Glärnischberg abgeschrenzt (abgesprungen)", und er verzeichnet die mehrfachen seitdem erfolgten Einsenkungen des Glärnisch, an dessen Fuße Glarus liegt.**) Bei Tells bedeutungsvoller Antwort schwebt die Aeußerung desselben Scheuchzer vor: „Wenn nichts auf der Erde so fest, das nicht könne aufgelöset werden ..., nichts so hoch, das nicht könne hinuntergestürzt werden, so soll sich niemand verwundern, wenn etwan ganze Berge oder einiche

*) Sente heißt eine Heerde Kühe, die der Senne auf die Weide führt. Schiller fand den Ausdruck bei Ebel. Vgl. oben S. 137.

**) Hier läßt die hamburgische Handschrift „Drum muß ... Unglücks genug" weg, wodurch, abgesehen von der Verletzung des Verses, die Stelle sehr verliert.

Theil derselben einfallen." Die folgende Wundergeschichte nahm Schiller aus Tschudi (vgl. S. 67).*) Tell erwiedert hierauf wie auf die folgenden Aeußerungen Stüssis mit ernsten, auf das, was ihn selbst bewegt, deutenden Sprüchen, wobei er immer, in banger Erwartung der Ankunft Geßlers, nach der Höhe des Weges sieht, von wo dieser kommen muß. Stüssi merkt, daß er Tell ungelegen ist, der sich von seiner Bank nicht erhoben hat, und will sich entfernen, nachdem dieser ihm noch seine Frage, er warte wohl auf jemand, hat beantworten müssen: aber als er ihm bereits glückliche Heimkehr gewünscht hat, muß der geschwätzige Mann ihn noch fragen, ob er nicht aus Uri sei, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß man heute von da den Landvogt erwarte, worüber er durch ihn etwas zu erfahren hofft. Doch ein an ihnen vorübereilender Wanderer ruft ihnen zu, dieser sei heute nicht zu erwarten, da die hoch angeschwollene Flut („Strom") des Sees und der Bergwasser alle Brücken weggerissen habe.**)

Diese Nachricht, welche der Dichter einfügte, um zu begründen, daß Geßler mit seinem Stallmeister allein erscheint, regt Tell, der jetzt seines Zweckes zu verfehlen fürchten muß, so auf, daß er von seiner Bank sich erhebt. Die Bäuerin Armgart***) aber, die bisher am Eingang des Hohlwegs mit ihren Kindern gestanden, kommt auf die Kunde des Wanderers vorwärts, und spricht ihre

*) In der hamburgischen Handschrift fehlen die acht Verse von „Auch anderswo" an, wonach der Bergsturz als böses Anzeichen gelten würde, was wenig paßt. — Baden, am Stein, in Aargau. — Wider die Natur, unnatürliche.

**) Den Ausdruck die Brücke zerreißen braucht auch Müller. Die Stelle Homers Ilias V, 87 f. übersetzt Voß: „Dem geschwollenen Strome vergleichbar, der voll herbstlicher Flut sich ergeußt, und die Brücken zerscheitert." Weiter unten heißt es, der Strom habe die Brücken „fortgeführt".

***) So schreibt Schiller, trotz Hildegard.

Bekümmerniß über die eben vernommene Kunde aus. Aus dem kurzen Gespräch, das der neugierige Stüssi mit ihr anknüpft, vernehmen wir, daß sie ein dringendes Anliegen an Geßler hat. Die Szene mit Armgart hat Schiller eingelegt, um den Landvogt in dem Augenblicke, wo seine Härte und sein Haß gegen das Volk auf Veranlassung ihrer zudringlichen Bitte sich scharf ausspricht, ja in einer eben begonnenen Drohung sterben zu lassen.

Unmittelbar darauf verkündet der uns bekannte Frießhardt, der Landvogt, der alle Hindernisse überwunden, komme gleich hinter ihm, und er befiehlt den Weg offen zu lassen. Tell geht auf diese Nachricht ab, um sich Stüssi zu entziehen und hinter das Gebüsch zu verstecken, wogegen Armgart sich mit ihren Kindern da aufstellt, wo sie vor Geßler sich niederwerfen und ihre Bitte anbringen will. Stüssi beginnt nun auch mit Frießhardt ein Gespräch, von dem er aber, wie sehr er ihn auch zu einer ausführlichen Erzählung auffordert, außer dem, was er schon weiß, nichts weiter vernimmt, als daß er den Landvogt auf der Burg anmelden muß. Geßler mußte mit dem Stallmeister allein sein, als er erschossen wird. Stüssi spricht darauf den Aerger über die getäuschte Erwartung in seinem bittern Bedauern aus, daß diese Leute nicht alle im Sturme umgekommen seien; denn er haßt Geßler mit seiner ganzen Sippschaft wegen ihrer übermüthigen Gewaltherrschaft. Der ganze Ausdruck ist hier dem Volksmunde entnommen, die sprichwörtlichen Redensarten „mit Mann und Maus", „kann bei" statt „kann beikommen" und der Gegensatz der beiden verderblichen Elemente. Als Stüssi sich noch einmal nach seinem Waidmann umsehn will, ist dieser verschwunden; auch e r geht jetzt seiner Wege, indem er auf dem Felspfade verschwindet.*)

*) In der hamburgischen Handschrift ist die Stelle verkürzt. Der Wanderer

Nach Tschudi hörte Tell, als Geßler und seine Diener zu Pferde der hohlen Gasse nahten, „allerley Anschläg des Landt-Vogts wider Ine“. Bei Schiller ist Geßler mit seinem menschenfreundlichern Stallmeister (beide erscheinen zu Pferde)*) in einem Gespräch begriffen, in welchem er sein strenges Verhalten gegen das Volk wider diesen vertheidigt.**) Bei Geßlers ersten Worten schwebt die Antwort vor, welche dieser nach Tschudi den Landleuten gab, als sie ihn wegen seiner Grausamkeit gegen Melchthals Vater zur Rede stellten: „Er möcht sin nützit [dessen nichts, d. i. es nicht], der Künig, deß Diener er sig [sei], wolle es also haben, und habe ihm solches ze tunde bevolchen [zu thun befohlen].“ Der Kaiser fordere Gehorsam, bemerkt er***); dieser, nicht der Bauer solle Herr sein, und eben um dessen Uebermuth zu beugen, habe er den Hut aufgepflanzt.†) Auf Rudolfs Ein-

---

fehlt; statt seiner ruft der oben mit Geßler erscheinende Rudolf der Harras:

„Man fahre aus dem Weg! Mein gnädger Herr,
Der Landvogt kommt.“

Tell entfernt sich darauf. Armgart fragt:

„Der Landvogt, kommt er?“

Daran schließt sich das Gespräch mit Stüssi, wo nur Ja freilich statt Ach freilich und Gass' statt Gasse (letzteres auch in der Handschrift) steht: dann ruft sie:

„Dort kommt er!“

Darauf folgen die szenarische Bemerkung „Sie geht ... Weges“ und unmittelbar darauf „Stüssi (sieht sich um)“ mit dem Verse: „Wo kam ... sprach?“

*) Auch hier, wie III, 3, kommen sie in den Handschriften zu Fuß.

**) Vgl. oben S. 218†.

***) Die vier Verse von „Er hat mich“ an fehlen in der hamburgischen Handschrift. Statt Lande hat die dalbergische Land.

†) Auf Versehen beruht Oesterleys sonderbare Bemerkung in der „historisch-kritischen“ Ausgabe, die vier Verse von „Das Unbequeme“ an fänden sich in der

wurf, das Volk habe doch gewisse Rechte, erwiedert er: jetzt gelte es die Pläne des Kaisers auszuführen, der, was sein Vater begonnen habe, sein Haus zu großer Macht erheben wolle, worin ihm die Waldstätte entgegenträten, die sich seiner Herrschaft nicht unterwerfen wollten; auf welchem Wege es auch geschehe, die Unterwerfung müsse erfolgen.*) Nach dieser für Geßler vielleicht zu günstigen Darstellung seiner Durchführung der habsburgischen Hauspolitik wirft sich Armgart dem Landvogt in den Weg. Barsch weist dieser sie zurück. Ihre Bitte um Befreiung ihres Mannes, der schon im sechsten Monate im Gefängniß liege und vergebens sein Urtheil erwarte, würdigt er keines Wortes. Rudolf, der an dem Unglücke der Frau und ihrer Kinder Theil nimmt**), bittet den Landvogt, den Mann frei zu geben; als aber Geßler darauf kein Wort erwiedert, fordert Rudolf sie auf, ihre

---

dalbergischen Handschrift. Daß sie nicht etwa in dieser ausgefallen oder irgend eine verschiedene Lesart bieten, zeigt Vollmers Schweigen.

*) Hier fehlen in der hamburgischen Handschrift die drei Verse „Weitschichtge Dinge ... vollenden".

**) Die Bezeichnung der „Wildheuer" nahm Schiller aus folgender Stelle Scheuchzers: „Wildheuer sind arme Leute, welche weder Wiesen noch Alpen haben, ihr weniges Vieh damit zu ernähren, und deßwegen das Heu (von dem sie den Namen bekommen) in der Wildniß, in hohen gähstotzigen Orten sammlen müssen, dahin die Eigenthumsherrn nicht einmal getrauen ihr Vieh zu treiben, das Gras abzuätzen, aus Forcht, selbiges möchte zerfallen, auch nicht der Mühe werth achten, ihre Mäder dorthin zu senden. An solche Orte hin verfügen sich die Wildheuer, und schneiden das Futer, welches nach dem Natur-Recht eher den wilden Gemsen, als den zahmen Kühen zu gehören scheint, mit großer Lebensgefahr ab, weilen sie oft kaum mit einem Fuß sicher stehen können, sie pflegen dasselbe in ein Netz einzuwickeln, und über die Felsen hinabzustürzen, da es sich etwan zuträgt, daß der allgemeine Menschen-Mäder diesen Wildheuern den Lebensfaden zugleich *abschneidet*, wenn diese mit einem Fuß glitschen, oder mit dem Fuß, mit welchem

Klage in der Burg anzubringen, da hier nicht der Ort dazu sei.*) Der durch ihre Noth zur Verzweiflung getriebenen Frau, die nicht von der Stelle will, bis ihre Bitte erhört sei, befiehlt Geßler von neuem in scharfem Tone wegzugehn, und noch heftiger will er sich ihrer erwehren, als sie ihn an seine Pflicht erinnert und ihn bei der Gerechtigkeit, die er selbst vom Himmel erwarte, beschwört. Sein schmähendes Fortweisen reißt sie hin, ihm in die Zügel des Pferdes zu fallen, damit er nicht von dannen komme, bis er ihr Recht anerkannt habe**); den aus seinen Augen sprühenden Zorn fürchtet sie nicht, und als er mit dem Pferde über sie hinwegzusetzen droht, wirft sie sich mit ihren Kindern ihm in den Weg, daß er sie alle zertrete; habe er ja schon Schlimmeres gethan.***) Immer erbitterter, hört sie nicht auf Rudolfs Zuruf, sondern sie wirft Geßler heftig vor, er habe längst das Land unter seine Füße getreten; wäre sie ein Mann, sie würde etwas

---

sie ihre Bürde Graß fort über die äußersten Felsenspitzen hinausgestoßen, in dem Netze hangen bleiben, und zugleich fortgezogen werden, und elendiglich zerfallen." Vgl. Goethes Erklärung des Wortes Wildheuer, wohl nach H. Meyers Mittheilung, in den Wanderjahren II, 7.

*) Der Vers „Nennt ... Ort" lautet in der hamburgischen Handschrift: „Bringt eure Bitte an — Hier ist der Ort nicht."

**) Die szenarische Bemerkung „greift in die Zügel" fehlt in der dalbergischen Handschrift, wie auch im folgenden keine Andeutung, daß Geßler zu Pferde sei, in beiden Handschriften sich findet. Die hamburgische läßt die Stelle „Fort schafft ... mehr fragen" ganz weg.

***) Die beiden Handschriften haben Fuß statt Roß; Armgart erwiedert dann:

Schreite zu. Setz deinen Fuß auf unsern Nacken.
Es ist das ärgste nicht, was du gethan,

und auf Rudolfs Ruf: „Weib, seid ihr rasend?" folgt unmittelbar Geßlers: „Wo sind meine Knechte?"

Besseres thun als hier zu liegen.*) So droht sie ihm also mit dem Verderben, das ihn bald von der Hand des zur äußersten Nothwehr getriebenen Tell treffen soll.

Jetzt ruft Geßler nach seinen Knechten, da er sich selbst an der Wahnsinnigen nicht vergreifen möchte (das Volk ist ihm zu gemein, um selbst zuzugreifen); als er aber von Rudolf vernimmt, daß die Knechte nicht durchkönnen, weil der Hohlweg, wie er sieht, durch eine Hochzeit gesperrt ist (der Hochzeitszug kehrt eben mit der Braut zurück), bedauert er, da er sich augenblicklich nicht zu helfen weiß, daß er ein noch zu milder Herrscher sei, er das Volk noch nicht ganz gebändigt habe, dessen Zunge, was er eben zu seinem bittersten Aerger erfahren hat, noch frei sei. Gerade will er das neue Gesetz näher bestimmen, durch welches er den Freiheitssinn dieses Volkes ganz zu beugen denkt, als der Pfeil sein Herz durchbohrt. Rudolf und Armgart bemerken, daß er von einem Pfeil getroffen ist.**) Der erstere***) bittet Geßler, jetzt Gott anzu-

---

*) Boxberger hat hier an das Wort der Orsina in Lessings Emilia IV, 7 erinnert: „Wenn Sie ein Mann sind. — Ich bin nur ein Weib; aber so kam ich her! Fest entschlossen!“ Kaum dürfte Schiller an diese Stelle gedacht haben. Mit der Annahme solcher Beziehungen Schillers auf Lessing wird neuerdings ein arger Mißbrauch getrieben.

**) Den schon im ersten Druck ausgefallenen zweiten Vers Armgarts: „Mitten ins Herz hat ihn der Pfeil getroffen!“ hat erst Joachim Meyer wieder hinzugefügt. Die hamburgische Handschrift hat ein Pfeil, was Oesterley übergeht.

***) Daß er vom Pferde springe, lassen die beiden Handschriften weg, wie in der folgenden szenarischen Bemerkung. die in ihnen vor Geßlers letztem Wort steht, den Zusatz vom Pferd. Beide lesen hier:

Ruft die Barmherzigkeit des Himmels an!
Ihr seid ein Mann des Todes!

Geßler.

Das ist Tells Geschoß!

rufen, da er auf den Tod verwundet sei: dieser aber wird in der Ueberzeugung, daß der Pfeil von Tell gekommen, mit Entsetzen und fürchterlichem Haß erfüllt, worauf denn Tell, eben als man Geßler auf eine Bank niederläßt, auf der Höhe erscheint, sich als Thäter darstellt, und die Freude ausspricht, das Land von seinem Feinde befreit zu haben, als welcher er sich noch zuletzt gezeigt hatte.

Jetzt stürzt das Volk, das vom Wege her die Rufe von Rudolf und Armgart gehört hat, Stüssi voran*), auf die Bühne. Sie vernehmen von Armgart, daß Geßler von einem Pfeil durchschossen ist**), was sie bald selbst sehen. Keiner aber eilt ihm zu Hülfe; nur der Stallmeister bedauert, daß dieser seiner Warnung nicht gefolgt ist, sondern den Zorn des Volkes gereizt hat, für das sein Sterben bloß ein Schauspiel, seine Ermordung bloß ein Gegenstand der Neugierde ist, da sie nur wissen möchten, wer die That gethan. Rudolf erwirkt nichts weiter, als daß die Hochzeitsmusik schweigt.

Geßler kann auf dessen Frage nur noch durch Zeichen seinen Willen zu erkennen geben. Ungeduldig wird er, als der Stallmeister ihn nicht versteht. Da dieser bemerkt, daß es rasch mit ihm zu Ende geht, fordert er ihn auf, jetzt alle irdischen Sorgen

---

Die Theaterhandschriften lesen des Verses wegen Schuß statt Geschoß. — Tieck bemerkt mit Recht, man dürfe das Herankommen des Pfeiles nicht sehn, der Schauspieler müsse diesen bei sich haben und plötzlich in der ans Herz fahrenden Hand halten. Vgl. S. 80.

*) Die dalbergische Handschrift gibt: „Volk stürzt herein, darunter Stüssi, Mechthild, Elsbeth und Hildegard", worauf dann voran nach Stüssi fehlt.

**) Da die Hereinstürzenden nur das Wort „vom Pfeil durchschossen" hören, fragen sie „Wer ist durchschossen?" was keine bloße Frage der Verwunderung sein kann. — Die dalbergische Handschrift nennt auch hier statt Volk und im folgenden statt viele Stimmen die drei Weiber.

barmherzigen Brüdern, welche in ihrer schwarzen Ordenstracht erscheinen. Wenn die Frau für diese, die sie verehrt, Platz gemacht haben will, so kann Stüssi nicht umhin, mit einem dem Volkssinne nahe liegenden Witze, sie, mit Bezug auf ihre schwarze Tracht, als Raben zu bezeichnen, welche niedersteigen, nachdem das Opfer gefallen, wobei auch die Vorstellung zu Grunde liegt, daß die Raben des Teufels Vögel sind, und sich beim Tode von Verbrechern auf die Leiche setzen. Weber hat, indem er von Schillers Bemerkung ausging, Stüssi vertrete den Clown, die ganze Charakteristik dieser Person für unglücklich erklärt. Aber Stüssi ist vielmehr der gewöhnliche Mann aus dem Volke, der sich seine heitere Laune erhalten hat; sein Herz ist empört über die schreiende Verletzung der natürlichen Rechte, aber dennoch genießt er heiter das Leben und weiß allem seine heitere Seite abzugewinnen oder es wenigstens zu seiner Unterhaltung in angeborener Geschwätzigkeit zu benutzen. Als der Tyrann gefallen ist, freut er sich über diese endlich eingetretene Rache, ja er ermannt sich zum Widerstande und höhnt den Gefallenen, der kein Gefühl für die heiligsten Rechte des Volkes gehabt; fern über den Gefallenen zu frohlocken, sieht er in ihm einen von Gottes Gericht getroffenen Verbrecher, an dessen letzten Augenblicken er sich weidet, in Erinnerung aller von ihm ausgegangenen Schändlichkeiten. Weber verkennt dies völlig, wenn er meint, von Seiten der Schweizer sei hier nicht Ironie, sondern demüthige Dankbarkeit gegen Gott, der sie unerwartet errettet habe, an der Stelle gewesen.

Dem Spotte Stüssis gegenüber (irrig behauptet Hoffmeister, seine letzte Rede sei nur der Ausdruck der Erbitterung ohne Ironie) drückt das Lied (vgl. S. 205) der die Leiche im Halbkreise umstehenden Brüder in einfacher, ihrem Charakter entsprechender

Weise den Gedanken aus, daß der Tod oft unversehens den Menschen aus dem Leben reiße und ihn vor seinen Richter stelle.*) Die Absicht, die heftig erschütterte Seele des Zuschauers zu besänftigen und durch den Eindruck eines religiösen Gefühls zu versöhnen, hat man mit Unrecht diesem Chorgesang zugeschrieben. Schiller, der, wie er selbst sagte, wenn es angegangen wäre, die barmherzigen Brüder die Leiche hätte forttragen lassen, wollte das Gefühl bezeichnen, welches jeder plötzliche Todesfall im Menschen und besonders in dem an jenseitige Vergeltung denkenden Herzen erregt.

Fünfter Aufzug.

Zwing-Uri wird auf die durch die Feuerzeichen gegebene Kunde trotz Fürsts hemmender Sorglichkeit zerstört. Melchthal verkündet die Erstürmung der beiden Burgen. Die Nachricht von Albrechts Ermordung befreit die Waldstätte von dem drohenden Zorne des Kaisers, dessen Tod zu rächen die Wittwe sie vergebens auffordert. Tell kehrt zu den Seinen zurück. Ueber die That des in sein Haus getretenen Kaisermörders äußert dieser

*) Tritt an, nicht mit dem Begriffe des feindlichen Angriffs, sondern im gewöhnlichen Sinne, um mit ihm zu reden, hier um ihm sein Ende anzusagen, wie in der Volkssage, bei dem Todtentanze und in Lessings Lied der Tod. Bei Horaz klopft der Tod an (carm. I, 4, 13); auch spricht dieser vom Schritt des Todes (carm. I, 3, 17. 32). Am wenigsten hat dem Dichter das homerische ἐποίχεσθαι βελέεσσιν vorgeschwebt, das Voß gewöhnlich übersetzt „mit dem Geschoß ereilen“, nur einmal „schnell anfallen“. — Das unbestimmte Es vor stürzt und reißt paßt nicht besonders zu der persönlichen Einführung des Todes in V. 1; denn es deutet auf eine geheime dämonisch wirkende Macht. Man würde lieber Er lesen, folgte dieses nicht 6 in anderer Beziehung; aber auch jetzt steht Es 3 f. ganz anders wie 2.

des sarner Schlosses beschrieben.*) Höchst lebendig und echt dramatisch ist Berthas Rettung geschildert.**) Daß während der Erzählung***) das Stürzen der Balken vernommen, auch wohl geschaut wird †), ist gut ersonnen, aber nicht abzusehn, warum das Gebäude selbst nicht zerstört wird. Fürst wünschte ganz besonders zu wissen, wie es mit dem Landvogt stehe. Tschudi sagt, er sei ungestört dem Gebirge nach über Alpnach nach Luzern geflohen, ohne seines weitern Wegs zu gedenken. Natürlich wird er von dort zum Könige geflohen sein. Schiller konnte dies deshalb nicht brauchen, weil Melchthal seinen Vater an ihm rächen sollte. Melchthal kann sich nicht der Mäßigung rühmen, die sich die Verbündeten auf dem Rütli gelobt hatten; er verfolgte den Fliehenden, erreichte ihn, schleppte ihn zu den Füßen seines Vaters, den Schiller hier (vgl. S. 162), wohl noch im Melchthal denkt, wohin er mit Gewalt den Landvogt schleppt, um vor ihm seine Rache zu üben, und schon wollte er ihn mit dem über ihm geschwungenen Schwerte

---

*) Mit mannlich kühner That. Mannlich, die alterthümliche Form, die sich bei Tschudi findet. — Geleert. Bei Tschudi wird erwähnt, daß, nach Eroberung des Schlosses und Gefangennahme der Knechte und des Hausgesindes, aller Hausrath daraus gethan und die Burg geschleift worden. Das Anzünden wurde durch die von Schiller ersonnene Rettung von Bertha bedingt.

**) Diethelm, ein bei Müller vorkommender Vorname. Vgl. S. 219*. — Bube, nach älterm Gebrauche für Diener. — Auch das alte selbander für zusammen ist absichtlich gewählt. — Das erste „Sie ist gerettet?" fehlt in der dalbergischen Handschrift, in der hamburgischen nebst Melchthals erster Rede.

***) Fürsts zweite Unterbrechung: „Sie ist gerettet" fehlt, aber durch ein offenbares Versehen, in der dalbergischen Handschrift und in der darauf beruhenden mannheimer.

†) In den Handschriften steht auch am Schlusse von Melchthals vierter Rede: „Man hört schwere Steine herabstürzen", und vor Fürsts Frage: „Wo ist der Landenberg?": die szenarische Bemerkung: „Das Gerüste stürzt zusammen."

tödten, als auf dessen flehende Klagen der Vater selbst um Gnade für ihn bat. Das Gefühl der Rache hatte ihn hingerissen. Erst als Landenberg geschworen hatte, nie zurückkehren zu wollen, entließ er ihn. Müller berichtet: „Als Landenberg, da er aus der Kirche durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach [nördlich] floh, ereilt wurde, mußte er, wie andere von den Burgen, Urfehde*) schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstette kommen wolle.“ Nach Schiller brachte Melchthal ihn südlich, zur Wohnung des Vaters, und so floh er über den Brünig. Fürst ist erfreut, daß kein Blut dabei geflossen.**) Erst als Kinder mit Trümmern des Gerüstes unter dem Ruf „Freiheit! Freiheit!“ über die Bühne eilen***), wird auch sein Herz begeistert; den von Mädchen†) ihm gebrachten Hut, welchen Geßler zum Hohn wider die Freiheit hatte aufpflanzen lassen, will er nicht verbrannt, sondern als Zeichen der Freiheit aufbewahrt wissen. Daß unter dem Hute Fürsts Enkel gestanden, widerspricht der Darstellung III, 3; denn Wal-

*) Müller bemerkt dazu: „Ein solchen Eiden eigenes Wort.“ Das alle Ausgaben Schillers entstellende „Urphede“ stammt vielleicht aus Müllers mir nicht zugänglicher erster Ausgabe. Im Mittellatein heißt das deutsche Wort urpheda.

**) Müller hebt hervor, daß beim Brechen der Burgen „kein Tropfen Blut vergossen wurde“.

***) In der mannheimer Handschrift treten nach Fürsts Wort: „Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg mit Blute nicht geschändet“, Landleute, dann die vier Weiber und Baumgarten (?) auf. Weiter heißt es:

„Alle Landleute, Weiber, Kinder
(eilen zu gleicher Zeit mit Trümmern des Gerüsts über die Szene).
Rettung und Erlösung!“

woran sich Fürsts Wort schließt: „Seht, welch ein Fest!“

†) Die dalbergische Handschrift nennt (nach der „historisch-kritischen“ Ausgabe) unter dem Volke auch Mechthild, Armgart, Hildegard und Elsbeth, wie gleich darauf vor „Mehrere Stimmen“ noch Mechthild und Elsbeth.

ther stand unter der Linde, nicht unter der Stange. Aber vgl. S. 227*. Die Aufbewahrung des Hutes ist nicht geschichtlich. Als altes Sinnbild der Freiheit bezeichnet Müller den Hut, den in Geßlers Sinne zu ehren Tell sich geweigert habe. Der Hut sei schon bei den Römern Sinnbild der Freiheit (bei den freigegebenen Sklaven, auch nach Cäsars Ermordung) gewesen. Mittlerweile hat man das Horn des Stiers von Uri von der Hochwacht herab erschallen hören, und auf den Trümmern des jetzt ganz abgerissenen Gerüstes sieht man nun Landleute, Weiber und Kinder in einem Halbkreis gruppirt sitzen. Von der Zerstörung des Baues ist keine Rede. In der an Iffland gesandten Angabe der Dekoration hieß es: „Das Gerüste wird eingestürzt; alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen; man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden.“ Aber der ganze Bau bis zum Boden müßte zertrümmert werden, wovon hier keine Spur, und auf den Trümmern desselben das Volk sitzen, damit Melchthal, der am Anfang sich gewundert hatte, daß die Burg noch stehe, jetzt mit Recht sagen könne, sie ständen nun fröhlich auf den Trümmern der Tyrannei, ihr Schwur im Rütli sei herrlich erfüllt.*) Das Gerüste sollte nur dazu dienen, die Zerstörung zu erleichtern.

Fürst regt zuerst die Sorge wegen der Rache des Königs an, welche Melchthal, Ruodi und der mit Melchthal gekommene, aber sonderbar erst jetzt mitsprechende Baumgarten mit echtem Schweizermuthe verscheuchen. Die Andeutung der Furcht soll die folgende Nachricht von Albrechts Ermordung, die jene Sorge gründlich niederschlägt, vorbereiten. Rösselmann und Stauffacher

---

*) Diese Rede fehlt in der hamburgischen Handschrift.

kommen nacheinander mit dieser Kunde (vgl. S. 114).*) Des letztern Erscheinen wird gerade durch die Ueberbringung dieser Nachricht gerechtfertigt, die er von Johannes Müller von Schaffhausen, einem „glaubenwerthen**) Manne“, vernommen hat. Schiller setzt hier dem befreundeten Geschichtschreiber der Schweiz, dessen Werk er so vielfach benutzt, der ihn vor kurzem in Weimar besucht hatte, ein schönes Denkmal, wie schon in den Räubern dem guten Pfarrer Moser. Vgl. S. 114*. Aehnlich hatte Goethe im Götz seinen Freund Lerse verewigt. Alle erfüllt die Mordthat mit Abscheu, obgleich Stauffacher, noch ehe er sie berichtet hat, ihre günstige Folge für die Waldstätte hervorhebt.***) Bei der lebhaften, möglichst knapp gehaltenen, durch Melchthal und Fürst unterbrochenen Erzählung folgt Schiller wesentlich Tschudi, selbst in manchen Ausdrücken (vgl. S. 68 f.), doch gibt er Albrecht seinen zweiten Sohn Leopold zum Begleiter†), nennt das Zerspalten des Kopfes erst an dritter Stelle und läßt einzelnes aus.††)

*) Wackernell hat darauf hingewiesen, daß auch Tschudi Albrecht, als er auf die Kunde von dem, was in den Waldstätten geschehen, ins Land gekommen, es „mit einem gewaltigen Hörzuge an Jnen zu rächen“ gedacht. Daß Stauffacher die Burg in Lowertz zerstört hat (S. 66), ist übergangen.

**) Glaubhaft schloß der Vers aus. Erst Meyer schrieb glaubenswerther.

***) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift spricht Stauffacher, nicht Rösselmann: „Hört und erstaunet (seit Körner erstaunt)!“, die folgenden Worte Rösselmann, die Nachricht selbst („Der Kaiser ist ermordet!“) Stauffacher.

†) Müller berichtet, daß der Anblick Leopolds Johann zur blutigen Rache gereizt habe. — In den Handschriften steht Johann von Oestreich (statt Schwaben), weiter unten in die Seite (statt Kehle). Die dalbergische hat dem (statt den) edlen Herrn. Die hamburgische verkürzt auch hier; sie läßt die vier Verse, „Es hieß ... sein Ohr“ und darauf die fünf „Mit ihm ... trennten“ weg.

††) Oben II, 2 heißt es, der Herzog habe um sein Mütterliches gebeten,

Windisch erwähnt er nicht, benutzt aber Müllers Angabe, daß in der Ebene das alte Vindonissa gelegen, zu der Bemerkung, eine alte große Stadt aus der Heidenzeit*) solle darunter liegen. Vindonissa wurde erst 594 durch Childebert II. zerstört, was Schiller bei Ebel fand. Tschudi berichtet, daß sich hier, als man an der Stelle, wo der König erschlagen worden war, das Fundament zum spätern Kloster Königsfelden legte, viele Silber- und Kupfermünzen der „alten heidnischen Kaiser“ und viele Mauersteine gefunden „zu einer Anzeigung der alten witberümbten großen Stadt“. Melchthal sieht in dem Königsmord die Folge von Albrechts unersättlicher Habsucht, gerade wie Tschudi sagt: „Also kam der Künig von syns großen Gyt und Karghyt wegen umb syn Leben.“ Auch was von dem allgemeinen Schrecken und von dem Verschließen der Thore von Zürich gesagt wird, nahm Schiller aus Tschudi (vgl. S. 69), nur das Sperren der Gebirgspässe und das Verwahren der Grenzen jeden Standes**) schöpfte er aus Müller; dieser aber gedenkt bloß der Grenzbefestigung von Schwyz und Unterwalden. Daß Albrechts Ermordung und der Bann gegen die Mörder vom Dichter gegen die Geschichte unmittelbar an die Befreiung der Waldstätte gerückt ist, ward schon S. 114 bemerkt. Die Rachewuth der Königin Agnes bot Tschudi dar, der auch berichtet, sie habe bei der Eroberung von Farwargen, der Burg Palms (Balms), sich so unbarmherzig

während hier das väterliche Erbe genannt wird. Tschudi spricht von seinen „väterlichen und mütterlichen“ oder allgemein von „seinen Erblanden“. — Hofstaat, wie II, 2 Pfalz, der jedesmalige Sitz des Königs.

*) Der Heiden Zeiten haben die Handschriften, der Heiden Zeit alle Ausgaben bis auf Meyer, der richtig Heidenzeit schrieb.

**) Stand bezeichnet jede staatliche, sei es geistliche oder weltliche, Herrschaft.

gezeigt, daß sie „in der Entleibten Blut (63 Kriegsmänner wurden hier vor ihren Augen enthauptet) herumgespaziert", und gesagt, „sie bade im Meyenthau".*) Daß die fünf Verschworenen, von denen aber zwei nicht als mitwirkend bei der That erwähnt werden**), nach verschiedenen Seiten flohen, ist aus Tschudi genommen. Fürst hebt hervor, die Rache habe ihnen keine Frucht getragen, wie sie es nie thue, da sie nur grausen Mord verübe, nicht das Recht herstelle, was wohl nicht durchaus als wahr gelten kann, doch dem Dramatiker ist es gestattet, einen solchen Fall in lebhafter Vorstellung zu verallgemeinern.***) Aber Stauffacher deutet, wie sehr er auch Fürst beistimmt, auf die günstigen Folgen der That für die Waldstätte, die selbst keine Schuld daran trügen, wobei mit dichterischer Freiheit angenommen wird, Heinrich von Luxemburg sei bereits zum Nachfolger von den meisten Kurfürsten bestimmt. Fürst, der sich freut, daß die Waldstätte nun vom größten Freiheitsfeind erlöst seien, verspricht sich vom neuen Kaiser, weil sie fest am Reiche gehalten, Gerechtigkeit. Dieser, meint Stauffacher, werde schon aus Klugheit sich der Waldstätte gegen Oesterreichs hochangewachsene Macht annehmen.†) Jetzt, wo die Freiheit der Waldstätte durch den bevorstehenden Uebergang der Reichsherrschaft von Oesterreich an ein anderes

*) Die Rede Stauffachers „Ein ungeheurer Schrecken" u. s. w. und Melchthals daran sich schließende Frage läßt die hamburgische Handschrift weg.

**) Bei Müller heißt es von Wart, er habe betäubt gestanden; Tegerfelds erwähnt er bei der That nicht.

***) Die Handschriften haben statt „Sich selbst ... das Grausen":

Mit blinder Wuth
Schlägt sie den Baum, der fallend sie zerschmettert.

†) Von den sechs Versen „Vernahmt ihr was ... Oestreichs Rache" hat die hamburgische nur den dritten und vierten beibehalten.

Fürstenhaus völlig gesichert scheint, umarmen sich die Landleute voll innigster Freude, daß der Zufall sie aus der größten Gefahr errettet hat. Der entschiedene Muth der Befreier erscheint hier freilich in keinem besondern Lichte.

Da kommt der von dem Sigrist auf sein Verlangen zu den Vertretern der Waldstätte geführte Reichsbote mit einem Schreiben der Königin Wittwe, welche die Waldstätte als Bund anerkennt, wie es Albrecht gethan hatte, als er seine Abgesandten von Ochsenstein und von Lichtenstein (nach Müller) an sie schickte. Ihr Brief ist wesentlich nach Tschudi (vgl. S. 70), nur daß Schiller die Königin sich auf die von Rudolfs Fürstenhaus empfangene Liebe und Gunst berufen läßt, und an die Stelle des Versprechens, sie wolle es ihnen immer gedenken, wenn sie ihr behülflich wären, die Bemerkung setzt, sie gedenke in ihrem Schmerze ihrer alten Treue und Liebe. Seine Verlesung durch Fürst wird gleich nach der Adresse*) von vielen Stimmen, welche von der gewesenen Königin nichts wissen wollen, darauf nach der Versicherung, daß sie der alten Treue und Liebe der Schweizerlande, wie hier die Waldstätte heißen, gedenke, durch eine bittere Bemerkung Melchthals unterbrochen, die schließliche Berufung auf die von Rudolfs Fürstenhaus empfangene Liebe und Gunst mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Stauffacher führt aus, wie Albrecht sich vielmehr stets ungnädig und ungerecht gegen die Waldstätte gezeigt.**) Liege es ihnen auch fern, jetzt, wo der König gefallen sei, Böses mit Bösem zu vergelten, setzt Fürst

---

*) Den bescheidnen Männern. Der König nannte sie Landleute. Bescheiden steht I, 4 von Baumgarten. Hier erwartete man eher ehrbar.

**) Dreimal steht hier in beiden Handschriften Kaiserin, einmal Königin; letzteres findet sich im Drucke an allen Stellen.

hinzu, so könnten sie sich doch nicht herbeilassen, die Mörder zu verfolgen. Hier hat Schiller die Antwort der Waldstätte bei Tschudi (vgl. S. 70) auf beide Personen vertheilt.*) Nur der Schluß beider Aeußerungen, die, wie auch Melchthals folgende Rede und die letzte Stauffachers, auf ein Reimpaar enden, gehört ganz Schiller an. Stauffacher weist darauf hin, daß der König ganz im Gegensatz zu König Rudolf seine hohe Stellung allein zum Vortheil der Seinen, die er gefördert („gemehrt"), ausgebeutet habe (vgl. S. 261). Fürst hebt hervor, Liebe lasse sich nicht befehlen und von den ihnen aufgezwungenen Pflichten habe sie der Tod befreit.**) Viel schärfer tritt der feurige Melch-

---

*) Die 13 Verse von „Hat er auch" an sind in der hamburgischen Handschrift weggeblieben.

**) Ein erhaltenes Blatt enthält Entwürfe Schillers. Zu dem Verse:

Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?

hatte er versucht (die beiden ersten später benutzten Verse sind durchstrichen):

Das Haus des Königs ist in Leid versenkt,
Doch ganze Völker, doch ganze Völker [so doppelt] preisen seine Huld.
Nicht Achtung sind wir schuldig seinem Namen.

Die auf „Nicht Dank... Thälern" folgenden Verse: „Er stand... weinen" lauten hier:

Er saß auf einem hohen Stuhl,
Er konnte ein Beglücker sein der Völker,
Doch ihm gefiel es nur zu sorgen für sein Haus, die Seinen.
Die er erhoben, mögen um ihn weinen.

Wörtlich findet sich hier die Stelle: „Doch daß wir ... gebühren", dagegen hatte Schiller die folgenden drei Verse mannigfach versucht. Wir lesen hier (wir bezeichnen die verschiedenen Versuche mit Zahlen):

sie
1. Furcht kann sich der Lebende kann freie Herzen zwingen.
[Offenbar wurde nach der Lebende ein erzwingen oder etwas ähnliches gedacht, dann aber eine andere Wendung versucht.]
2. Was man dem Todten leistet, muß aus Liebe geschehen.
Den Dienst der Todten

thal auf, der dem wilden Schmerze der Königin, worin sie den Himmel anklage*), die Freude des dem Himmel dankenden, von der Angst vor dem Gefallenen befreiten Volkes entgegenstellt, aber sonderbar mit der wohl durch den Reim veranlaßten Bemerkung schließt, die Königin könne keine Thränen über Albrechts Tod von ihnen erwarten, da er sie nicht liebevoll behandelt habe.**) So geht

3. Wer freie Herzen zwingen will, muß leben,
Dem Todten
4. Doch Liebe erntet nicht
5. Gezwungner Dienst endet mit d. Leben!
6. Wer
Den Todten überlebt allein die Liebe!

Goedeke S. XVI f. gibt diese Versuche in einer Weise, welche die Einsicht erschwert.

*) Müller berichtet, die Königin Elisabeth sei anfangs halbentseelt gewesen, alle ihre Kinder hätten zu Gott geschrieen.

**) Die dalbergische Handschrift hat vor dem Abgange des Reichsboten noch folgende Rede Stauffachers, welche etwas schroff die Ermordung als eine Strafe bezeichnet, die gute Früchte bringen dürfte.

Oft ists der Frevel, der den Frevel rächt.
Albrecht war selbst der Mörder seines Herrn.
Damals, man darf es endlich jetzt gestehen,
Da fiel der beßre durch den schlechtern Mann,
Und nicht ein fürstlich Grab wollt' er ihm gönnen.
Wir wollen uns nicht mischen in den Streit,
Der droben herrschet in den wilden Höhen,
Doch Segen quillt und warme Fruchtbarkeit,
Wenn die Gewitterlüfte sich entladen.

Die mannheimer Handschrift gibt sie Melchthal. — Nach Müller äußerte Freiherr von Wart, einer der Mörder, auf dem Rade, sie hätten keinen König erschlagen, sondern den, welcher wider Ehre und Eid eine blutige Hand an seinen Herrn König Adolf gelegt. Schmidt „Geschichte der Deutschen" III, 442 berichtet, Bonifacius VIII. habe noch 1301 an die geistlichen Kurfürsten geschrieben, Albrecht habe nicht gescheut, sich gegen seinen Herrn zu empören und sich in das römische Reich einzudrängen.

denn der Reichsbote unverrichteter Sache schweigend ab, da er sich von der feindlichen Stimmung der befreiten Lande überzeugt hat. Erst jetzt, wo jede Furcht beseitigt ist, erinnert Stauffacher wieder an Tell*) und fordert alle auf, mit zu dessen Hause zu ziehen, um ihm als ihrem Retter zu danken, wobei wohl der Gegensatz zu Albrecht vorschwebt, der nichts weniger als auf ihren Dank sich ein Recht erworben. Vgl. oben S. 116.**)

Zweite Szene. Bei Hedwig, welche ihren Gatten mit sehnsüchtigster Freude erwartet, erscheint ein Mönch, der durch sein ganzes Wesen und die Beschwörung, sich seiner anzunehmen, sie erschreckt. Dem mit unendlicher Freude von den Seinen empfangenen Tell gibt er sich als Johannes Parricida zu erkennen; als er aber seine Blutthat der Nothwehr Tells gleichstellen will, wendet dieser sich mit Abscheu von ihm ab, nur die Erinnerung, daß es Kaiser Rudolfs Enkel ist, der seine Hülfe anfleht, erregt sein menschliches Erbarmen, und so entläßt er ihn mit Rath und Wegzehrung. Tell dagegen wird zur feierlichen Begrüßung abgerufen. Vgl. S. 116 ff.

Auch die Gattin bezeichnet den auf heute erwarteten Tell als Retter des Landes, als welcher er am Schlusse hervortreten soll. Vgl. S. 84 f.***) In knabenhaftem Stolze will Walther

---

*) In der dalbergischen Handschrift ist, da hier Stauffacher unmittelbar vorher gesprochen, diese Rede Melchthal zugeschrieben.

**) Die szenarische Schlußbemerkung lautet in der dalbergischen Handschrift: „Alle erheben sich und brechen auf, indem sie zugleich die Trümmer des Gerüstes mit fortnehmen."

***) In der Anrede haben die beiden Handschriften das richtigere lieben (statt liebe) Kinder; liebe steht in den Drucken auch IV, 3, 62.

auch einen Theil des Ruhmes sich zueignen*), wodurch Hedwig wieder an das große Leid erinnert wird, das sie um ihn geduldet**), das aber heute vorüber sei, wo sie sich ganz der Freude über den Besitz der Ihrigen hingeben kann. Da erscheint an der offenen Thüre ein Mönch. Der Dichter läßt Parricida wider die Geschichte als Mönch in Tells Hause erscheinen. Bei Tschudi heißt es, Herzog Hans habe, nachdem er in einigen Klöstern eine Zuflucht gefunden, sich nicht mehr für sicher gehalten; „bekleidt sich wie ein Beghart-Bruder, zoch über das Gebirg in Italiam." Als Augustinermönch soll er in Pisa gestorben sein.***) Hedwig will den Mönch an diesem Freudentage auf beste Weise erquicken.†) Der jüngere Knabe, der den Gast zuerst bemerkt hat, bittet ihn freundlich einzutreten, um sich zu laben, der ältere ladet ihn zum Sitzen ein, und erwiedert in kindlicher Weise auf seine scheue Frage, wo er sich befinde. Hedwig wird von Grausen erfaßt, als der Mönch „scheu, mit verstörten Zügen" umherblickt und sie fragt, wo ihr Herr††) sei; kann sie ihre Furcht auch nicht

---

*) Hart am Leben vorbeigehn, ein nicht recht klarer Ausdruck dafür, daß der Schuß auf Leben und Tod ging. Vorschwebt das gangbare ans Leben gehn.

**) Zweimal hat sie den Mutterschmerz um ihn gelitten, mit Bezug auf die schreckliche Angst, in welche sie die Kunde von dem Schusse versetzte, obgleich sie zugleich damit die der Rettung des Knaben erhielt. Vgl. IV, 2 und oben S. 240 f.

***) Die weiße Mönchskutte, in welcher er nach Schiller (vgl. oben S. 30) auftreten soll, war die der Augustiner. Dominikaner und Karthäuser trugen darüber einen schwarzen Mantel.

†) Sonderbar ist hier die szenarische Bemerkung: „Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder." Das letztere sollte erst unten erwähnt sein, wo sie wirklich zurückkommt. Dort müßte vor zurückkommt noch mit einem Becher stehn, hier dagegen „und — bis wieder" wegfallen.

††) Bezeichnung des Gatten nach älterm Gebrauche. Vgl. dagegen S. 144***.

verhehlen, so reicht sie ihm doch den Becher.*) Dieser will, trotz seines brennenden Durstes**), nicht eher etwas anrühren, bis sie ihm Aufnahme zugesagt; aber, von Grausen erfaßt, schneidet sie, als er sie berühren will, seine Rede mit der Mahnung ab, ihr fern zu bleiben. Da beschwört er sie denn bei dem Feuer des Herdes und ihren Kindern, die er berührt. Doch sie ruft entsetzt ihm zu, er möge von ihren Knaben lassen. In der Odyssee XIV, 158 f. schwört Odysseus bei dem Tische und dem Herde. Sonst hat Homer die Beschwörung bei allem, was einem heilig und werth ist; bei Personen wird besonders das Haupt genannt. Vgl. Ilias XV, 663 ff. Odyssee XV, 261 f. Virgil läßt den Aeneas bei seinem Vater und seinem Sohne schwören (VI, 360. vgl. IX, 300). An seinen verstörten Zügen erkennt Hedwig, daß der Fremde kein Mönch sein könne; sein Ausruf, er sei der unglücklichste der Menschen, erregt ihr Mitleid, steigert aber zugleich ihr Entsetzen.

Glücklich ist die Rückkehr des in der Ferne durch die offene Thür von Walther bemerkten Tell geschildert, dessen Gattin zugleich vor Schrecken über den unheimlichen Gast und vor Freude so ins Zittern geräth, daß sie, als sie dem Gatten entgegeneilen will, an der Thür stehn bleiben und sich anhalten muß.***) Der

*) Statt als ob stand ursprünglich als wenn.

**) Herz nach volksthümlichem Gebrauche, wie in der Redensart nichts übers Herz bringen. Bei Homer steht so θυμός.

***) Auf der wiener Hofbibliothek findet sich eine frühere Fassung der Stelle von Hedwigs Rede „Mann, was sinnet ihr?“ an bis zum Schluß der szenarischen Bemerkung „hält sich an“, in Schillers Handschrift. Statt „Zurück von meinen Kindern!“ steht dort „Laßt mir die Kinder los“, und der Vers „Doch euer u. s. w.“ lautet: „Doch mir schnürt sich das Innre vor euch zu.“ Das an nach hält sich fehlt. Oesterley und Vollmer gedenken dieser Fassung nicht.

jüngere Knabe läßt sich dadurch nicht abhalten, dem Vater entgegenzueilen.*) Tells Erscheinen und sein herzliches Wort, das innige Freude und Dank gegen Gott ausspricht, läßt Hedwig sich wieder fassen, und so fällt sie ihm um den Hals. Ihr erstes Wort gilt der Angst, die sie um ihn gelitten; er aber bittet sie, statt dieser zu gedenken, seine Freude zu theilen, die er mit einfach bezeichnenden Worten ausspricht. Daß er ohne Armbrust kommt, fällt dem jüngern Knaben auf, welcher seine kindlichste Liebe verräth, worauf wir denn hören, er habe sie an heiliger Stätte geweiht — ein sehr glücklicher, im Sinne der mittelalterlichen Anschauung erfundener Zug. Doch gerade diese Bemerkung mahnt Hedwig daran, daß seine Hand einen Mord begangen; entsetzt läßt sie diese fahren, aber Tell kann sie durch das mit freiem Muthe gesprochene Wort beruhigen, er habe nur die Seinen beschützt und das Land gerettet (das letztere fügt der Dichter mit entschiedener Absicht hinzu, obgleich es hier weniger an der Stelle ist), er dürfe seine Hand frei, ohne Schuldbewußtsein zum Himmel erheben. Der Mönch, der schon bei der ersten Nennung von Tells Namen aufmerksam geworden war, ist nun fest überzeugt, daß er sich im Hause des Mörders des Landvogts befinde; seine Vertheidigung regt auch ihn auf, was sich in einer „raschen Bewegung" zu erkennen gibt (der Ausdruck, der am Ende der vorletzten Szene wiederkehrt, ist nicht recht bezeichnend); diese erst erregt Tells Aufmerksamkeit. Die Gattin, welche ganz des unheimlichen Gastes vergessen hatte, kann auf Tells Frage nicht verhehlen, daß sie ein Grauen vor diesem empfinde. So hat

*) Besser stände die szenarische Bemerkung, daß Hedwig nach wolle, zittere und sich (an der Thüre) anhalte, erst nach Wilhelms Abgang.

Schiller sich den Uebergang zum Gespräche mit Tell echt dramatisch gebahnt.

Als der Mönch, nachdem Tell seine Frage wegen des Landvogts freimüthig bejaht hat, sich glücklich preist, unter sein Dach gekommen zu sein, da auch er seinen Feind erschlagen habe, weil er ihm sein Recht versagt, kann diesem nicht entgehn, wer vor ihm steht. In äußerstem Schrecken heißt er Kinder und Gattin sich entfernen, doch ohne ihr Weggehen abzuwarten, wiederholt er die eben nicht vollendete Frage, die jetzt durch den Ruf der Gattin unterbrochen wird. Er weigert sich darauf zu antworten, da die Kinder diesen Namen nicht hören dürfen; sie soll mit ihnen aus dem Hause, weil sie mit jenem, den er nicht weiter zu bezeichnen wagt, nicht unter demselben Dache weilen*) dürfe. Sie ahnt jetzt, wer der Mönch sei, und schreckt vor der Entweihung ihres Hauses zurück. Nach ihrer Entfernung spricht Tell in ergreifender Weise sein Entsetzen über Parricidas That aus, derentwegen die Erde, wie andere Verbrecher, den Mörder hätte verschlingen sollen, seinen Unwillen, wie er es wagen könne, in ein reines Haus, vor gute Menschen zu treten, und den unendlichen Unterschied seiner von ihm verfluchten, aus bloßer Ehrsucht hervorgegangenen Mordthat und der Nothwehr, die er selbst geübt habe.**) Daß Tell sich ungerecht gegen Parricida zeigt,

---

*) Wohnen, wie sonst auch hausen steht. Vgl. S. 235**.

**) Vatermord, parricidium heißt im römischen Rechte, nach der lex Pompeia de parricidiis, der Mord an Eltern, Großeltern, Geschwistern, nächsten Verwandten, Ehegatten, Verschwägerten und Patronen. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. bezeichnet (§ 137) als solchen den „fürgesetzten Mordt, so der an hohen trefflichen Personen, des Thätters eygen Herrn, zwischen Eheleuten oder nahend gesipten Freunden geschicht". So erhielt auch Herzog Johann den

verschuldet der beabsichtigte scharfe Gegensatz. Auf Parricidas grimmig verzweifelnde Frage, ob er ihn denn trostlos von sich weise, spricht Tell das Grausen aus, das ihn befalle, während er mit ihm rede; fort müsse er, seinen Weg allein gehn, er dürfe nicht der Unschuld Wohnung durch seine Gegenwart entweihen.

Als er aber nun mit dem Entschlusse, sich das Leben zu nehmen, fortgehn will, wird Tell von Erbarmen bei dem Gedanken ergriffen, daß es Kaiser Rudolfs Enkel sei, der verzweifelnd an seiner Schwelle zu ihm flehe, und vor tiefer Aufregung verhüllt er sein Gesicht, das Zeichen heftigsten Schmerzes.*) Da bittet ihn denn Parricida in rührenden Worten um Mitleid mit seinem fürchterlichen Unglück, das er leider selbst verschuldet, weil er sich durch Neid habe hinreißen lassen. Hier schwebt die Aeußerung Müllers vor, Johann habe im Frühjahr 1308 vergeblich mehrmals um sein Land gebeten, „gereizt vom Anblick Herzogs Leopold, Sohn des Königs, der von gleicher Jugend in großen Ehren und Gütern war"; die daselbst erwähnte Aufreizung vieler aargauer Edlen, welche, der Herrschaft Albrechts überdrüssig, die Johanns mit Ungeduld erwartet hätten, wird übergangen. Tell läßt sich gar zur falschen Behauptung hinreißen, Albrecht habe, weil er dessen Ungestüm gekannt, weise beschlossen, ihm seine Lande vorzuenthalten. Vgl. S. 118. Nach der Frage über seine Helfershelfer, die man wohl hätte entbehren können, gedenkt Tell der über Johann ausgesprochenen Reichsacht nach der stehenden Formel. Diese konnte wirklich erst viel

---

Beinamen parricida. — Die dalbergische Handschrift liest abgewehret statt abgewehrt. — Theil' ich mit dir, habe ich mit dir gemein.

*) Vgl. die Erläuterungen zur Braut von Messina IV, 10 (S. 172), zu Kabale und Liebe S. 81.

später erfolgen. In der Achtserklärung gegen die Mörder heißt es bei Tschudi: „Die Täter seyen Ihren Fründen verbotten, Iren Vienden erlaubt.“ Schiller hatte sich aus Müller angemerkt: „Ihren Freunden verboten, ihren Feinden erlaubt.“*) Nachdem Parricida rührend geschildert, wie er alle Menschen meide, ja vor sich selbst schaudere**), fleht er fußfällig um Mitleid und Menschlichkeit. Tell wendet das Gesicht von ihm ab, und heißt ihn dringend aufstehn; doch als er sich nicht erheben will, bis er ihm die Hand zur Hülfe gereicht, fühlt er sein Herz bewegt, vermag er ihm auch als sündiger Mensch keine Hülfe zu bieten. Bei dem biblischen Ausdruck „ein Mensch der Sünde“ schwebt schon der Gegensatz des Papstes vor, der ihn allein von seinem Verbrechen freisprechen kann. Aus Menschlichkeit will er für ihn thun, was er kann. Mit leidenschaftlicher Freude ergreift Parricida Tells Hand, der aber darauf besteht, daß er sie loslasse, sodann auf seine Entfernung dringt, da er ihn, werde er bei ihm entdeckt, nicht schützen könne. Freilich haben im vorigen Auftritt die Eidgenossen die Verfolgung der Mörder abgelehnt.

Jetzt erst, als der Unglückliche nicht zu wissen erklärt, wohin er gehn solle, weist er ihn auf den Papst als einzigen Sühner; ihm müsse er seine schwere Schuld beichten.***) Daß Johann

*) Auch an zweiter Stelle hat Schiller durch Versehen Freunden geschrieben. Goedeke kannte die Beziehung dieser Stelle so wenig, daß er (S. X) ganz verkehrt an der ersten Stelle Feinden statt Freunden ändert. Schiller hatte sich aber auch die Formel der Aechtung in Schmidts „Geschichte der Teutschen“ III, 216 angemerkt, aus welcher er jedoch nichts benutzte. Goethe hat einen Theil derselben in seinem Götz nach der eigenen Lebensbeschreibung seines Helden verwandt. Vgl. Düntzer „Goethes Götz und Egmont“ (1854) S. 43 f.

**) Die dalbergische Handschrift liest offenen (statt offne) Straßen.

***) Löset eure Seele. Marcus 8, 37: „Was kann der Mensch geben,

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

55. 56.

26. 27.

Don Karlos.

Leipzig.

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1886.

Schillers

Don Karlos.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1886.

Inhaltsverzeichniß.

Schillers Don Karlos.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

55. 56.

26. 27.

Don Karlos.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1886.

Schillers
Don Karlos.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1886.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

55.—56.

26. 27.

Don Karlos.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1886.

Schillers
Don Karlos.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1886.

er darauf eingehn, möglichst zu beschleunigen. Nachdem er ihm seinen Fiesko Mitte August vorzulegen versprochen, fuhr er fort: „Die Geschichte des Spaniers Dom Karlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde. Wagners ‚Kindsmörderin‘ hat rührende Situationen und interessante Züge, doch erhebt sie sich über den Grad der Mittelmäßigkeit nicht; sie wirkt nicht sehr auf meine Empfindung und hat zu viel Wasser. Um den ‚Macbeth‘ hat er gar nicht das geringste Verdienst. Beide Bücher sende ich Ew. Excellenz hier mit dem unterthänigsten Dank zurück. Ich würde den Namen Dalbergs niemalen an die Spitze einer solchen Arbeit zu setzen wagen.“ Der vorsichtige Dalberg blieb auch jetzt ungerührt. Als Schiller ihn darauf zu Stuttgart sah, mußte er ihm den Entschluß seiner Flucht verheimlichen. Die Furcht, der Herzog werde seine Auslieferung verlangen, trieb ihn, da Dalbergs Rückkunft sich in die Länge zog, von Mannheim nach Frankfurt. Auf dem Wege nach Goethes Vaterstadt entstand der Plan zu Kabale und Liebe, an welchem Stücke er in Frankfurt lebhaft fortarbeitete, als ihn Dalbergs stillschweigende Ablehnung des von diesem gehofften Vorschusses tief verletzte. In Oggersheim bei Mannheim wurde neben begeisterter Fortdichtung an dem neuen Stücke die Umgestaltung des von der mannheimer Intendanz zurückgewiesenen Fiesko beendet. Aber auch diese neue Fassung des republikanischen Trauerspiels genügte dieser nicht, und Dalberg war grausam genug, jede Anerkennung des Stückes durch eine kleine Gabe, die Iffland in Anerkennung des außerordentlichen Verdienstes der Dichtung vorschlug, dem bedrängten Flüchtling zu versagen. Um seine kleinen Schulden zu bezahlen, übrrließ Schiller den Fiesko für

einen Louisdor den Bogen dem Buchhändler Schwan. Im glücklichen Aufenthalte zu Bauerbach bei Meiningen auf dem Gute der Mutter seines akademischen Freundes Wilhelm von Wolzogen vollendete er Kabale und Liebe. Ganz unerwartet gedachte Dalberg wieder des schnöde vergessenen Dichters; brieflich frug er Schiller nach seinem neuen Stücke und machte ihm, wie dieser sich ausdrückt, auf eine verbindliche Art Entschuldigungen über seine Untreue. Dieser hatte sich unterdessen mit manchen neuen Planen getragen und sich zu diesem Zwecke mehrere geschichtliche Werke durch den ihm befreundeten Bibliothekar W. Friedr. Herm. Reinwald in Meiningen verschafft. Zuerst hören wir Anfang März von einem Friedrich Imhof, der sich an keine geschichtliche Person anlehnen sollte. Sein Imhof, dem er seinen eigenen Vornamen gab, sollte ein freisinniger, durch seine Leidenschaften zu Grunde gehender Denker sein. Hierauf führt Schillers Aeußerung in einem Briefe an Reinwald: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten und Religionsveränderungen, überhaupt über den Bigotismus und seltene Verderbnisse des Charakters suchen Sie mir doch mit dem Baldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friedrich Imhof losgehn will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch, was ich vorgestern vergessen habe, Bücher, in welchen von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan.“ Kurz darauf hören wir, daß eine Maria Stuart ihn anzieht. „Meine Maria Stuart ist auch nicht so glücklich, unanimia (allgemeine Zustimmung) zu haben. Ich bin wirklich in einer verdrießlichen Lage, weil ich gerne an ein Stück ginge, und noch zu keinem entschlossen bin. Ich glaube,

mein Imhof erhält sich auf dem Brett." Vielleicht war es gerade die Geschichte der Maria Stuart, die ihn wieder auf Karlos führte, da einige Zeit an eine Verbindung des Infanten mit der schottischen Königin gedacht wurde; an diesem festzuhalten bewog ihn besonders die wieder sich eröffnende Aussicht auf Dalberg, der ihn auf diesen Stoff hingewiesen hatte. Am 27. März meldet er Reinwald: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom Karlos zu." Unzweifelhaft hatte ihm Reinwald dazu die früher von Dalberg erhaltene geschichtliche Novelle von Saint Réal verschafft. Diesem schrieb er: „Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals, verunglückt, eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das mannheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber, werther Mann, erwarte ich Ihren mir immer werthen Rath, und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß

[wegen der Mittheilung von Saint Réal], so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. . . . Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld mit einigen dahin einschlagenden Werken befriedigen. . . . Wenn Sie allenfalls Brantômes Geschichte Phillipps II.*) besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit.“ Die Bücher will er Abends abholen lassen. Bei ihrer nächsten Zusammenkunft solle eine Szene von Dom Karlos fertig sein, die der Freund richten werde. Welche Bücher er von Meiningen erhielt, wissen wir nicht, vielleicht außer Brantôme den neunten 1758 erschienenen Band der Uebersetzung von des Pfarrers Juan de Ferreras Historia d'Espana (Schiller selbst nennt den Ferreras bei der Veröffentlichung des ersten Aufzugs) und den betreffenden Band der allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray in deutscher Bearbeitung. Neben Dom Karlos schwebte dem Dichter ein Konradin vor, da Dalberg ihm früher die Bearbeitung eines „interessanten deutschen Themas“ hatte vorschlagen wollen. Diesem meldet er am 3. April, nachdem er einiges angegeben, was seinem bürgerlichen

*) Er meint den Abschnitt Philippe II. Roy d'Espagne im ersten Theile von Brantômes Mémoires. St. Réal führt diesen an, aber auch den ebenfalls einschlagenden Elisabeth de France Reyne d'Espagne im zweiten Theile.

mein Imhof erhält sich auf dem Brett.“ Vielleicht war es gerade die Geschichte der Maria Stuart, die ihn wieder auf Karlos führte, da einige Zeit an eine Verbindung des Infanten mit der schottischen Königin gedacht wurde; an diesem festzuhalten bewog ihn besonders die wieder sich eröffnende Aussicht auf Dalberg, der ihn auf diesen Stoff hingewiesen hatte. Am 27. März meldet er Reinwald: „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, habe ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Dom Karlos zu.“ Unzweifelhaft hatte ihm Reinwald dazu die früher von Dalberg erhaltene geschichtliche Novelle von Saint Réal verschafft. Diesem schrieb er: „Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist, einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung, bei allen Vortheilen ihres Schicksals, verunglückt, eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls, eines grausamen heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln, und das mannheimische Theater dieses Sujet von mir bearbeitet wünscht. Auch hier, lieber, werther Mann, erwarte ich Ihren mir immer werthen Rath, und weil Sie mich schon so weit verbunden haben, daß ich Ihnen die Vortheile und den Ruhm meiner jetzigen Beschäftigung hälftig verdanken muß

[wegen der Mittheilung von Saint Réal], so entziehen Sie mir auch hiebei Ihre freundliche Unterstützung nicht. Wenn ich eine spanische Geschichte mit Vortheil behandeln soll, so werde ich nothwendig mit dem Nationalcharakter, den Sitten und der Statistik des Volkes bekannt sein müssen. Sie, mein Freund, wissen am besten, aus welchen Quellen ich diese Kenntnisse schöpfen kann und werden ohne Zweifel auf der Bibliothek dergleichen Werke haben. . . . Bälder, als ich mit Spaniens Sitten und Regierung bekannt bin, kann ich meinen Plan nicht vollenden, und noch viel weniger eine Ausführung auf Gerathewohl wagen. Daher hoffe ich, Sie werden meine Ungeduld mit einigen dahin einschlagenden Werken befriedigen. . . . Wenn Sie allenfalls Brantômes Geschichte Phillipps II.*) besitzen, so theilen Sie mir solche auch mit." Die Bücher will er Abends abholen lassen. Bei ihrer nächsten Zusammenkunft solle eine Szene von Dom Karlos fertig sein, die der Freund richten werde. Welche Bücher er von Meiningen erhielt, wissen wir nicht, vielleicht außer Brantôme den neunten 1758 erschienenen Band der Uebersetzung von des Pfarrers Juan de Ferreras Historia d'Espana (Schiller selbst nennt den Ferreras bei der Veröffentlichung des ersten Aufzugs) und den betreffenden Band der allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray in deutscher Bearbeitung. Neben Dom Karlos schwebte dem Dichter ein Konradin vor, da Dalberg ihm früher die Bearbeitung eines „interessanten deutschen Themas" hatte vorschlagen wollen. Diesem meldet er am 3. April, nachdem er einiges angegeben, was seinem bürgerlichen

*) Er meint den Abschnitt Philippe II. Roy d'Espagne im ersten Theile von Brantômes Mémoires. St. Réal führt diesen an, aber auch den ebenfalls einschlagenden Elisabeth de France Royne d'Espagne im zweiten Theile.

der Großvater Ludwigs XIV. geworden wäre", vor Verleumdung sichern. Als Quellen nennt er eine lange Reihe spanischer, französischer, italienischer und niederländischer Geschichtschreiber, eine handschriftliche Darstellung des Herrn de Peyrese und ein kleines Gedicht unter dem Namen Diogenes. Die Neigung der Königin zu ihrem Stiefsohne stellt er leidenschaftlicher dar, als man nach seiner obigen Aeußerung glauben sollte. Folgen wir dem romantischen Erzähler. Der fünfjährige Waffenstillstand zu Vaucelles hatte die Vermählung Elisabeths, der ältesten Tochter Heinrichs II. von Frankreich, mit Don Karlos, dem Sohne Philipps II., in Aussicht genommen. Die Prinzessin war noch sehr jung, aber für ihr Alter höchst gebildet. Da die Heirat von beiden Seiten mit Freude beschlossen wurde, so faßte diese, so bald sie ihr vorgeschlagen wurde, große Achtung für den ihr bestimmten Gemahl. Ihr jugendliches Herz, das so eine erwünschte Gelegenheit fand, sich zu fesseln, machte sich insgeheim eine angenehme Unterhaltung; unmerklich bildete sich in ihr eine Neigung, welche ihre Tugend mehr quälte, als sie glaubte. Der spanische Prinz war nicht weniger mit seinem Schicksal zufrieden. Da er nach allem, was man ihm von der Prinzessin sagte, eine sehr angenehme Vorstellung von ihr gefaßt, überließ er sich mit Vergnügen aller Verliebtheit, welche diese ihm einflößte. Ihr Porträt vollendete das, was der Ruf ihrer Schönheit begonnen hatte. Man versicherte ihm, daß dieses ihr sehr gleiche, und Dom Karlos glaubte es leicht, weil er es wünschte. Bei der Betrachtung des Bildnisses stellte er sich alle Wege vor, wie er der Prinzessin seine Gedanken über sie mittheilen könne. Unerträglich schien es ihm, daß diese nicht wissen sollte, wie er sich freue, wie die Hoffnung, sie zu besitzen, seine Seele erfülle. Manchmal

schämte er sich seines Glückes, und hätte fast Gelegenheit gewünscht, sich das Herz der Prinzessin erst zu gewinnen. Da dieses aber unmöglich war, so wäre er schon zufrieden gewesen, hätte er ihr seine verschiedenen Gedanken übermitteln können. Leider kam es bald darauf von neuem zum Kriege. Bei den Unterhandlungen, welche am 3. April 1559 zum Frieden von Château-Cambresis führten, verlangte Philipp, der eben seine Gattin durch den Tod verloren hatte, die seinem Sohne bestimmte Prinzessin für sich. „Obgleich diese Nachricht für Dom Karlos, der sie in großer Gesellschaft erhielt, ein Donnerschlag war, so beherrschte er sich doch so gut, daß niemand seinen Schmerz merkte, aber die Gewalt, die er sich anthun mußte, kostete ihm viel, wenn er sich allein fand. Alles, was Liebe und Muth einflößen können, ging an seinem Geiste vorüber; da aber die Niedergeschlagenheit, in welcher er sich befand, ihm keinen Erfolg versprach, und seine gegenwärtige Stellung ihn hinderte, sonst etwas zu unternehmen, so ging seine Verzweifiung unmerklich in Schwermuth über. Daher kam das sonderbare Leben, welches er seitdem führte. Er wurde dadurch seinem Vater verhaßt, der dessen wahre Ursache nicht ahnte, und da er den Sohn nach sich selbst beurtheilte, den Kummer des jungen Prinzen der Ungeduld, zur Herrschaft zu gelangen, zuschrieb. Obgleich das, was die Prinzessin für D Karlos empfand, mehr Neigung zur Liebe als wahre Leidensch war, so machte doch die Furcht, es sei wirklich Liebe, sie ge sich selbst außerordentlich mißtrauisch. War sie bisher gar neugierig gewesen, welche Wirkung ihr Porträt auf Dom Kar geübt, und hatte sie gewünscht, sein Herz möge unruhiger s als ihr eigenes, so fürchtete sie, nachdem sie die Aenderung ihre Schicksals erfahren hatte, nichts mehr als

schmeichelhaft ihr auch ihre Schönheit war, jetzt wünschte sie alles, was man von ihren Reizen sagte, möchte unwahr sein.“ St. Réal läßt sie ihre Abreise absichtlich so lange verschieben, als es der Anstand gestattete. Schon im Juni hatte sich der König durch den Herzog von Alba als seinen Stellvertreter mit ihr trauen lassen; die Abreise von Paris fand erst Ende November statt.

Dom Karlos ging ihr entgegen in Begleitung seines Vetters Alexander Farnese von Parma und seines Hofmeisters Ruy Gomez de Silva, Prinz von Eboli, eines Günstlings des Königs. Sobald die junge Königin die erste Kunde von der Annäherung des Prinzen erhielt, wurde sie von widerstreitenden Gefühlen so gewaltsam aufgeregt, daß sie ihren Frauen ohnmächtig in die Arme fiel und erst wieder zu sich kam, als Dom Karlos schon ganz nahe war. „Nach der ersten Begrüßung betrachteten sich die beiden Personen und verstummten, und da die übrigen aus Achtung gegen sie gleichfalls schwiegen, so entstand ein bei solcher Gelegenheit ganz außergewöhnliches Stillschweigen. Dom Karlos war nicht von regelmäßiger Schönheit; aber außer einer wundervollen Farbe und dem schönsten Kopfe von der Welt hatte er so feurige und geistvolle Augen und eine so lebhafte Miene, daß man nicht sagen konnte, er sei unangenehm. Anfangs war er von der Schönheit der Königin geblendet, aber die Betrachtung, wie viel er in ihr verloren habe, verwandelte seine Verwunderung bald in Schmerz, und da er voraussah, was er ihretwegen leiden werde, so kam er allmählich dazu, sie mit einer Art Schrecken anzublicken.

„Als der Prinz in dem Wagen der Königin Platz genommen hatte, wandte er während des ganzen Weges die Augen von ihr

nicht ab, so daß er alle gewünschte Gelegenheit hatte, sie zu betrachten und sich zu quälen. Die Königin bemerkte dies bald. Ein geheimes Gefühl, das sie nicht bemeistern konnte, ließ sie in dem Entzücken des Dom Carlos eine Lust empfinden. Doch ihn anzuschauen wagte sie nicht, und er selbst betrachtete sie anfangs mit Zittern; als aber ihre Augen, die sich einige Zeit gemieden hatten, müde, sich Gewalt anzuthun, zufällig sich begegneten, vermochten sie nicht mehr, diese wegzuwenden. Diese treuen Ausleger sagten der Königin alles, was Dom Karlos ihr zu sagen hatte. Durch tausend traurige und leidenschaftliche Blicke bereitete er sie auf die ganze Hartnäckigkeit und Größe seiner Leidenschaft vor. Das Herz dieses Prinzen, das von seinem Geheimniß belastet und von Schmerz über sein Unglück gedrückt war, konnte es nicht länger verschieben sich zu erleichtern, und da er aus der bestürzten und verlegenen Miene der Königin zu erkennen glaubte, daß sie ihn verstehe, so empfand er eine so lebhafte Freude, daß er einige Augenblicke das Glück seines Vaters und sein eigenes Unglück vergaß. Diese Genugthuung gab ihm eine Freiheit des Geistes, die er bei der ersten Zusammenkunft des Königs mit der Königin sich nicht zugetraut hatte. Aber die Prinzessin war auf dem Wege in so tiefe Gedanken versunken, daß auch die Gegenwart ihres Gatten sie ihnen nicht zu entreißen vermochte.“ Als bei der Ankunft in M[illegible]
die Königin ihren Gemahl scharf anblickte, ohne zu den[illegible]
sie that, fragte dieser, da er die wahre Ursache ihrer Ver[illegible]
nicht ahnte, sie verdrießlich, ob sie beobachte, daß er s[illegible]
Haare habe. St. Réal ergeht sich hier in der Schilde[illegible]
hinreißenden Schönheit der Königin, wobei er sich auf B[illegible]
beruft.

Endlich bot sich Dom Karlos die lange vergebens gewünschte Gelegenheit, die Königin allein zu sprechen, als der Hof das Kloster Yuste in Estramadura besuchte, wo Karl V. bestattet ist. Hier führte er sie in einen kleinen Pomeranzenwald hinter dem Zimmer des Königs, um daselbst auszuruhen. Kaum waren sie dort angekommen, so eröffnete er sich ihr mit einer Freiheit des Geistes, die er sich selbst nicht zugetraut hatte. „Zuerst beschwor er sie, sich über dasjenige nicht zu beunruhigen, was er ihr zu sagen habe; sie möge glauben, daß er ihr nie eine andere Mühe machen werde, als ihn anzuhören. Dann bat er sie, sich der Zeit zu erinnern, in welcher sie für einander bestimmt gewesen, und zu bedenken, welchen Eindruck eine so reizende Hoffnung auf sein Herz habe üben müssen. ‚Majestät, Sie können leicht urtheilen‘, fuhr er fort, ‚daß Ihr Anblick diesen Eindruck nicht ausgelöscht hat, und ich fühle es wohl, daß er ihn nie auslöschen wird.‘ Anfangs konnte die Königin sich die Freude nicht versagen, einen Mann in so leidenschaftlichen Gefühlen für sie vor sich zu sehn, wie sie noch niemand ihr zu bezeugen gewagt hatte; aber als sie darauf über seine Worte nachdachte, so gaben diese, da sie deren Stärke fühlte, ihr eine so traurige Vorstellung von seinem Seelenzustande, daß sie ihn sehr bemitleidete. Sie gestand ihm, daß die Achtung, welche sie für ihn zu der Zeit gefaßt habe, wo sie zu seiner Gattin bestimmt gewesen, ihr nicht gestatte, sein Leiden ohne Schmerz anzusehn und ihm den Trost zu versagen, den sie ihm, ohne ihre Pflicht zu verletzen, zu geben vermöge. Der Prinz antwortete, nur sie zu sehen und zu sprechen verlange er. Aber die Königin erhob sich bei diesen Worten, vielleicht aus Furcht, mehr zu sagen, als sie selbst wollte, und wandte sich gegen den Prinzen von Parma und Ruy Gomez, die auf sie zukamen; dem

Dom Karlos sagte sie bloß, er würde weise sein und sie wahrhaft lieben, wenn er sie mehr fliehe als aufsuche. Dieser war außerordentlich zufrieden, daß er seine Leidenschaft ihr erklärt hatte, und sein Geist schien seitdem so frei, wie er vorher unruhig gewesen war. Die Königin bemerkte dies sogleich. Da die Liebe alle Gestalten, sogar die der Vernunft und Tugend, annimmt, um sich in ein Herz zu schleichen, so glaubte sie, Klugheit und Edelmuth verpflichteten sie, die Leidenschaft des Prinzen geheim zu halten. In diesem Gedanken konnte sie sich nicht enthalten, ihm zu verstehn zu geben, daß sie die Veränderung seiner Stimmung als Wirkung seiner Vorsicht betrachte. Dom Karlos nahm sich die Freiheit, das erstemal, als er sie allein nach der Rückkunft in Madrid sprach, sie daran zu erinnern, und er versicherte ihr mit ausnehmendem Vergnügen, keine Stimmung und kein Verhalten sei seiner Natur so zuwider, daß seine Leidenschaft es nicht leicht annehmen würde. Darauf machten sie sich alle vertrauten Geständnisse, welche sie sich machen konnten. Dom Karlos erzählte der Königin alles, was sich in seinem Herzen und Geiste begeben hatte, seit er zuerst von ihr gehört hatte. Sie gab ihm dagegen die ganze Geschichte ihrer Kindheit mit tausend Kleinigkeiten, welche ihre Aufmerksamkeit so angenehm beschäftigten, wie sie Gleichgültigen langweilig gewesen wären; nur als sie auf die Bestimmung ihrer Heirat zu sprechen kam, ließ sie sich nicht mit derselben Freiheit über ihre dadurch erregten Gefühle aus, mit welcher der Prinz die seinigen dargestellt hatte; aber die Gewalt, welche sie, um diese zu verheimlichen, sich sich anthat, sagte ihm mehr, als sie verschwieg. So angen verlebten diese vornehmen Personen die Zeit, welche sie zusam zubringen konnten.“

merklich milderte. Da aber zu fürchten stand, diese gewaltige Glut der Seele werde, wolle man sie ganz unterdrücken, zum Bösen sich wenden, so gab er ihr allen nöthigen Schwung, indem er sie auf den Ruhm hinwandte, dessen sämmtliche Schönheiten, kann man sagen, dieser weise Lehrer der Heftigkeit der Begierde seines Schülers preisgab." Nun hatte die Inquisition es durchgesetzt, daß man den verstorbenen Kaiser als Protestanten verdächtigte, seinen Hofprediger, seinen Beichtvater und den Erzbischof von Toledo, als seinen geistlichen Führer, der Ketzerei beschuldigte und sie nebst dem Testamente des Kaisers zum Scheiterhaufen verdammte. Philipp sah sich genöthigt, der Verbrennung des Hofpredigers und des Bildes des im Gefängnisse gestorbenen Beichtvaters beizuwohnen, um nur den Erzbischof von Toledo zu retten und die weitere Verfolgung des Testamentes seines Vaters zu hindern. Dom Karlos ward durch diese Milderung des Urtheils der Inquisition einigermaßen beruhigt, aber die Inquisitoren ruhten nicht, bis er nebst Dom Juan und dem Prinzen von Parma, die gleichfalls sich über die Verfolgung der Inquisition unwillig geäußert hatten, nach der Universität Alkala geschickt wurde. Egmont, der sich nach den Niederlanden zurückbegab, begleitete sie. Dom Karlos ließ sich auf dem Wege von ihm die Schlacht von Gravelingen erzählen und äußerte das höchste Verlangen nach ähnlichen Großthaten; sollten die Unruhen in Flandern zu einem Kriege führen, so wollte er sich selbst dorthin begeben, um die Kriegskunst an seiner Seite zu lernen.

Aber in Alkala erlitt Dom Karlos durch einen Sturz vom Pferde eine so gefährliche Verletzung am Kopfe, daß man an seiner Herstellung verzweifelte. Der Prinz schickte seinen Günst=

ling, den Marquis von Posa, zur Königin, um ihr sein letztes Lebewohl zu überbringen. Diese sandte ihm durch den Marquis einen Brief, der alles Zarte und Rührende aussprach, was Freundschaft und Verzweiflung einzugeben vermögen. Der Prinz wurde durch den Brief außerordentlich erfreut. Nach der Genesung ließ der König ihn nach Madrid zurückkommen. Bei der ersten Zusammenkunft mit ihm forderte die Königin ihren Brief zurück, aber Dom Karlos wollte sich von diesem Zeugen ihrer Zuneigung nicht trennen, der ihm lieber als sein Leben war. Die Schwangerschaft der Königin reizte seine Eifersucht so sehr, daß er ihr darüber die sonderbarsten und widersinnigsten Vorwürfe machte. Nach ihrer Niederkunft mit der Erzherzogin von Flandern wurde die Königin von den Blattern befallen, aus denen sie aber noch gesunder und schöner hervorging. Kaum hatte Dom Karlos Zeit, ihr darüber seine Freude zu bezeugen, als sie nach Bayonne abreiste, wohin sich der französische Hof zu ihrem Empfange begeben hatte. In ihrer Begleitung war der Herzog von Alba, der in Bayonne erfuhr, daß sie es gewesen sei, welche durch ihre Mittheilung seinen Plan vereitelt hatte, die Königin von Navarra und ihren Sohn, welche sich für die Hugenotten erklärt hatten, nach Spanien zu entführen und dem Arme der Inquisition zu überliefern (S. 7 f.). Da dem Herzog die Verbindung des Dom Karlos mit der Königin schon immer verdächtig gewesen war, so glaubte er, diese habe mit Vorwissen des Prinzen gehandelt, und er beschloß sich an beiden zu rächen. Dom Karlos, als er den schändlichen Anschlag auf die Königin und den Prinzen von Navarra nach der Rückkehr der Königin erfuhr, konnte sich nicht enthalten, in Gegenwart Dom Juans und der Prinzessin Eboli zu äußern, er werde einst diejenigen schrecklich

bestrafen, welche dem Könige so niederträchtige Rathschläge gäben. Da der Herzog von Alba als Urheber der Verschwörung bekannt war und der König nichts ohne den Rath des Ruy Gomez that, so konnte er nur diese beiden gemeint haben. Die Prinzessin Eboli hinterbrachte ihrem Gemahl des Dom Karlos Aeußerung, wonach dieser es an der Zeit hielt, dem Prinzen entschieden entgegenzutreten und sich zu diesem Zwecke mit dem Herzog von Alba, seinem Nebenbuhler in der Gunst des Königs, zu verbinden. Aber hierzu schien es ihnen unumgänglich nöthig, sich des Beistandes des Staatssekretärs Antonio Perez zu versichern, den sie dadurch gewannen, daß Ruy Gomez ihm den freiesten Zutritt zu seiner Gattin gestattete, in die er längst verliebt war, ohne daß er bisher irgend eine Gunst von ihr hatte erhalten können, was ihm denn dadurch gelang, daß er ihr die bisher geheim gehaltene Verbindung zwischen ihrem Gatten und dem Herzog von Alba verrieth. Perez war es, der es dem König hinterbrachte, wie die Königin den Anschlag auf die Königin von Navarra und deren Sohn verrathen, und welche Drohung Dom Karlos gegen die Urheber desselben ausgestoßen habe. Dadurch erregte er im Könige den ersten Verdacht gegen das Verhältniß seines Sohnes zu seiner Gemahlin. So beschloß er denn, ihren Umgang genau zu beobachten, nicht aus Eifersucht, sondern seines Ansehens wegen. Zu diesem Zwecke nahm er bedeutende Veränderungen in den wichtigsten Hofämtern vor, um ohne Aufsehen die erste Stelle im Hofhalte der Königin der Prinzessin Eboli zu übertragen, die wegen ihrer Verbindung mit Dom Karlos, dessen Drohung sie bereits verrathen hatte, und wegen des Ansehens ihres Gatten ihm zu seiner Absicht besonders geschickt dünkte. Die Königin erkannte sogleich die Ursache dieser neuen

Einrichtung. Vergebens suchte Dom Karlos ihr Mißtrauen gegen die Gräfin Eboli zu verscheuchen, und die Achtsamkeit dieser auf seine Verbindung mit der Königin überzeugte ihn bald selbst, wie gegründet der Verdacht gegen sie sei. Bei Gelegenheit des Besuchs des im Baue begriffenen Eskurial fand Dom Karlos Gelegenheit, die Königin allein zu sprechen, die seiner rührend leidenschaftlichen Bitte nicht widerstehn konnte, ihm ein sicheres Mittel anzugeben, wie er sie, wenn es ihr beiderseitiger Vortheil verlangen sollte, allein sprechen könne: aber alle von Dom Karlos vorgeschlagenen schienen der Königin zu gefährlich.

„So standen die Sachen, als der Marquis von Bergen und der Baron von Montigny, Abgeordnete von Flandern, am Hofe ankamen, die bei der Gefährlichkeit ihres Auftrags ihre Haupthoffnung auf das Gerücht von der Großmuth des Prinzen und von der natürlichen Güte der Königin gesetzt hatten. Man brauchte bloß unglücklich zu sein, um den Schutz dieser Fürstin zu erhalten, und nur tugendhaft, um die Freundschaft des Dom Karlos zu verdienen. Die Abgeordneten stellten ihnen den traurigen Zustand des Adels von Flandern seit dem schlimmen Dienste vor, den der Kardinal von Granvella als erster Minister der Statthalterin ihnen beim König erzeigt habe. Sie erhoben ihre Treue und Unschuld in den vergangenen Bewegungen; sie beschworen besonders den Prinzen, so viele wackere Diener des Königs und theure Gegenstände seiner Zärtlichkeit nicht den gewaltsamen und übereilten Rathschlägen zu überlassen, welche die Eifersucht auf ihre Tugend und der Neid auf ihren Ruhm dem Herzog von Alba einflößten; sie versicherten, der Ruf von seinem Muthe sei der einzige Trost in ihrem Unglücke. Dom Karlos, dessen natürliche Neigung zum Kriege bisher durch die Gewalt

seiner Liebe zurückgehalten worden war, schämte sich hierbei außerordentlich, daß er noch nichts für seinen Ruhm gethan habe. Auch trieben ihn Briefe des Grafen Egmont an, welche ihm die Abgeordneten übergaben. Der Graf forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten, sich, sobald der Krieg entbrannt sein werde, nach Flandern zu wenden. Den Zustand dieser Provinzen schilderte er in einer für Dom Karlos so günstigen Weise, daß der Prinz sich entschloß, sich die Statthalterschaft derselben geben zu lassen; bald hoffte er im Stande zu sein, alles zu unternehmen, was seine Macht und sein Ehrgeiz ihm riethen, habe er die Unruhen durch seine Gegenwart gestillt. Kaum aber hatte er diesen Entschluß gefaßt, als das Bild der Königin sich seiner Einbildung viel schöner und anziehender darstellte, als er es jemals gesehen hatte, und ihn zweifeln ließ, ob er je die Kraft haben werde, sie zu verlassen; doch als er ernstlich über seine Lage nachdachte, fand er, daß alles ihn in seinem ersten Gedanken bestärken müsse. Im Anfange ihrer Verbindung hatte die große Jugend der Fürstin es ihr unmöglich gemacht, die Achtung und das Mitleid, die sie für Dom Karlos hegte, ihm zu verbergen; als dann die Zeit sie klüger gemacht, hatte sie eingesehen, daß ihre Freundschaftsbezeugungen, wie unschuldig sie auch waren, seine Liebe nur nährten. Sie stellte ihm bei allen Gelegenheiten die Folgen dieser Leidenschaft und das Unglück vor, welchem diese sie aussetze. Wie eingenommen er auch von dieser war, so konnte er sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß sie recht habe, und so mußte er ihre täglich steigende Zurückhaltung billigen. In einer so schrecklichen Geistesaufregung glaubte er, um diese Fürstin von seiner unglücklichen Leidenschaft zu befreien, die sie mit Recht so sehr beunruhigte, sich zu einem

großmüthigen Entschlusse bestimmen zu müssen, und er schien sich nicht besser von dieser befreien zu können als durch lange Abwesenheit und wichtige Beschäftigungen. Anfangs glaubte er dies, aber in der Gegenwart der Königin änderte er bald seine Meinung, und da er bedachte, welch ein Vergnügen es sei, sie zu sehn, fühlte er, daß er sich nicht entschließen könne, sie nicht mehr zu sehn. In diesem Gedanken erzählte er der Königin, was sich zwischen ihm und den Abgeordneten begeben hatte, und welchen Plan er sich gebildet habe; er bat sie tausendmal um Verzeihung, daß er einen Augenblick gedacht habe, fern von ihr leben zu können. Aber die Königin, welche nur seine Leidenschaft heilen wollte, nahm ihm trotz seines Widerstandes das Versprechen ab, den Plan der Reise nach Flandern zur Ausführung zu bringen. Um ihn desto leichter dafür zu gewinnen, gab sie ihm zu bedenken, daß die Reise den Unwillen des Königs über ihre Verbindung verscheuchen müsse, er nach seiner Rückkehr weniger beobachtet, auch noch angesehener und freier durch den Ruhm sein werde, den er sich ohne Zweifel erwerbe, wonach sie dann mit viel weniger Beunruhigung zusammen leben könnten. Dom Karlos, durch diese Gründe, aber noch mehr durch seine blinde Ergebenheit in den Willen der Königin überredet, erklärte sich öffentlich zu Gunsten des niederländischen Adels, zum großen Aergerniß der Inquisitoren, die ihn fast für einen vollen Ketzer hielten; hatten sie ja die Geschichte mit dem Testamente Karls V. noch nicht vergessen. Dem Könige ließ er sagen, daß, wenn er ihm die Statthalterschaft der Provinzen übertrage, er mit seinem Kopfe für ihren Gehorsam stehen wolle.“

Der Herzog von Alba, der auf jene Statthalterschaft besondern Anspruch machte, wußte durch Ruy Gomez und Perez auf

den König zu wirken, so daß dieser die Sache ablehnte, indem er vorgab, das Gesuch zu bewilligen, doch er selbst wolle ihn in den Niederlanden einführen. Alles wurde scheinbar zur Reise vorbereitet, aber als diese eben vor sich gehn sollte, stellte sich der König krank. Der Königin und dem Dom Karlos entging es nicht, daß die vorgeschützte Krankheit nur eine List sei. Der Prinz konnte sich nicht enthalten, in Gegenwart der Königin und der Prinzessin Eboli über die Krankheit des Königs zu spotten, und in ein kleines Heft einen launigen Bericht über die großen und bewunderungswürdigen Reisen des Königs Dom Philipp zu schreiben. Dieses Heftes wußte sich die Prinzessin Eboli zu bemächtigen, ohne daß die Königin, welche großen Spaß daran gehabt hatte, und Dom Karlos es merkten.

Da der König an einem schweren Fieber erkrankt war, und Dom Karlos die Königin nur bei diesem sehn konnte, eine briefliche Verbindung aber sehr gefährlich schien, so schlug der Prinz ihr den Marquis von Posa als Vermittler ihrer Verbindung vor. „Dieser Günstling war einer der artigsten jungen Kavaliere, die als Edelknaben mit dem Prinzen erzogen worden waren. Obgleich er große Lebhaftigkeit besaß, war er doch eine der natürlich gebildeten Seelen, ebenso zur Stärke als zur Mäßigung befähigt. Dom Karlos, der ein treffendes Urtheil besaß, hatte in ihm sogleich einen unter jungen Leuten seltenen Geist erkannt. Der Marquis war nicht weniger entzückt von dem Eifer, den Dom Karlos für alles Gute und Edle zeigte, und so bildete sich unter ihnen eine Verbindung, wie sie sehr selten zwischen einem Prinzen und einem Höfling besteht, da sie immer auf gegenseitiger Bewunderung beruhte. Da es am Hofe keine gefährlichere Stelle gibt als die eines Günstlings des Thronfolgers,

so hatte der Marquis Dom Karlos gebeten, so wenig als möglich das Zutrauen, mit welchem er ihn beehren wolle, öffentlich zu zeigen. So kam es, daß, obgleich sie in innigster Verbindung lebten, man nichts weiter davon wußte, als daß der Prinz die Unterhaltung des Marquis weit angenehmer finde als die der andern, was jedermann that. Durch das Geheimniß ihrer Freundschaft war der Marquis um so geeigneter, der Königin und dem Dom Karlos bei dieser Gelegenheit zu dienen. Da man nicht wisse, daß er mit dem Prinzen so vertraut stehe, würden seine Unterredungen viel weniger Verdacht erregen. Weil aber der Königin bekannt war, wie leicht Dom Karlos zu täuschen sei, wollte sie erst selbst den Marquis von Posa prüfen, ehe sie sich ihm eröffnete. Durch den Vorwand, ihm einen Brief geben zu wollen, fand sie, als sie ihn das erstemal beim Könige traf, ein Mittel, sich insgeheim mit ihm zu besprechen. Ueber seine Weisheit war sie entzückt, wie er selbst über ihren Geist; niemals kam ihm seine natürliche Mäßigung mehr zu Statten. Bei der Art, wie die Fürstin sich ihm bei dieser Unterredung zu erkennen gab, unterstützt durch den Glanz ihrer Schönheit und die Reize ihrer Liebenswürdigkeit, würde jeder andere, der nicht so vollständig Herr über sich selbst gewesen wäre, sich in sie verliebt haben." Aber bald wurde ihr Umgang verrathen. Die Minister, welchen die Gunst des Marquis gefährlich schien, wußten es so einzurichten, daß der Umgang der Königin mit dem Marquis dem Könige bekannt werden mußte. Die Königin war damals wieder schwanger. Der König, von Eifersucht gequält, berechnete die Zeit der Schwangerschaft, und da er glaubte, diese stimme nicht, gab er dem Marquis ihre Verführung Schuld. Ein zufälliger Umstand bestärkte seinen Verdacht. Da beim Turnier

zur Feier der Genesung des Königs sich für die Königin allein kein Ritter erklärt hatte, beklagte sich diese darüber launig bei dem Marquis, der darauf scherzhaft äußerte, sie müsse sich deshalb bei der Natur beklagen, da sie, wäre sie so schön wie die übrigen Damen, auch einen Ritter gefunden haben würde. Sie erwiderte in derselben Weise, zur Strafe für seine Grobheit befehle sie ihm, ihr Ritter zu sein, damit er die Schande habe, der Häßlichsten zu dienen. Der dadurch bestätigte Verdacht des Königs stieg zur quälendsten Ueberzeugung, als der Marquis am andern Tage mit einem Schilde in die Schranken ritt, auf welchem die Sonne in dem höchsten Punkt des Himmels stand mit der Aufschrift: „Nichts kann mich sehn, ohne zu brennen!“ Im Turnier trug er den ersten Preis davon. Der König, der dies, obgleich der Marquis meist Sieger im Kampfe war, für eine Wirkung seiner Liebe hielt, gerieth darüber in solche Aufregung, daß er das Ende des Turniers nicht abwarten konnte. Sofort beschloß er den Tod des Marquis. Da Ruy Gomez ihn von dem Gedanken abbrachte, ihn öffentlich hinrichten zu lassen, ergab er sich darein, daß er in der Nacht, als er vom Hofe kam, auf der Straße ermordet wurde. Die Mörder stellten sich, als ob sie den Marquis mit einem andern verwechselt hätten. Die Königin und Dom Karlos erkannten bald, von welcher Seite die Ermordung ausgegangen sei, glaubten aber, der König habe nicht aus Eifersucht auf den Marquis, sondern weil dieser ihr beiderseitiger Vertrauter gewesen, ihn aus dem Wege räumen lassen.

Bald darauf fand Dom Karlos bei Tisch unter seinem Teller eine Mahnung, sich aus seiner verzweifelten Lage durch einen außerordentlichen Entschluß zu retten, und nicht durch eine

Geduld, die nicht Tugend, sondern Verbrechen, Schwäche und Feigheit der Seele sei, sich den Feinden, die er zu gering schätze, preiszugeben. „Aber der Prinz glaubte auch diesmal einen mildern Weg einschlagen zu müssen. Er wiederholte die Bitte, welche er früher gestellt hatte, ihn nach Flandern zu schicken, wo die Lage der Dinge ein schnelles und wirksames Mittel mehr als je forderte. Er that dies in Ausdrücken, welche zu verstehn gaben, daß er darauf bestehe und man es ihm nicht verweigern dürfe, da er es für gut hielt, sich auf diese entschiedene Weise zu erklären: denn sei er entdeckt, so habe er nichts zu scheuen; andernfalls könne es geschehn, daß der König aus Eifersucht und aus Schrecken über diesen gebieterischen Ton ihm alles bewillige, um ihn nur zu entfernen. Dieser unglückliche Vater, dessen Geist leichter die Folgen seiner Grausamkeit erkannte, wenn er sie befriedigt hatte, war wieder in seine natürliche Aengstlichkeit zurückgefallen. Er sah, daß er ein Heer nach Flandern schicken müsse, und er fürchtete das im Prinzen noch frische Rachegefühl wegen des Todes seines Freundes zu reizen, wenn er ihm den Oberbefehl über das Heer abschlage, den er mit solcher Heftigkeit fordere." Da Ruy Gomez kein Mittel sah, den König von seinem festen Entschlusse abzubringen, erinnerte er sich des im Besitze seiner Gattin befindlichen Heftes, in welchem Dom Karlos über die Reisen des Königs seinen Spott ergossen hatte. Der König wurde durch dieses Heft tief verletzt. Da Ruy Gomez ihm zugleich berichtete, die Königin habe über diese Späße sehr gelacht, so entbrannte sein Verdacht wegen des Verhältnisses seines Sohnes zur Königin heftiger als je; da er sich aber auch des Marquis erinnerte, zweifelte er, wen von beiden er für de[illegible] Liebhaber halten solle. Doch wie es sich auch d[illegible]

möge, gefährlich schien es ihm, diesem Sohne, der sich jetzt schon über seine Unthätigkeit so lustig mache, eine solche Gelegenheit zur Befriedigung seines Ehrgeizes zu geben. Deshalb erwiderte er auf sein Gesuch: bei den schrecklichen Unruhen in Flandern dürfe er nicht sein Leben solchen Gefahren aussetzen; den Herzog von Alba wolle er in kurzer Zeit mit einem großen Heere dahin schicken, und sobald dieses Heer seine Macht dort gesichert habe, solle es Karlos frei stehn zu thun, was er wolle. Da der Prinz aus dieser abschlägigen Antwort erkannte, seine Sache sei verloren, so gab er den Bitten der aufständischen Niederländer nach; diese hatten ihn schon lange durch den Grafen von Egmont und ihre Abgeordneten aufgefordert, sich an ihre Spitze zu stellen, da sie, räume er ihnen einige billige Bedingungen ein, ihm treuer sein würden als die Katholiken dem Könige. „Dom Karlos zweifelte nicht, daß, wenn er einmal Herr über die Aufständischen sei, der König ihm den Rest von Flandern abtreten werde, wäre es auch nur, um ihn zu hindern, sich mit Gewalt desselben zu bemächtigen, was sehr leicht sein würde. Der Marquis von Bergen und der Baron von Montigny hatten über diesen Plan mehrere Unterredungen mit ihm, und sie trafen so gute und zweckmäßige Maßregeln, daß sie unmöglich fehlgehn konnten, wenn nur der Prinz seine Freiheit zu handeln sich erhielt, worauf sie hauptsächlich drangen. Hätte er auf sie gehört, so wäre er sogleich abgereist; aber Dom Karlos hielt es für leichtsinnig, sich zu erklären, ehe er die nöthigen brieflichen Verbindungen angeknüpft hatte. Unterdessen wollte er so wirksame Maßregeln für die Sicherheit seiner Person treffen, daß er sie verbürgen könne. Außer einem Kasten Feuergewehre, die er zwischen sein Bett und die Wand stellte, ließ er sich kleine Pistolen von neuer Erfindung machen, die er

immer bei sich trug, ohne daß man sie bemerken konnte; um zu verhüten, daß man ihn im Schlafe überfalle, gab er einem berühmten französischen Künstler, der im Eskurial beschäftigt war, den Auftrag, ihm ein Schloß für sein Schlafzimmer zu machen, das man nur von innen öffnen könne. Jede Nacht legte er unter sein Kopfkissen zwei Degen und zwei Pistolen.“

Den König, der für seine Gesundheit sehr besorgt war, wußte man dadurch von der Königin fern zu halten, daß man ihm durch Vermittelung der Prinzessin Eboli beibrachte, diese leide an einem schweren Uebel, das sich leicht fange, wodurch sie ihm zum Abscheu wurde. Erst als dies gelungen war, reiste der Herzog von Alba ab. Er beurlaubte sich von Dom Karlos in Ausdrücken, die ganz der Antwort entsprachen, welche der König dem Prinzen auf sein letztes Gespräch ertheilt hatte. Dom Karlos aber nahm ihn sehr übel auf, um nicht durch auffällige Ruhe über das, was ihn so sehr verletzen mußte, sein Vorhaben zu verrathen, dessen Ausführung ihm immer sicherer schien, da auch sogar die Hülfe einer türkischen Flotte in Aussicht stand. Der Prinz von Oranien und der Admiral von Chatillon drängten den Prinzen zur möglichsten Beschleunigung seiner Abreise. Ein Streit, in welchen Dom Karlos mit Dom Juan gerieth, wurde nur scheinbar ausgeglichen, da letzterer auf Rache sann. Dom Karlos hatte schon früher diesem im allgemeinen etwas von seinem Vorhaben verrathen; derselbe beobachtete jetzt alle seine Schritte, und er entdeckte, daß er sich mit Waffen versehen hab[illegible] Sogleich verrieth er dies dem Könige, der hiernach Verda[illegible] schöpfte, Dom Karlos wolle entfliehen oder beabsichtige ein Angriff auf ihn selbst. Da theilte ihm der Oberpostdirekt[illegible] (Général de Postes) Dom Raimund de Taxis mit, ein fra[illegible]

zösischer Diener der Königin habe sehr geheim drei Pferde verlangt, die beim Anbruch der Nacht zur Abreise bereit stehn sollten. Diese Kunde hob des Königs Zweifel, stürzte ihn aber zugleich in den größern, ob er den Prinzen bloß beobachten lasse, daß er nicht entwischen könne, oder ihn sofort gefangen nehmen lasse. Da aber Perez ihm zu derselben Zeit die eben empfangene Nachricht vom Aufstande der Mauren brachte, so wurde der König durch das Zusammentreffen so vieler schlimmen Ereignisse derart in Schrecken gesetzt, daß er den Entschluß faßte, sich der Person seines Sohnes zu versichern. Die Abreise des Prinzen war wirklich auf die Nacht festgesetzt worden. Wenige Tage vorher hatte er aus Flandern Nachrichten erhalten, die keinen weitern Aufschub gestatteten. Die Grafen von Egmont und von Horn, welche im Vertrauen auf die Unschuld ihrer Absichten in ihrem bisherigen Verhalten und auf den Werth ihrer Dienste sich in die Hände des Herzogs von Alba geliefert, waren von diesem gefangen genommen und enthauptet worden. Eine so offenbare Treulosigkeit hatte die Aufständischen in höchste Verzweiflung gesetzt, und da ihre Häupter sahen, daß nur noch in den Waffen Rettung zu suchen sei, konnten sie bei der Mittheilung dieser Nachrichten dem Dom Karlos leicht darthun, daß in kurzem seine Hülfe zu spät kommen werde.

Sofort schrieb er an Garcia Alvarez Osorio, der ihn auf der Flucht begleiten sollte, er möge sich gleich bei ihm einstellen. Er hatte ihn nach Sevilla geschickt, um dort eine ansehnliche Summe in Empfang zu nehmen; aber da er zu den nöthigen Schritten keine Zeit hatte, brachte er nur 150,000 Thaler mit.

Als Dom Karlos Abends sich von der Königin entfernte, begleitete ihn Ruy Gomez, um ihm von Seiten des Königs die

aus Granada gekommene Nachricht mitzutheilen. Dieser Minister hielt ihn so lange auf, daß der Prinz, weil er in der Nacht nicht mehr so weit, wie er wünschte, auf der Flucht kommen könne, diese auf den folgenden Tag verschob. Ruy Gomez zog sich zurück, als er sah, daß Dom Karlos sich zu Bette legen wollte. „Da er von der Aenderung seines Entschlusses nichts wußte, stellte er treue und entschlossene Leute an alle Zugänge des prinzlichen Gemaches. Zur Rechtfertigung des Königs war es nöthig, daß der Prinz bei dem Versuche der Flucht ergriffen werde. Doch als man zwei bis drei Stunden auf sein Herauskommen gewartet hatte, beschloß der König weiter vorzugehn, da man nicht alles einer Form wegen aufs Spiel setzen dürfe.“ Obgleich man die Schlußkraft des Schlosses während der Anwesenheit des Dom Karlos bei der Königin geschwächt hatte, konnte man die Thüre nicht ohne Geräusch öffnen. „Der Graf von Lerma, den der König zuerst eintreten ließ, fand den Prinzen in so tiefem Schlafe, daß er, ohne ihn zu wecken, die Degen und Pistolen unter dem Kopfkissen wegnehmen konnte. Darauf setzte sich der Graf auf einen Koffer zwischen dem Bette und der Wand, in welchem Dom Juan die Feuerwaffen vermuthete. Endlich trat der König, der aus des Grafen Stillschweigen schloß, alles Nöthige sei geschehen, selbst in das Gemach; vorangingen ihm Ruy Gomez, der Großkomthur Herzog von Feria und Don Diego von Cordova, alle mit Degen und Pistolen. Sobald der Prinz, den Ruy Gomez mit Mühe aufger[illegible]
öffnete, rief er: „Ich bin verloren!“ D[illegible]
geschehe zu seinem Besten. Als aber T[illegible]
sich einer Chatulle mit Papieren, die u[illegible]
bemächtigte, gerieth er in eine so rasend[illegible]

sich ganz nackt, wie er war, in die starke Feuerglut warf, welche seine Leute wegen der großen Kälte im Kamine angezündet hatten. Mit Gewalt mußte man ihn herausziehen, er aber schien untröstlich darüber, daß er sich darin nicht habe ersticken können. Sofort änderte man die ganze Einrichtung des Zimmers; statt der vielen kostbaren Möbel gab man dem Prinzen eine schlechte Matratze, die man auf die Erde legte. Keiner seiner Diener erschien mehr vor ihm, immer behielt man ihn im Auge. Er mußte ein Trauerkleid anziehen, und wurde nur von eben so gekleideten, ihm unbekannten Leuten bedient. Dieser unglückliche Erbe so vieler Kronen sah nichts um sich, als was ihm das schreckliche Bild des Todes vor Augen stellte. Indessen lernte der König aus den in Beschlag genommenen Papieren die Pläne und die Einverständnisse des Prinzen kennen. Er erschrak über die Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, aber noch stärker fühlte er sich angegriffen, als er unter mehrern Briefen von der Hand der Königin einen fand, der ihm der heftigste und verliebteste von der Welt schien. Es war derjenige, den der Marquis von Posa mit nach Alkala genommen, und den Dom Karlos nie hatte zurückgeben wollen. Da die Königin diesen Brief in der ersten Aufregung des Schmerzes wegen seines tödtlichen Zufalls schrieb. so hatte sie fest geglaubt, aus allem, was sie einem hoffnungslos Darniederliegenden sage, werde man keinen Schluß gegen sie ziehen, da sie nur dadurch bewirken könne, daß er sich zufrieden stelle. Deshalb hatte sie sich ihrer ganzen Zärtlichkeit hingegeben und die theuersten und geheimsten Gefühle ihres Herzens mit aller Stärke ausgesprochen, welche eine so traurige Gelegenheit einflößen kann, jedoch ohne alle Heftigkeit, welche ihrer Ehre nachtheilig sein oder nur ihre Pflicht verletzen konnte.

Aber der König zog daraus ganz andere Folgerungen. Seine Wuth war anfangs von einem so lebhaften Schmerze begleitet, daß sie ihm das Leben gekostet haben würde, hätte nicht der bei solchen Gelegenheiten so natürliche Rachetrieb es erhalten. Der angenehme Gedanke, daß er die, welche ihn so schrecklich beleidigt, beide in seiner Hand habe, ließ an die Stelle der Wuth bald eine barbarische Freude treten, die seine nagende Verzweiflung in eine fürchterliche Ruhe verwandelte. Noch an demselben Tage wurde Montigny verhaftet, um kurze Zeit darauf enthauptet zu werden. Dem Marquis von Bergen gestattete man, aus Rücksicht auf seinen alten Freund Ruy Gomez, sich selbst zu vergiften. Die Verbindung dieser beiden Herren mit Dom Karlos lag offenkundig vor. Sie waren, wie dieser, erklärte Feinde des Großinquisitors Kardinal Spinosa (Espinosa), und das war in Spanien Grund genug zum Verdachte wegen der Religion. Diese beschuldigten den Prälaten, er sei der Urheber aller gewaltthätigen Beschlüsse des Königs gegen ihr Vaterland. Der Kardinal klagte sie dagegen an, sie hätten durch einen Paß von der Hand des Dom Karlos mehrere Ballen Katechismen von Calvin aus Frankreich eingeschmuggelt. Auch waren die heftigen Aeußerungen des Prinzen gegen die Inquisition in Betreff des Testaments Karls V. noch nicht vergessen. Alles dieses zusammen ließ das Volk glauben, der unschuldige Prinz sei den neuen Meinungen zugethan, von denen er gar nicht
hören. Der König sah wohl ein, nur die Reli
so auffallende Handlung wie die seinige erträgl
er zweifelte nicht, daß er bei der günstigen Stin
Beweisen, welche er von den Einverständnissen
habe, ihn, wenn er wolle, ungestraft seiner R

stand, wie Dom Karlos, im Anfange des vierundzwanzigsten Jahres und in der vollen Blüthe der Schönheit."

Wir hören weiter, daß das Schicksal den Tod der beiden Unglücklichen an den Schuldigen gerochen habe. Der König entbrannte in Liebe zur Prinzessin von Eboli. Ihr Gemahl wollte sich der Treulosen, die so mächtigen Einfluß auf den König übte, entledigen, aber sie kam ihm zuvor und räumte ihn aus dem Wege. Sie selbst verdächtigte Dom Juan beim Könige, so daß dieser sofort durch ein paar ihm geschickte vergiftete Halbstiefel ihm den Tod bereitete. Als er darauf erfuhr, die Prinzessin habe ihn mit falschen Briefen zur Vergiftung Dom Juans getrieben, faßte er solchen Abscheu gegen diese, daß er sie nebst dem Staatssekretär Perez, der die Briefe anerkannt hatte, ins Gefängnis werfen ließ, wo sie ihr Leben endigen sollte. Perez entkam und schweifte dann an allen europäischen Höfen umher. Philipp selbst starb viel später an einem bösartigen Geschwür.

Um die geschichtliche Wahrheit dieser ränkevollen Liebesgeschichte des unglücklichen Prinzen war Schiller ganz unbekümmert, obgleich er die Ansicht hegte, die französischen Schriftsteller hätten diese traurige Hofgeschichte richtiger dargestellt als die aus Bewunderung Philipps II. parteiischen Spanier. Daß aber gerade die Darstellung der letztern richtiger war, ist heute unzweifelhaft. In den Hauptpunkten hatte schon der Jesuit Famian Strada in seinen meisterhaft geschriebenen Büchern de bello Belgico den Verlauf wahr geschildert und die tollen Märchen zurückgewiesen. Auch Antonio de Erarra und der ihm meist folgende de Thou (Thuanus) gaben sie im ganzen richtig. Schiller selbst erkannte dies später, da er in der Geschichte des Abfalls der Niederlande des Dom Karlos gar nicht gedenkt. In der neuesten

Zeit ist die Geschichte des Sohnes Philipps II. aus urkundlichen Quellen so weit ins Licht gesetzt worden, als es das Geheimniß, in welches die Gefangenschaft des Prinzen absichtlich gehüllt wurde, gestattet. Um ihre Aufhellung hat sich zunächst Llorente im dritten Bande seiner Histoire critique de l'inquisition de l'Espagne (1815—1817) verdient gemacht. Dann trat 1829 Ranke mit seiner mustergültigen Abhandlung Zur Geschichte des Dom Karlos in den wiener Jahrbüchern auf, dessen Mittheilungen Raumer im ersten Bande seiner Briefe aus Paris (1831) ergänzte. Prescotts History of Philipp II. gab eine höchst geschickte Darstellung, die auf gründlicher Quellenuntersuchung fußte. Dagegen fiel de Castro in seiner Historia de los protestantes Españoles y de su persecucion por Felipe II. (1863) in den Irrthum, man habe das Andenken des Don Karlos verleumdet, weil er ein Protestant gewesen; auch seien alle seine Verfolgungen daraus allein entsprungen. In demselben Jahre 1863 erhielt die Geschichte des unglücklichen Prinzen höchst bedeutende Förderung durch Mouys Don Carlos et Philippe und Gachards Don Carlos et Philipp II. (deutsch von Warnkönig), und ein Jahr später hat Maurenbrecher die Ergebnisse der neuern Forschung in dem Aufsatze „Don Karlos“ in von Sybels historischer Zeitschrift (XI, 277—315) gezogen, die auch heute noch wesentlich feststehen. Ein Liebesverständniß zwischen Don Karlos und seiner Stiefmutter hat nicht stattgefunden. Als diese ihn zuerst sah, wurde sie von mitleidiger Theilnahme für den fünfzehnjährigen Prinzen erfüllt, der ihr klein, häßlich und kränklich, mit einer zu hohen Schulter, einem Höcker auf dem Rücken und einem zu kurzen Fuße, mit schwacher, etwas stammelnder Stimme entgegentrat und durch sein heftiges und eigen=

sinniges Benehmen, seine widerliche Unmäßigkeit im Essen und Trinken am wenigsten ihre Neigung gewinnen konnte. Von frühester Jugend an hatte sein wildes Ungestüm und sein Widerwille gegen alles Lernen dem Vater bittere Sorgen bereitet, ebenso die Lässigkeit in seinen religiösen Ueberzeugungen, so daß er fürchtete, er werde nicht im Stande sein, die ihm zufallenden Reiche mit entschiedener Kraft und fester Bewahrung der überkommenen Lehre zu regieren, in welcher er den unverrückbaren Grundstein seiner Herrschaft erkannte. Bei einem Liebesabenteuer hatte er das Unglück, von einer Treppe herabzustürzen und sich am Kopfe zu verletzen, woran er lange litt. Ob er dabei eine Gehirnerschütterung erlitten, bleibt unentschieden, aber fest steht, daß er von da an ein wüstes und wildes Leben führte und keine edlen Neigungen zeigte. Trotz der schwachen Hoffnung, welche der Prinz gab, wurde ihm 1560 gehuldigt: vier Jahre später erhielt er einen vollständigen Hofhalt, wurde auch zu den Sitzungen des Staatsrathes gezogen. Lebhaft beschäftigte man sich damit, welche Prinzessin man ihm zur Gattin geben sollte. Endlich entschied man sich für die Tochter des römischen Königs Maximilian, die Vollziehung der Ehe wurde aber davon abhängig gemacht, ob der Prinz sich bessere und zu seiner Stellung sich brauchbar erweise. Leider schwand diese Hoffnung immer mehr, da der Prinz nicht allein alle Handlungen des Königs tadelte und bespottete, sondern auch die hochgestelltesten Staatsbeamten gewaltsam angriff. Trotz allem übertrug ihm Philipp im Anfange des Jahres 1567 den Vorsitz im Staatsrathe, da er der Hoffnung nicht entsagen mochte, eine so bedeutungsvolle Thätigkeit werde Karlos heben, seine Unzufriedenheit und seine ungeordneten Leidenschaften besänftigen. Dieser aber ward ungeduldig, daß

man seine Ehe mit der deutschen Prinzessin hinhalte, und ihm nicht genug Freiheit zur thätigen Uebung seiner Kräfte gebe. Philipp hegte die schwersten Bedenken, ob er je sich zur Herrschaft, ja zu einem geordneten Leben fähig zeige; am meisten bezweifelte er, daß er ein Hort der katholischen Kirche werde, deren mächtiger, die Ketzer mit starker Hand abwehrender Schutz die Pflicht des Herrschers von Spanien sei. Der lebhafte Antheil, den Karlos an den niederländischen Händeln nahm, mußte Philipp stutzig machen, doch versprach er, ihn auf der beabsichtigten Reise nach den Niederlanden mitzunehmen. Freilich ist der urkundliche Beweis, daß Karlos sich mit den aufständischen Niederländern eingelassen habe, wohl noch nicht erbracht, aber das Zeugniß des gleichzeitigen Geschichtschreibers Luis Cabrera, seine Verhandlungen mit Montigny und Bergen seien zum Abschluß gelangt, ist nicht gering anzuschlagen. Als bei dem 1566 ausgebrochenen Bildersturm der König den Herzog von Alba mit einem Heere nach den Niederlanden zu schicken beschloß, wurde Karlos zu verletzendem Widerspruch gereizt; es kam zu einer heftigen Szene. In der Versammlung der Cortes, welche den Wunsch ausgesprochen, der König möge den Prinzen im Lande behalten, drang er schimpfend und drohend ein. Da der Prinz noch immer sich ungestüm und wild zeigte, beschloß Philipp, seine Heirat wieder aufzuschieben; erst im Frühling 1568 sollte die Verbindung bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Maximilian in nähere Berathung gezogen werden. Karlos, durch des Vaters Zaudern und Hinhalten in Wuth gesetzt, beschloß zu entfliehen, wozu er sich die nöthigen Geldmittel verschaffte. Aber sein Oheim, Johann von Oesterreich, dem er am 23. Dezember 1567 seinen Plan mittheilte, verrieth ihn am andern Tage dem

Könige, der nach reiflicher Erwägung die Gefangennahme des Prinzen für unumgänglich nöthig hielt. Des Oheims Zaudern hielt Karlos zurück; als er am 17. Januar 1568 diesen, der auf seinen Plan nicht eingehn wollte, thätlich bedrohte, schien dem Könige die Zeit zum Handeln gekommen. In der Nacht des 18. um 11 Uhr begab sich Philipp in Begleitung weniger Bewaffneten in die Gemächer des Prinzen, verhaftete ihn, nahm alle seine Papiere in Beschlag, und kündigte ihm den engsten Gewahrsam an. Von dem, was weiter bis zu seinem Tode geschah, wissen wir nur das Wenige, was Philipp bekannt werden ließ. Feststeht, daß, wenn Don Karlos, auch das Zimmer nicht verlassen durfte, doch Philipp für seine anständige Verpflegung, selbst für zerstreuende Gesellschaft sorgte. Die oberste Aufsicht führte Ruy Gomez; zu seiner Bewachung, Bedienung und Gesellschaft gehörten noch fünf Personen außer dem ihm freundlich zugethanen Grafen von Lerma. Philipp ließ sich von einigen seiner Staatsräthe, deren Vorsitz der Kardinal Espinosa, nicht als Großinquisitor, sondern als Präsident führte, ein Gutachten ausstellen; ein Urtheilsspruch ist nie gefällt worden, am allerwenigsten, wie man so lange behauptet hat, von der Inquisition, die gar nichts mit der Sache zu schaffen hatte. Philipp wollte sich nur versichern, daß er das Recht, ja die Pflicht habe, seinen Sohn, da er zur Regierung ganz unfähig war, gefangen zu halten, um seine dem Reiche gefährliche Flucht zu vermeiden. Die Gerüchte von seiner Vergiftung beruhen nur auf einer bei dem Geheimniß seiner Gefangenschaft nahe liegenden Vermuthung. In den Berichten der fremden Gesandten an ihre Höfe heißt es, Don Karlos habe anfangs getobt und den Hungertod erleiden, dann aber sich durch arge Unmäßigkeit im Essen und Trinken

und durch Gewaltthat das Leben nehmen wollen. Gegen Ostern sei er ruhiger geworden und habe nach reuiger Beichte das Abendmahl empfangen; im Sommer sei er erkrankt und am Morgen des 24. Juli, mit der ganzen Welt versöhnt, im Schoße der katholischen Kirche gestorben.

II. Entstehung und Aufnahme.

Schon in Meiningen entwarf Schiller den Plan seines Dramas. Hoffmeister verkennt denselben völlig, wenn er ihn ein theoretisches Gerippe nennt, das den schon damals im Dichter hervortretenden Hang zur Spekulation bekunde, und meint, dessen Verwandlang in ein lebensvolles Bild würde unendlich schwer gefallen sein; denn der erhaltene Entwurf gibt nur den Fortschritt der Handlung in den einzelnen Aufzügen und die Motive, aus denen diese sich entwickelt, ohne ein Szenarium zu liefern, das erst aus der Motivirung des Ganzen hervorgehn sollte, wenn auch schon hier einzelne Szenen dem Dichter vorschwebten. Ja selbst die Aufzüge sind noch nicht als solche, sondern als Schritte der Handlung bezeichnet. Der erste Schritt ist die Schürzung des Knotens, welche in der hervortretenden Liebe des Prinzen zur Königin, deren Hindernissen und Gefahren sich zeigt; es ist die vollendete Exposition eines Dramas, dessen Gegenstand die unglücklich endende Liebe des Prinzen zu seiner Mutter bildet. Zuerst sollte die Liebe des Prinzen zur Königin „gezeigt" werden. Die beiden ersten Punkte, „1) seine Aufmerksamkeit auf die Königin und seine Lage in ihrer Gegenwart, 2) seine ungewöhnliche Melancholie und Zerstreuung", konnten nur von

andern erwähnt werden, weisen also auf Gespräche über ihn von Seiten seiner Feinde, dagegen deuten die drei andern auf Szenen des Prinzen selbst. „Der Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt", kann schon dem Ausdrucke nach nur ins Stück selbst fallen. Wir haben uns also eine Szene zu denken, in welcher diese, welche sich schon längst dem Prinzen genähert hat, nach Aufgebung der Hoffnung, den König zu gewinnen, einen entschiedenen Schritt thut, aber abgewiesen wird. Ausdrücklich wird seine „Szene mit dem Marquis de Posa" angeführt. Der Prinz verräth diesem sein Herz. Wie der Dichter die Einleitung des Gesprächs sich gedacht, ob der Marquis schon damals eben von einer Reise zurückkehren sollte, ist nicht zu bestimmen. Endlich werden auch „seine einsamen Gespräche mit sich selbst" erwähnt. Daraus, daß diese erst am Schlusse genannt werden, folgt nicht, daß sie erst nach der Szene mit Posa fallen sollten, vielmehr fanden sie ihre Stelle wohl vor dem Auftritt mit der Eboli. Der zweite Theil des ersten Schrittes wird durch die Worte angedeutet: „Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können." Dies sollen sechs Punkte lehren, von denen die letzte Nummer nicht ausgefüllt ist. Zunächst tritt hier „Karlos' heftige Leidenschaft und Verwegenheit" auf, die schon in seinen eigenen Reden sich ausspricht, aber auch von Posa und den Gegnern des Prinzen hervorgehoben werden konnte. „2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht." Auf diese mußte Posa warnend hinweisen. Man könnte auch die drei andern Punkte: „3. Interesse der Grandes*),

*) Diese spanische Form hat Schiller schon hier; erst später führte er im Karlos dafür Granden ein; noch in der ersten Bearbeitung stand Grandes.

die ihn fürchten und hassen, mit guter Art an ihn zu kommen. 4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli. 5. Aufbauschung des müßigen Hofes", als von Posa hervorgehoben sich denken, doch mußte der Dichter schon im ersten Aufzuge die Feinde des Prinzen sich aussprechen und sich mit der Eboli verbinden lassen. Freilich gewinnt durch die hiernach nothwendigen Szenen der erste Aufzug, wenn derselbe dem ersten Schritt entsprechen sollte, eine große Ausdehnung, aber dies kümmerte den Dichter vorab nicht. Die Königin selbst konnte hiernach erst im zweiten Aufzuge erscheinen, worin „der Knoten verwickelter" wird. Wie beim ersten Schritt, so zerfallen die Motive auch beim zweiten in zwei Theile, die ganz denen des ersten entsprechen; der eine geht auf das Zunehmen der Liebe, der andere auf das Wachsen der Hindernisse und Gefahren. Die Liebe wird nicht allein durch die ihr entgegenstehenden Hindernisse leidenschaftlicher, sondern auch durch die Gegenliebe der Königin. Diese soll „sich äußern, sich motiviren: a) Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt. (α) Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung. β) Zwang ihres Standes.) b) Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. (Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.) c) Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen. (Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Antheil. Verwirrung.) d) Einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt. e) Einigen Funken von Eifersucht über Karlos' Vertrauen zu der Prinzessin von Eboli. f) Einigen Aeußerungen in geheim. g) Einem Gespräch mit dem Marquis. h) Einer Szene mit Karlos." Hieraus ergeben sich bereits wenigstens vier Szenen, ein Selbstgespräch der Königin und drei Auftritte derselben mit Dom Juan,

dessen Liebe der Dichter also aus St. Réal aufnehmen wollte, mit Posa und Karlos. Daß „die Hindernisse und Gefahren wachsen", sollte man aus fünf Punkten erfahren. Die drei ersten: „1) Aus dem Ehrgeiz, der Rachsucht des verschmähten Dom Juan. 2) Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzessin Eboli macht. 3) Aus ihrem Einverständniß mit jenem", führen auf eine Verbindung beider gegen den Prinzen, wobei der Dichter sich wohl noch nicht entschieden hatte, ob er die Eboli zu Dom Juan oder diesen zu jener treten lassen sollte. Auf eine Szene der mächtigen Feinde des Prinzen, die sich gegen ihn verbinden, deutet: „4) Aus der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Komplott derselben", wie auf ihr Durchdringen beim Könige: „5) Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn und Bestellung der Spionen." So sind also der Prinz und die Königin von einem Netz des Verrathes umgeben. Die beiden Eifersüchtigen, Dom Juan und die Eboli auf der einen, die Grandes auf der andern Seite, vielleicht schon mit einander verbunden, stehen Karlos gegenüber; der König selbst ist auf den Prinzen erbittert, er fürchtet dessen Verrath. Unter den Grandes dachte sich der Dichter wohl Alba, Ruy Gomez und Perez, noch nicht den Beichtvater des Königs, den er bei St. Réal nicht fand. Der dritte Schritt bringt eine „anscheinende Auflösung, die alle Knoten noch mehr verwickelt". Zuerst wird der Ausbruch der Gefahren bis zu dem Entschlusse des Königs, sich des Prinzen zu bemächtigen, motivirt. „1) Der König bekömmt einen Wink, und geräth in die heftigste Eifersucht." Dies kann nur durch eine Mittheilung von Seiten der Eboli bewirkt werden. „2) Dom Karlos erbittert den König noch mehr. 3) Die Königin scheint den Verdacht zu

rechtfertigen.“ Dachte der Dichter hier an ein Zusammentreffen des Prinzen und der Königin mit dem Könige, oder sollte der Prinz, als der König ihm die Statthalterschaft von Flandern abschlägt, durch ein scharfes Wort den König verletzen, die Königin erbittern, daß sie sich des Prinzen annimmt? „4) Alles vereinigt sich, den Prinzen und die Königin strafbar zu machen. 5) Der König beschließt seines Sohnes Verderben.“ Die Einwirkung aller Gegner des Prinzen auf den König sollte hier eintreten. Auch daß „der Prinz allen Gefahren zu entrinnen scheint“, wird durch 5 Punkte bezeichnet. „1) Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an, über seine Liebe zu siegen. 2) Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich und verwirrt den Knoten aufs neue.“ Posa sollte es wohl sein, der den Prinzen an die Noth der Niederländer erinnert und ihn für deren Befreiung begeistert, aber zugleich, da er von der Eifersucht des Königs auf den Prinzen vernimmt, den Verdacht von diesem auf sich selbst zu leiten weiß. Es war dies ein sehr glücklicher Gedanke, der des Dichters Eigenthum ist, aber die Ausführung schwebte ihm wohl noch nicht klar vor. Wenn es weiter heißt: „3) Der Prinz und die Königin überwinden sich“, so scheint dies auf eine Unterredung zwischen beiden zu deuten, worin der Prinz seiner Liebe entsagt, indem er sich ganz Flandern weiht. Glücklich war die weitere Erfindung des Dichters, daß ein Streit zwischen Dom Juan und der Eboli, der einen Gegensatz zur Ueberwindung des Prinzen und der Königin bildet, zur Ableitung des Verdachtes eintritt. Denn wir lesen weiter: „4) Prinzessin und Juan spalten sich. Der König setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.“ Wahrscheinlich sollte Dom Juan beim Könige die Eboli verdächtigen, und da Posa des Königs Eifersucht auf

sich zu lenken gewußt hat, dieser Verdacht schöpfen, Alba habe aus Eigennutz die Eboli gegen den Prinzen aufgeregt und ein böses Spiel angezettelt. Die weitere Entwicklung ist im Entwurf kürzer, aber deutlich genug bezeichnet. Den vierten Schritt bezeichnen die Worte: „Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr.“ Der König beschließt jetzt noch entschiedener als früher dessen Verderben. Er hat nämlich die sichere Kunde von der beabsichtigten Flucht des Prinzen nach den Niederlanden erhalten, wahrscheinlich durch Dom Juan und den Oberpostdirektor. „A) Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes. B) Diese erweckt die Eifersucht wieder. C) Beide [die Entdeckung der Rebellion und die Eifersucht], zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen.“ Schiller läßt durch diese Entdeckung die Eifersucht des Königs wieder erwachen, wie es nach St. Réal der Fall war, als Philipp den Spott des Prinzen über seine Reisen erfuhr. Die „Auflösung und Katastrophe“, die den fünften Schritt bildet, verläuft in vier Entwicklungen. „A) Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen.“ Wir haben hier wohl an ein Selbstgespräch des Königs zu denken. „B) Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.“ Die Königin erregt durch ihre Bitte für den Gefangenen des Königs Eifersucht noch ärger, wodurch dieser veranlaßt wird, den Tod des Schuldigen, wohl durch einen Schuß, wie später Posa fällt, zu bestimmen. „C) Das Zeugniß des Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.“ Der König sollte in das Gefängniß eintreten und dort die Kunde vom Verrathe der Ankläger empfangen, unter denen wohl besonders die Eboli und Alba zu verstehn sind. Wie das geschehn sollte, können wir

nicht sicher errathen. Sollte etwa die Eboli selbst die Sache verrathen? „O) Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.“ Unter den Urhebern sind Alba, Perez und auch wohl Ruy Gomez gemeint. Da der König dem Sterbenden ganz verzeiht, so konnte auf „die Rebellion“, den Versuch, den Niederländern beizustehn, nur wenig Gewicht gelegt werden. Den Hauptpunkt bildet die Eifersucht des Königs, das Ganze sollte eine in den höchsten Kreisen des Hofes spielende Familiengeschichte darstellen. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß der Dichter Gotter in Gotha, der ganz dem französischen Geschmacke huldigte, diesen Entwurf, den er wohl durch Reinwald kennen gelernt hatte, sehr beifällig aufnahm.

Schon im Juii 1783 trieb es Schiller wieder nach Mannheim, wo Dalberg gleich seine Anstellung beim Theater in Anregung brachte. Er ward vom 1. September auf ein Jahr angestellt, mit der Verpflichtung, während dieser Zeit dem Theater drei Stücke zu liefern, außer der Theaterbearbeitung von Fiesko und Kabale und Liebe ein ganz neues. Aber die Folgen des ihn befallenden kalten Fiebers schwächten ihn so, daß er die beiden ältern Stücke erst nach längerer Zeit mit großer Anstrengung für das Theater umarbeiten konnte, was er leicht in vier Wochen zu leisten gehofft hatte. Als auch Kabale und Liebe am 17. April 1784 mit großem Erfolge die mannheimer Bühne betreten hatte, lag dem noch immer Leidenden das dritte, neu zu liefernde Stück schwer auf der Seele, das anfangs September fertig sein sollte. „Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen“, schreibt er den 7. Juni an Dalberg. „Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Kar-

los, zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung wie ein kühneres Tableau, und ein Stück wie dieses erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem er angehört, schnellern und größern Ruhm als drei Stücke wie jenes. Von Ew. Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll. Karlos würde nichts weniger sein als ein politisches Stück, sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem eigenen Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohns, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden.“ Daß diese Aeußerung ernstlich gemeint war, nicht etwa, wie Palleske meint, eine ängstliche Abwehr gegen Dalberg, für dessen Bühne er ja das Stück liefern wollte und von dessen Entscheidung die Annahme abhing, liegt, auch ohne daß man den Entwurf vergleicht, auf der Hand. Neben Karlos beschäftigte den Dichter lebhaft das Unternehmen einer mannheimer Dramaturgie, für welche er von der Theaterkasse jährlich 50 Dukaten sich erbat; aber Dalberg mochte sich zu einer solchen Unterstützung nicht verstehn. Je tiefer sich Schiller in seinen Don Karlos versenkte, desto begeisterter wurde er für seinen Stoff, der sich ihm immer großartiger entwickelte, so daß er sich entschloß, aus ihm ein politisches Drama

zu machen, in ihm sein großes Meisterstück zu liefern, das ihn als wahren Dichter der Welt offenbare. Hierzu gab ihm einen ganz besondern Anstoß das dritte „Sendschreiben an einen jungen Dichter", welches Wieland vor kurzem im Märzhefte des Merkur hatte erscheinen lassen. Schillers Freund, der Hofbuchhändler Schwan in Mannheim, hatte ihm Briefe von Wieland gezeigt, in welchen dieser nicht ungünstig über ihn urtheilte, und den öffentlich ausgesprochenen Beifall eines so bedeutenden Stimmführers zu erhalten, mußte ihm höchst wünschenswerth scheinen, besonders da sein Verhältniß zu Dalberg so schwankend war. Daß Schiller diese Briefe Wielands kannte, ergibt sich aus einer Aeußerung in der Einleitung seines Karlos im ersten Hefte der Thalia. Dort bemerkt er: „Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes, und kann für die Ehre der Nation gegen das Auslond nicht konkurriren. Nicht als ob ich auf das letztere Anspruch machte, sondern weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Karlos in Jamben entworfen." Doch machte er sich so wenig von Wieland ganz abhängig, daß er hinzufügte: „Aber in reimfreien Jamben; denn ich unterschreibe Wielands zweite Forderung, daß der Reim zum Wesen des guten Dramas gehöre, so wenig, daß ich ihn vielmehr für einen unnatürlichen Luxus des französischen Trauerspiels, für einen trostlosen Behelf jener Sprache, für einen armseligen Stellvertreter des wahren Wohlklangs erkläre; in der Epopee versteht sichs und in der Tragödie. Sobald uns die Franzosen ein Meisterstück dieser Gattung in reimfreien Versen zeigen, so geben wir ihnen ein ähnliches in gereimten." Wieland war zu jenem dritten Sendschreiben durch die an ihn gerichtete

Zueignungsschrift veranlaßt worden, welche von Ayrenhof in Wien seinem in Versen geschriebenen Trauerspiel Kleopatra und Antonius vorgesetzt hatte. In dem zweiten Sendschreiben hatte er gefragt: „Wo sind die deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Phädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed, wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartuffe entgegenstellen können? ... Ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikation und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehn könne. Ich dinge mit gutem Bedacht eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemals weder in die Wolken sich versteigende, noch nieder zur Erde sinkende Sprache und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikation mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich. ... Ich dinge sogar den Reim ein, weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bei gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie." Hierauf kam Wieland in seinem dritten Sendschreiben zurück. „Wenn ich ein versifizirtes und gereimtes deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehn könnte, zu sehn gewünscht habe", bemerkte er, „so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen, als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten, und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es ihnen in ihrer Manier zuvorthun können. Aber ich war weit entfernt,

zu berichten, von dem er wisse, daß er zuletzt zur Glaubensänderung hingeneigt habe, worauf dieser ihm mittheilt, der Kaiser habe freilich freiere Ansichten gehabt, aber die Schwäche und die Schmerzen seines Alters hätten ihn immer wieder zu dem von Jugend angelernten Glauben zurückgetrieben. Der Prinz möge sich ein freies Urtheil über den Glauben durch sorgfältiges Studium auch derjenigen, die man mit dem Namen der Ketzer brandmarke, zu gewinnen suchen. Darauf folgt nach St. Réal die Unterredung zwischen der Königin Elisabeth und Karlos, der hier zwei Jahre lang den Ausdruck seiner Liebe gegen sie unterdrückt hat. Sie treffen zufällig zusammen. Die Königin weist ihn auf die Entfernung von ihr als einziges Heilmittel hin, fordert ihn dagegen auf, sich des unterdrückten Volkes in der Ferne anzunehmen, wie sie selbst es am Hofe thun werde. Karlos entschließt sich von jetzt an von seinen Schmerzen zu schweigen, und ihrer würdig zu sein, so daß man in Zukunft, sie beklagend, sagen werde: Elisabeth und Don Karlos waren zur Vereinigung geschaffen." Daran schließt sich ein Auftritt zwischen dem Könige und Ruy Gomez, der Don Karlos belauscht hat. Ruy Gomez reizt Philipp wider die Königin auf, welche das Unternehmen gegen die Königin von Navarra und ihren Sohn (vgl. S. 17) vereitelt habe; von dieser komme des Prinzen Haß gegen die Religion, da beide noch die frühern Liebesgefühle nährten und Gelegenheit, sich heimlich zu sprechen, fänden. Daß er keine Liebe zu Elisabeth, wie zu allen seinen Frauen gehabt, spricht Philipp schneidend aus. Es folgt eine Unterredung des Königs mit Don Karlos, dem er vorwirft, daß er sich von den Andachtsübungen der Kirche fern halte, und so heute seinen Befehl, zum Abendmahl zu gehn, zu mißachten gewagt habe. Karlos

bittet den Vater, er möge ihn nach Flandern zur Unterdrückung der Unruhen schicken, wo er ihm bald die Liebe des Volkes erwerben werde. Philipp schlägt es ihm ab, weil der Aufstand eines tüchtigen, unerschrockenen Kriegsmannes bedürfe. Vergebens beruft er sich darauf, daß Weisheit und Güte dort mehr als Gewalt ausrichteten: der König merkt, daß er der neuen Lehre nicht abgeneigt ist, und als der Prinz meint, der Glaube des Volkes gehe den Herrscher nichts an, hebt er seine heilige Pflicht hervor, über den Glauben seiner Unterthanen wie über den seines Sohnes zu wachen. Eben läutet es zur Messe, zu welcher der Prinz sich sofort begeben soll; auch er werde sich dort einfinden. Im folgenden Auftritt trägt der König Ruy Gomez auf, die Königin und den Prinzen weiter zu beobachten; wir hören von der geheimen Verabredung zwischen Spanien und Frankreich zur Unterdrückung der Andersgläubigen. Kardinal Granvella wird vom Könige aufgefordert, ihm nach Madrid vorauszueilen, um dem Großinquisitor zu sagen, er möge das Autodafé, welches bei seiner Rückkunft gefeiert werden solle, nur recht großartig machen; er selbst wolle mit allem Glanze königlicher Majestät ihm beiwohnen. In diesem Anfange des Stückes könnte man einen Einfluß Merciers auf Schillers ersten Aufzug anzunehmen geneigt sein; aber dieser Aufzug war bereits erschienen, als Schiller Mercier kennen lernte. Die weitere Entwicklung des Stückes weicht durchaus von Schiller ab. Marquis de Posa oder, wie er hier heißt, de la Posa erscheint nur im 32. Auftritte, unmittelbar vor der Verhaftung des Prinzen, dem er einen Brief von der Königin bringt, in welchem diese ihn bittet, seine Flucht nach Flandern noch einen Tag zu verschieben. Posa bietet ihm seine Dienste an, doch der Prinz fordert ihn auf,

sich für ihn zu erhalten. Später hören wir, daß Posa aus Eifersucht drs Königs meuchlerisch umgekommen sei. Die Eboli spielt eine ganz untergeordnete Rolle, erscheint nur am Schlusse neben der Herzogin von Alba bei der dem Tode nahen Königin, welche die kleine Infantin Isabella (?) bei sich hat. Ein irgendwie bestimmender Einfluß Merciers auf Schiller ist gar nicht vorhanden. Merciers starrer, keiner menschlichen Regung fähiger Philipp, der kaltblütig die Königin vergiften läßt, ist von dem menschlicher gehaltenen, durch wüthende Eifersucht getriebenen schillerschen Monarchen durchaus verschieden. Elisabeth neigt freilich auch bei Mercier zu freiern Ansichten hin, und sie läßt die Königin von Navarra von der beabsichtigten Niedermetzlung der Protestanten unterrichten, aber sie hält den Prinzen von der Flucht nach Flandern zurück, und von politischen Plänen zur Unterstützung des flandrischen Aufstandes ist nicht die Rede; sie dringt nur in den König, daß er Egmont begnadige, Albas Grausamkeit mit seiner Absetzung bestrafe, den Prinzen nach Flandern schicke, und sucht ihn für menschenfreundlichere Ansichten zu gewinnen.

Als Schiller jene Aeußerung gegen Dalberg that (S. 52), hatte er sich mit der Geschichte seines Prinzen und seines königlichen Vaters näher bekannt zu machen gesucht, wie er es schon in Bauerbach beabsichtigte, da ihm zu lebendiger dramatischen Darstellung besonders eine eingehendere Kenntniß der Zeit- und Hofverhältnisse nöthig schien. Mit welchem Eifer er solchen Studien sich hingab, bezeigt die Art, wie er bei Fiesko und besonders bei seinen spätern dramatischen Arbeiten verfuhr. In demselben Jahre, in welchem Schiller an die Ausführung des Dom Karlos ging, war in Eisenach eine Uebersetzung von

St. Réals nouvelle erschienen, in welcher die Vorrede und die Verweisungen auf die Quellen weggelassen, aber am Schlusse in einer Anmerkung eine Schilderung Philipps II. aus dem Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne*) und eine Stelle aus der Apologie Wilhelms von Oranien, welche dem Könige die Ermordung seiner Gattin aufbürdete, mitgetheilt, besonders auf die Uebersetzung von Watsons History of Philipp the second verwiesen wurde. Schiller selbst nennt in der Thalia „den französischen Scribenten" gegenüber den Ferreras. Vgl. oben S. 5. Ohne Zweifel wird er sich mit den beiden neuesten Hauptwerken über Philipp II., Ferreras, der gerade St. Réal der Fälschung der Geschichte zeiht, und Watson genau bekannt gemacht, daneben auch die Schilderungen von Philipp und Elisabeth in Brantômes Mémoires benutzt haben. Ob er schon damals oder erst später des de Thou (Thuanus) Historiae sui temporis, welche meist des Antonio Herrera Historia del mondo en el reynado del Rey D. Phelipe II. folgten, aber in der Geschichte des Karlos auch auf Berichte von Augenzeugen, wie von Louis de Foix, sich berufen konnten, des Strada schon genannte Geschichte De bello Belgico, die Schrift von J. G. Sepulveda De rebus gestis Philippi II. und andere Quellen benutzte, können wir nicht bestimmen. Am wenigsten dürfte er die spanischen, nicht in Uebersetzungen vorliegenden Schriften von Cäsare Campana, Antonio Herrera, Luis Cabrera, Lorenzo van der Hammen, Baltazar Poreño, und den protestantischen, aber dennoch St.

*) Dieselbe fügte Schiller seiner Uebersetzung von Merciers Portrait de Philippe seconde in der Thalia hinzu. Er nahm diese mit wenigen Aenderungen aus dieser ihm bekannten Uebersetzung oder aus der von Watsons Geschichte, welcher sie der Uebersetzer St. Réals entnommen hatte.

Réals Darstellung verwerfenden Gregorio Leti gekannt haben, eher den schon genannten Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne und die französischen Geschichtschreiber Spaniens und Frankreichs, besonders Morvans Histoire générale d'Espagne und den Abrégé chronologique de l'histoire de France von Francois Endes de Mézeray. Merciers Vorwort, in welchem auch die unglückliche Geschichte des spanischen Prinzen ausführlich erzählt war, ist bereits S. 53 erwähnt. Für die Oertlichkeit benutzte er wohl das Itinerarium Hispaniae. — Durch Martinum Zeillerum (Nürnberg 1637), vielleicht auch die Nouveau voyage en Espagne, fait en 1777 et 1778 (Londres 1782).

Daß Schiller bereits im August mit der Ausführung seines Dom Karlos begann, beweist der schon angeführte Brief an Dalberg vom 24. „Karlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich", schreibt er. „Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." So war er jetzt nach langem Schwanken endlich fest bestimmt. Noch immer gehörte Posa nicht zu den Hauptcharakteren, aber sein

Karlos sollte eine „hohe Tragödie“ werden, kein Familienstück bleiben. Schillers Jugendfreund Streicher erzählt, daß er, während er in Mannheim sich mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, es für leichter gehalten habe, einen selbst ersonnen Plan auszuarbeiten (es ist dieselbe Erscheinung, die sich später bei Schiller immer wiederholt), und er, nachdem er sich manche nach und nach gebildet, endlich bei einem festgehalten habe, in welchem ein Gespenst die Entscheidung herbeiführen sollte, aber als er angefangen, seine Gedanken darüber aufzuschreiben, habe er ihn wieder fallen lassen, weil es ihm der Würde des Dramas und des wahren Dichters zu widersprechen geschienen habe, die größte Wirkung durch eine Schreckensgestalt üben zu lassen. Daß sein neues Stück nicht zur Zeit fertig werden und er so seine Verbindlichkeit gegen Dalberg nicht lösen konnte, kümmerte ihn im Bewußtsein der dichterischen Kraft, die er in sich fühlte, gar wenig; war ja sein Vertrauen auf Dalbergs Theilnahme noch nicht geschwunden. Doch dieser zeigte ihm gegenüber nicht den Edelmann und den Musenfreund, sondern nur den berechnenden Theaterintendanten, der auf eine stets fertige Bühnenmaschine gerechnet hatte, worin er sich freilich täuschen sollte. So war er denn nichts weniger als geneigt, den Vertrag mit Schiller auf ein Jahr zu verlängenn. Durch den Hofrath Mai ließ er ihm in verbindlichster Weise sagen, es werde doch wohl besser sein, daß er sich wieder, wie er vorgehabt, der Arzneiwissenschaft widme. Schiller glaubte, so freundlich war die Mittheilung gestellt, der Freiherr sei weit entfernt, ihn fahren zu lassen, er wolle sich vielmehr für die Zukunft seiner Muse versichern. So dachte er denn nur dem guten Willen seines Gönners entgegenzukommen, wenn er ihn bat, jetzt, nachdem er

schon so vieles gethan, auch noch das Beste, alles zu thun.*) „Nur ein Jahr habe ich nöthig, um das Versäumniß in meinem Fach nachzuholen, und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen“, schreibt er. „In diesem Jahre kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig sein als sonst, und dennoch brauche ich ebensoviel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medizin durchsetzen, so bin ich auf immer gesichert, und mein Etablissement zu Mannheim ist gegründet. Wollen Ew. Excellenz mir hierin die Hand bieten? Können Dienste, die ich der hiesigen Bühne erst nach Verfluß dieses Jahres leisten kann, mir für schon geleistet gelten? Bin ich dann endlich auf dem Punkte, worauf ich arbeite, so wird es mir nimmermehr schwer fallen, diese Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin so schnell nicht auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für **ein** großes Stück (jährlich) gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen. ... Kann ich hoffen, die Entschließung Ew. Excellenz mündlich oder schriftlich zu hören?“ Der seinen Vortheil allein berechnende Freiherr ließ sich auf nichts ein: der Vertrag ward nicht erneuert, er mußte als Theaterdichter zurücktreten. So sah er sich denn gezwungen, da alle seine andern Verbindungen gelöst waren, an das „blinde Vertrauen des Publikums“ zu appelliren, das ihm „jetzt alles, sein Studium sein Souverän, sein Vertrauter“ sei; er entschloß sich zur Heraus-

*) Der undatirte Brief ward vom Herausgeber zwischen die Briefe vom 20. September 1783 und vom 1. Mai 1784 gesetzt, wohin er nicht gehören kann. Aber ebenso wenig geht es an, ihn mit Palleske in den Juli 1784 zu verlegen da Schiller im August an ein Aufgeben von Seiten Dalbergs noch nicht dachte.

gabe seiner rheinischen Thalia, deren Anzeige vom 11. November datirt. In dieser gedachte er u. a. auch „Fragmente von dramatischen Gedichten“ zu geben, wobei ihm zunächst sein Karlos vorschwebte, dessen ersten Aufzug er mit leidenschaftlicher Begeisterung schrieb.

Um Weihnachten ward ihm das Glück, diesen ersten Aufzug am darmstädter Hofe in Gegenwart des Herzogs Karl August von Weimar vorzulesen, wobei er sich großer Theilnahme zu erfreuen hatte. Der Herzog, dem er seinen Wunsch aussprach, ihm den Karlos widmen zu dürfen, gab ihm den Charakter als Rath in seinen Diensten. Schiller war nun eifrig bemüht, dem ersten Aufzug die möglichste Vollkommenheit zu geben, um gerade mit ihm seine neue Zeitschrift zu eröffnen. Die leidenschaftliche Spannung seiner Verhältnisse und die begeisterte Neigung zu Charlotte Kalb versetzte ihn in eine der Dichtung gemäße Stimmung, wenn sie ihm auch die zur Durcharbeitung nöthige Ruhe raubten. Das erste Heft der „Thalia“ eröffnete die vom 14. März 1785 datirte Widmung des Dom Karlos an den Herzog von Weimar. „Unvergeßlich bleibt mir der Abend“, schreibt er hier, „wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem ersten Akt des Dom Karlos, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte. Damals, gnädigster Herr, stand es noch allzutief unter der Vollkommenheit, die es haben sollte, vor einem fürstlichen Kenner aufgestellt zu werden: ein Wink Ihres gnädigsten Beifalls, einige Blicke Ihres Geistes, Ihrer Empfindung, die ich verstanden zu haben mir schmeichelte, haben

mich angefeuert, es der Vollendung näher zu bringen. Sollten Sie, Durchlauchtigster Herzog, den Beifall, den Sie ihm damals schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu arbeiten.“ In der Einleitung zu diesem ersten Aufzug äußerte er, nur deshalb empfange das Publikum die Tragödie Dom Karlos voraus in Bruchstücken, weil er Wahrheit darüber zu hören wünsche, ehe er sie wirklich vollende. „Jeder Leser und jede Leserin, welche Wohlwollen genug für den Herausgeber in ihrem Busen fühlen, um für die klassische Vollkommenheit seines Werkes bekümmert zu sein — euch aber insbesondere, Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen und ihn zu eurer Gemeinschaft emporzuziehen ... euch alle fordre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzutheilen. Ich erschrecke vor eurem Tadel nicht. Das Urtheil der Welt über diese Fragmente (es falle aus, wie es wolle) wird mich nie in Verlegenheit setzen; denn es ist meine letzte Instanz nicht. Ich nehme es für nichts andres als den belehrenden Wink meines kritischen Freundes, den ich zu Reinigung meiner Arbeit benutzen kann — aber die Nachwelt ist meine Richterin. ... Wie willkommen soll mir also die Zurechtweisung sein, welche mir über die Gebrechen meiner Dichtung die Augen öffnet, und mir vielleicht dazu dienen kann, sie desto fleckenfreier der strengern Zukunft zu übergeben. Findet der Kenner schon diese erste Anlage krank, vermißt er hier schon die Gesundheit, die lebendige Kraft, die ihr Dauer versicherte, so wandere die ganze Skizze

zum Feuer.“ Rührung durch die erschütternde Geschichte des Dom Karlos und seiner Stiefmutter zu erregen, sei ganz das Verdienst des Dichters, der diejenige Art der Behandlung zu wählen wisse, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikatesse herabstimme und mildere. Auf der Wendung, die man dem Charakter des Königs gebe, ruhe vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Finde man in diesem ein Ungeheuer, wie man sich wohl in Philipp II. vorzustellen pflege, so falle sein Stück zusammen; doch hoffe er durch seine bessere Darstellung desselben der Geschichte d. h. der Kette von Begebenheiten, getreu zu bleiben. „Es mag zwar ein gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohns zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber mir lag daran, den Menschen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und besser als durch den herrschenden Genius seiner Zeiten?“ Das erste Requisit einer Tragödie, daß sich im ersten Aufzug schon der ganze Gang der Intrigue verrathe, werde man hoffentlich nicht vermissen; beide Hauptcharaktere liefen schon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leser errathen lasse, wo und wann und wie heftig sie in der Folge widereinander schlagen. Man muß gestehn, daß ihm dies
vorzüglich gelungen ist. Nach der oben S. 50 au
Stelle über den Vers, verweist er auf die kürzlich
deutsche Uebersetzung der Erzählung von St. Réal, un
mit der Bemerkung: „Ich unterbreche zuweilen den
Erzählung, weil es geschehn kann, daß das ganze
und nach in solchen Fragmenten erscheint, und ich ohne
sicht also leicht der Indiskretion und Gewinnsucht eine
händlers oder Schauspieldirektors anheimfallen könnte, die

Karlos zusammendruckten oder vor der Zeit auf ihr Theaterschaffot schleppten.“ Von den neun Auftritten des ersten Aufzugs ist hier vom dritten, siebenten und achten nur der Inhalt angegeben, vom neunten fehlt der Anfang, vom vierten der größte Theil, vom ersten und zweiten der Schluß.

Vergleichen wir den ausgeführten ersten Aufzug mit dem Entwurf, so umfaßt er alles, was in dem beiden ersten Schritten des letztern enthalten ist, nur daß die Eboli noch gar nicht in die eigentliche Handlung verflochten wird, wenn sie auch schon in Begleitung der Königin erscheint und dem Dom Juan verfallen ist, aber auch noch manches andere, was entweder im ursprünglichen Entwurf nicht vorgesehen war oder erst später hervortreten sollte. Neben der „Fürstin“, eigentlich Prinzessin (vgl. S. 18), Eboli schuf der Dichter als zweite Hofdame eine „Marquise von Mondekar“, wofür es „Mondejar“ heißen sollte; denn es schwebte ihm der von Ferreras und Watson genannte Marquis von Mondejar vor, der Oberbefehlshaber in Granada war.*) Ganz neu ist es, daß Posa aus Flandern kommt und als Abgesandter der Provinzen vor Karlos und der Königin erscheint, daß die Königin den Karlos auffordert, seine Liebe zu ihr auf Spanien und die Provinzen zu wenden, daß er wirklich sich zu diesem Entschlusse erhebt und vom Könige die Statthalterschaft fordern will. Auch die Ueberraschung der Königin durch ihren Gatten hatte der Entwurf noch nicht angedeutet. Als

*) Aehnlich schuf er später noch zwei andere Hofdamen der Königin, die ...nen Fuentes und Arcos, und eine Oberhofmeisterin, die Herzogin von ..., aus den ihm bekannten Namen ihrer Gatten. Bei St. Réal kommt ...dame neben der Eboli noch die Herzogin von Alba vor, die Schiller ...hl neben ihrem Gatten brauchen konnte.

Grandes treten besonders Alba und Lerma auf, neben ihnen aber, statt des Staatssekretärs Perez, den man erwarten sollte, der Beichtvater des Königs, der dem in Spanien herrschenden Dominikanerorden angehört. Der frei schaltende Dichter gibt ihm den Namen des Ordensstifters Domingo.*) Der Beichtvater des Königs war der auch von Goethe im Egmont III, 1 genannte Bernardo de Fresneda, der, was Schiller aus Strada wissen konnte, im Staatsrathe saß. Der Beichtvater des Prinzen, der eine eigene Hofhaltung führte, hieß Diego de Chavas. Ferreras berichtet, dieser habe vergebens versucht, Karlos von dem Entschlusse, Spanien zu verlassen, abzubringen. Seinem Domingo schreibt Schiller außer allen pfäffischen Ränken eine so außerordentliche Grausamkeit zu, daß man seine Entlassung als Inquisitor dem allgemeinen Unwillen des Volkes nicht habe versagen können. Der König hat Domingo beordert, und diesen selbst treibt es, hinter das Geheimniß des Prinzen zu kommen, der ihm der Hinneigung zur Ketzerei verdächtig ist; hat Karlos ja während der acht Monate seit seiner Rückkehr von der Hochschule zu Alkala ein verschlossenes, träumerisch schwermüthiges Wesen gezeigt, wodurch er des Königs Furcht erregt hat, er sinne auf etwas Schlimmes gegen ihn selbst. Die Darstellung St. Réals ist hier wesentlich umgestaltet, nach welchem der Prinz lange nach der Vermählung des Königs zur Hochschule geschickt wurde, weil sein ungestümes und wildes Benehmen und seine

*) Der gleichzeitige Dominikaner Antonio de Santo Domingo, der selbst vor der Inquisition erscheinen mußte, war dem Dichter wohl ganz unbekannt. Er bezeichnet den Pater Domingo (so heißt er in der ersten Bearbeitung) nur mit seinem Vornamen. Bei St. Réal kommt ein berüchtigter Bösewicht, ein Hauptmann, Namens Dominique vor.

scharfen Aeußerungen über die Inquisitoren bei Hofe höchst unbequem waren, er aber in Folge eines Unfalls bald zurückkehrte. Besonders ausgeführt erscheint das Verhältniß des Prinzen zum Marquis von Posa. Schiller gibt ihm den Vornamen Rodrigo und macht ihn zu des Prinzen Kammerjunker, der zu Alkala von ihm Abschied genommen habe. Als sie sich trennten, habe sein hochfliegender Geist noch in dem Gedanken geschwärmt, dereinst in Spanien ein Reich edelster Freiheit zu schaffen; jetzt ist er durch eine unglückliche Liebe so ganz gebrochen, daß er nur die Tiefe seines Elends fühlt, und sich auf sich selbst in verschlossener Verzweiflung zurückzieht. Der Königin hat er bisher noch nicht zu nahen gewagt. In der Ausführung des ersten Aufzugs zeigt sich ein mächtiger Schwung, der aber von Ueberspannung und Schwulst sich nicht frei zu vermag; manches Seltsame, womit der shakespearisirende Dichter besondere Wirkung hervorzubringen gedachte, läßt sich nicht leugnen. Dahin gehört es, wenn am Anfange der Prinz bei einer Statue der Byblis und des Caunus gedankenvoll stehen blieb, jenes durch die unnatürliche Liebe der Schwester zum Bruder berüchtigten Paares, dessen Geschichte Ovids „Verwandlungen“ beschreiben, wenn der Prinz Domingo auffordert, sich, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, zur Hebung eines versunkenen Schatzes in den Brunnen herabzulassen, wenn die Königin in der Verwirrung fürchtet, der König wolle sie sogleich zum Anschauen des Antodafés führen, woran sich eine widerwärtige Szene anschließt. Dagegen ist dieser Aufzug auch in der ersten Ausführung reich an den schönsten Schilderungen, Aeußerungen und Zügen, aus denen frischeste Dichterkraft spricht. Posa zeigt hier schon dieselben Anschauungen, wie später in der [illegible]e vor dem Könige.

Anziehend ist Wielands uns erhaltenes Urtheil über den ersten Aufzug. Da der Herzog Karl August ihn um sein Urtheil gebeten hatte, glaubte er, sich diesem unterziehen zu müssen, obgleich, wie er schreibt (der Brief ist vom 8. Mai 1785), das dramatische Fach weder sein innerer Beruf noch sein besonderes Studium gewesen, er wenig Theaterkenntniß besitze und „die neuesten Schauspielmacher“ wenig Rücksicht auf seine über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst vielmals öffentlich geäußerten Grundsätze genommen. Den Stoff lobt er an sich, nur machten, da er so nahe liege, Zeit und Ort dessen Bearbeitung fürs Theater, und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe, um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr zu viel oder zu wenig zu geben forttreiben müsse. Da Schiller noch nicht die Reife des Geistes besitze, laufe er alle Augenblicke Gefahr, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. „Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder u. s. w. in den Mund legen; wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt, und die kein Mensch ihrer Klasse jemals gesprochen hat, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden, wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald ins Schwülstige und Affektirte fallen u. s. w., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.“ Weder die Charaktere noch die Leidenschaften seien mit Wahr-

heit dargestellt; es fehle diesen idealischen Phantasiegeschöpfen nicht selten alle psychologische Wahrheit. Ziemlich häufig sei er auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen, die bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig seien; überhaupt sei die Sprache sehr weit von dem entfernt, was die schöne Sprache der Tragödie sein solle. Schillers größter Fehler sei, daß er zu reich sei, er zu viel sage, zu voll an Gedanken und Bildern sei und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht habe. Sein allzugroßer Ueberfluß zeige sich auch in der Länge der Szenen; er erschrecke, wenn er bedenke, wie groß das ganze Stück werden, und wie lang es spielen müsse, da der erste Aufzug schon mehr Verse enthalte als das längste Stück des Sophokles. Der Charakter des Karlos, den Abbé Raynal in seiner Histoire de Stadhouderat (1748) richtig geschildert habe*), sei Schiller hie und da gelungen, aber im ganzen sehe er doch in der Art, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrücke, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz als die rohe Natur kannte, als einen Prinzen, der von einem Karl V. seine erste Bildung erhalten habe. Daß in Karlos der Trieb einer neuen Zeit gewaltig hervorbrechen sollte und seine wilden Ausbrüche die Folge der verzweifelnden Leidenschaft einer gewaltigen Natur sind, übersah Wieland. Manche einzelne Ausstellungen waren begründet, nur durfte er es nicht so genau nehmen, daß er meinte,

*) Le jeune prince étoit né avec cette grandeur d'âme, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les malheureux, qui font les Héros: mais il avoit un goût décidé pour les choses extraordinaires et singulières, qui font souvent les aventuriers.

Karlos dürfe nicht an der Hölle zweifeln, weil alle christlichen Religionsgesellschaften damals noch an die Ewigkeit der Höllenstrafen geglaubt. An Rodrigo stört es Wieland, wie dieser habe ansehn können, daß Karlos seinetwegen so schimpflich und unmenschlich sich mißhandeln ließ; zeige er sich ja dadurch als den Elendesten unter den Nichtswürdigen, die jemals unverdienter Weise Athem geholt, und werde den Zuschauern das ganze Stück hindurch unerträglich. Aber abgesehen davon, daß dieser Zug bloß zur Zeichnung von Karlos und der Unmenschlichkeit seines Vaters dient, vom Zuhörer gar nicht in Bezug auf Rodrigo gedacht wird, so übersah Wieland, daß, wenn Rodrigo dazwischen getreten wäre, um, als man die Strafe an Karlos vollzog oder vollziehen wollte, sich selbst als schuldig darzustellen, Karlos dadurch doch nicht von der Strafe befreit worden wäre, vielmehr der Zorn des Königs womöglich noch heftiger durch die zum Besten eines Niedrigern von Karlos gewagte Täuschung entbrannt sein würde. Mit Recht tadelt Wieland, daß Schiller in Rodrigo die mittlere Silbe kurz brauche. Auf das Irrige dieser Betonung wird Schiller wohl von anderer Seite (den Wielands Urtheil blieb ihm unbekannt) hingewiesen worden sein; er setzte dafür später die deutsche Form Roderich, um die betreffenden Verse nicht weiter umgestalten zu müssen, wie er ja auch Philipp braucht, und Karl auffallend genug neben Karlos. Was Wieland gegen Dom bemerkte, dies sei nur bei den Benediktinermönchen von der Congregation de St. Maur üblich, beruht auf Irrthum, da Schiller es ja in seiner Quelle fand und es die ältere noch im Portugiesischen erhaltene Form ist. Don sta[tt] Dom schrieb Schiller erst in der Ausgabe von 1801.

Als der Dichter Mitte April Leipzig mit Mannheim ve[r]

tauschte, dachte er hier zunächst die Herausgabe der Thalia zu fördern, worin er die Fortsetzung seines Karlos liefern wollte, von welchem ihm schon jetzt klar sein mußte, daß er nach der Breite seiner Anlage kein Bühnenstück werden könne. Da Körners Freundschaft ihn zunächst der Nothwendigkeit des Brodverdienens überhob, brauchte er sich nicht mit der raschen Fortsetzung der Thalia und seines Karlos zu hetzen. In Gohlis bei Leipzig wurde Karlos wenig gefördert, mehr bei dem angenehmen Herbstaufenthalt auf Körners Weinberg bei dem Dorfe Loschwitz in der Nähe Dresdens, und während des Winters in Dresden selbst. Körners Bibliothek und dessen bereitwillige Sorge für alles, was den Freund fördern konnte, werden ihm manches zu seinem Zwecke dienliche Buch zugeführt haben. So las er Merciers Portrait de Philippe II., aus dessen Vorrede er die Schilderung Philipps übersetzte (vgl. S. 53ff.). Diese Uebersetzung ließ er im zweiten, anfangs 1786 ausgedruckten Hefte der Thalia der dasselbe schließenden Fortsetzung des Karlos vorangehn, nicht um diese gleichsam zu begründen, vielmehr tritt seine Darstellung Philipps gegen die Merciers in den entschiedensten Gegensatz, da dieser ja den König als das größte Ungeheuer des Despotismus darstellt, wenn er ihm auch tiefe Menschenkenntniß, Aufmerksamkeit und Wachsamkeit in einigen Theilen der Staatsverwaltung nicht abspricht. In seinem öffentlichen wie in seinem Privatleben sei er heuchlerisch, streng, grausam, stolz und eitel gewesen. Nichts sei gewisser, als daß er der Mörder seines Sohnes geworden, den er dem Haß der Inquisition überliefert, die mit ihm eins geworden. Wenn das dritte Heft der Thalia mit der dritten Szene des zweiten Aufzugs des Karlos abbrach, so folgt daraus nicht, daß derselbe damals nicht weiter gediehen gewesen; wissen

wir ja aus einem launigen Gedichte, welches Schiller im Herbste auf Körners Weinberg dichtete, daß er damals an den Szenen der Eboli arbeitete; auch die Szene, welche Körner nach Schillers Briefe an diesen vom 15. April schon damals las, später aber ganz wegließ, kann nur an der Stelle des jetzigen zweiten Auftritts des dritten Aufzugs gestanden haben, wo Karlos die betreffenden Worte zum Marquis sprach. In der Fassung, in welcher Schiller sie zehn Jahre später an Humboldt mittheilte, lauteten sie:

O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und ganz es widerscheint.

Mag auch der Schluß in der Fassung, in welcher Schiller sie im Juli 1789 seiner Braut anführte:

Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt und ganz
Sie wiedergibt, dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären.*)

als richtiger gelten müssen, daß die Worte an einen Freund gerichtet sind, kann nicht zweifelhaft sein. Das dritte Stück der Thalia enthielt die Auftritte II, 4—16, das vierte, das nach Schillers Brief an Köner vom 20. schon im Dezember ausgedruckt war, die neun ersten Auftritte des dritten Aufzugs.

Die in der Thalia erschienenen Stücke müssen schon im Sommer fertig gewesen sein und der Dichter schon den Plan

*) In dieser fehlt V. 1 „O“, 2 stand „der Worte“ 3 „Zersplittern“ und „Seele sich im Schalle“, 4 „Verkörpern“.

zu einer Verkürzung des Vollendeten und zu einem wirklichen Theaterstücke gefaßt haben. Dies ergibt sich aus einem Briefe Schillers an den berühmten Schauspieler Schröder, welcher eben wieder die Leitung der hamburger Bühne übernommen hatte. Diesem, der sich gegen den mannheimer Schauspieler Beck günstig über ihn ausgesprochen, schrieb er am 12. September, sein Enthusiasmus für das Drama, den er in Mannheim fast ganz verloren gehabt, beginne wieder in ihm aufzuleben. „Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es gibt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden und darum ist der Gedanke mir um so willkommener, durch eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realisiren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß. Wenn ich mir schmeicheln kann, daß Sie mir hierzu die Hände bieten wollen, so sollen alle meine Stücke für Ihre Bühne bestimmt sein, und ich werde sie unter dieser Aufsicht mit um so größerer Begeisterung schreiben. Mein Dom Karlos, der zu Ende dieses Jahres fertig wird, ist einer theatralischen Ausführung fähig, und ich bin gegenwärtig schon beschäftigt, ihm diese Gestalt zu geben. Beck schreibt mir, daß die Fragmente Sie einigermaßen interessiren. Daraus erlaube ich mir zu schließen, daß die Fortsetzung dieses Stückes Ihnen vielleicht (von Seiten der Darstellung und des theatralischen Interesses) noch willkommener sein werde. Wenn Sie glauben, daß Dom Karlos ihrer Bühne anstehn könnte, so bitte ich mir einige Nachricht deswegen aus.

Unendlich erwünscht würde es mir sein, wenn ich auf diese Art meinen kühnen Entwurf damit ausführen könnte. Ein anderes Stück, das ich schon Jahre lang im Kopfe getragen, wird zu Anfang des nächsten Jahres fertig sein." E. Devrient berichtet*), Reinecke, der Regisseur der bondinischen in Leipzig und Dresden spielenden Truppe, habe den Dichter bewogen, das Stück bühnengerecht zu machen, und deshalb in Prosa umzusetzen. Aber diese Einwirkung scheint erst später zu fallen. Höchst wahrscheinlich hatte der Antheil, den die Ausführung seines Posa in Schiller hervorrief, ihm den Wunsch eingegeben, das Stück nicht als bloßes Buchdrama erscheinen zu lassen, sondern es auch auf die Bühne zu bringen. Auch trieb ihn das Verlangen, seine Schulden, besonders die ihn sehr drückenden an Frau von Wolzogen, durch die von den Bühnen zu erhaltenden Gelder zu bezahlen. Am 23. September verspricht er Frau von Wolzogen auf Ostern zuverlässig Geld. Aus Schillers Brief vom 1. August 1787 an dieselbe könnte man freilich schließen, daß er schon damals, als er sie auf eine Zahlung zu Ostern vertröstete, mit den Theaterunternehmern Döbbelin und Großmann wegen des Verkaufs seines Karlos in Verbindung gestanden: aber leider sind Schillers briefliche Meldungen in dieser Beziehung nicht zuverlässig, wie es sich z. B. als unwahr ergibt, daß Großmann ihm den Karlos schon abgekauft gehabt, da dieser vielmehr auf seine erst im April 1787 gestellte Forderung nicht einging. Als er Geld auf Ostern versprach, konnte er nur an das Honorar von Schröder denken; er erwähnt dies nicht, da er dasselbe für seinen Aufenthalt in Weimar brauchte. Der Gedanke an eine prosaische

*) Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 89.

Bearbeitung für andere Bühnen scheint ihm damals noch gar nicht gekommen zu sein.

Betrachten wir zunächst die in der Thalia abgedruckten Stücke des Karlos von II, 1—III, 9, deren Dichtung in die Zeit vom April 1785 bis zum Sommer 1786 fällt. Im zweiten Aufzug entwickelt sich auf glückliche Weise die gegen den Prinzen gerichtete Verschwörung. Obgleich Karlos die mit so leidenschaftlichem Ungestüme vom Könige verlangte Sendung nach Flandern nicht erhält, wirkt doch die Stimme der Natur so weit auf den schrecklich gegen ihn erbitterten Vater, daß er in Zukunft seinen Sohn sich näher treten lassen will; aber gerade diese scheinbar günstige Wendung trägt zu dessen Verderben bei, da Alba, den er seinen Haß und seine Verachtung so scharf hat fühlen lassen, jetztum so eifriger wider ihn wirkt. Mit ihm verbindet sich Domingo, den der Prinz schon im ersten Aufzug durch seire bittere Abfertigung sich zum unversöhnlichsten Feinde gemacht hat. Die dritte Feindin erweckt sich Karlos erst in unserm Aufzuge in der Prinzessin Eboli, deren glühende Liebe er durch die sie verletzende Zurückweisung in den giftigsten Haß verwandelt. Der Dichter hat sich die glückliche Abweichung von der zu Grunde liegenden Erzählung erlaubt, daß er sie nicht zur Gattin des Ruy Gomez, Prinzen von Silva, macht, sondern sie von diesem „frechen Günstling des Monarchen“, den sie von Herzen haßt, umwerben und sie vom Könige diesem bestimmen läßt. Zugleich änderte er St. Réals Erzählung, nach welcher die Eboli, ehe sie Karlos in ihre Netze zu ziehen suchte, Philipp selbst ihrer Liebe dienstbar zu machen sich vergebens bemüht hatte, in das gerade Gegentheil: Philipp brennt vor schnöder Gier, sie für seine Lüste zu gewinnen, und bedient sich zu diesem Zwecke seines Beicht=

vaters. Man könnte vermuthen, dabei schwebe Merciers Darstellung vor, wonach Philipp ungeachtet seines Eifers für die Lehren der katholischen Religion verschiedene Maitressen gehabt und seine ganze Freigebigkeit zwischen diese und die Klöster getheilt. Aber Schiller scheint vielmehr St. Réals Erzählung umgestaltet zu haben, wonach der König nach dem Tode des Dom Karlos in Liebe zu ihr entbrannte, und diese ihm zu Willen war. Dadurch, daß die Eboli ihm unwillkürlich die wilde Lust des Königs gegen sie verräth, wird Karlos wider diesen noch erbitterter, und seine eigene Liebe zur Königin scheint ihm nun berechtigt. Diese unerlaubte Liebe, welche die gegen ihn verbündeten Feinde, jeder aus einem andern Grunde, zu errathen glauben, diese ist es, durch welche sie den Prinzen zu stürzen suchen, und wie sehr sie zu einem solchen Glauben berechtigt sind, hat uns die Darstellung der schrecklichen Eifersucht des Königs im ersten Aufzuge verrathen. Die Eboli erklärt sich bereit, sich dem Könige hinzugeben und nach Briefen des Prinzen in der Chatulle der Königin zu suchen. Die schreckliche Gewißheit, daß es ihnen auf diese Weise gelingen müsse, den Prinzen zu stürzen, sprechen Domingo und Alba am Schlusse aus, und wir müssen das Schlimmste für den seinem Verderben entgegeneilenden Karlos fürchten, dem allein der Marquis als schützender Freund zur Seite steht. In der Ausführung zeigt sich die schrankenlose Gewalt der Einbildungskraft über den Dichter, und die rücksichtslose Schärfe der Darstellung ist gegen den ersten Aufzug kaum irgend gemäßigt; in wilder Gewalt ergießt sich der reiche Strom seiner alles fortreißenden dichterischen Gestaltung. Nicht ausgeführt war nur der erste Auftritt, in welchem der Großinquisitor

Spinola*) dem König über die dem Prinzen bei dem Autodafé entfahrenen zweideutigen Ausrufe und Drohungen gegen die Inquisition berichten, Philipp den heiligen Vätern die Aufsicht über die Religionsmeinungen seines Sohnes auftragen, Graf Lerma die Bitte des Prinzen um eine außerordentliche Audienz beim Könige anbringen und dieser unter der gespannten Erwartung seiner Gegner sie bewilligen sollte. Am Schlusse des zweiten Aufzugs stand in der Thalia folgende Anmerkung: „Es wird kaum mehr nöthig sein zu bemerken, daß der Dom Karlos kein Theaterstück werden kann. Der Verfasser hat sich die Freiheit genommen, jene Grenze zu überschreiten, und wird also nach jenem Maßstab auch nicht beurtheilt werden. Die dramatische Einkleidung ist von einem weit allgemeinern Umfang als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der Gattung entstunden aus ihren ersten Mustern. Derjenige, welcher sich der dramatischen Form zuerst bediente, verband sie mit theatralischer Strenge: aber was macht diesen ersten Gebrauch zum Gesetz für die Dichtkunst? Dem Dichter kömmt es darauf an, die höchste Wirkung die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist relative und absolute Vollkommenheit eins: aber wäre eine von diesen der andern aufzu-

*) So schreibt Schiller falsch nach der Uebersetzung St. Réals; in der Urschrift heißt er richtig Spinosa (eigentlich Espinosa). Auch Mercier hat Spinola. Watson berichtet, wie dem Autodafé zu Vallhaolid Philipp nebst Sohn und Schwester beigewohnt, und der König zum Zeichen, daß er den Glauben vertheidigen wolle, sein Schwert gezogen und die Verfolgung aller Ketzer dem Großinquisitor eidlich gelobt habe.

opfern, so möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere Opfer sein. Dom Karlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause." Als Schiller diese Worte schrieb, bei denen wohl Aeußerungen aus Merciers Vorrede vorschwebten (vgl. S. 53), scheint er an eine Ausführung für die Bühne noch nicht gedacht zu haben.

Im dritten Aufzuge theilt Karlos dem Marquis, dem er am frühesten Morgen im Karthäuserkloster ein Stelldichein gegeben hat, seinen in unbesonnener Leidenschaft gefaßten Plan mit; er hatte sich vorgesetzt, durch die Mittheilung der Untreue des Königs die Königin von ihren Verpflichtungen gegen diesen frei zu machen und dadurch seine Verbindung mit ihr zu ermöglichen. Dieser bringt ihn glücklich davon ab und entflammt ihn von neuem zu dem edlen Entschlusse, Flandern zu retten. Vielleicht schon morgen hofft er ihm dazu verhelfen zu können. Unmittelbar darauf folgt ein Selbstgespräch des Königs. Die Anklage der Königin durch die Eboli, welche sich ihm preisgegeben, hat ihn mit fürchterlichster Eifersucht erfüllt, aber die heuchlerisch niederträchtigen Versuche Albas und Domingos, die Seele Philipps noch mehr zu vergiften, haben den entgegengesetzteu Erfolg, sie lassen Philipp einen Blick in die gleißnerische Abscheulichkeit der gegen den Prinzen und die Königin Verschworenen thun und erregen seinen schlimmsten Verdacht gegen diese; er fühlt sich jetzt ganz einsam und rathlos und so bittet er die Vorsehung, ihm einen guten Menschen zu senden, der ihm die Wahrheit finden helfe. Als er deshalb in seiner Schreibtafel die Namen derjenigen aufsucht, die sich um ihn verdient gemacht*), fällt ihm

*) Bei Watson fand Schiller, daß Philipp ein Verzeichniß seiner Beamten besaß, worin alle ihre Laster und Fehler, sowie ihre Tugenden und Vorzüge bemerkt waren.

der eines Marquis Posa auf, dessen er sich gar nicht mehr erinnert; daß dieser sich dem Hofe und seiner Gunst entzogen, erweckt sein besonderes Vertrauen. Im Audienzsaale läßt der Dichter zunächst, im Gegensatz zu den gewöhnlichen Höflingen, die den Unglücklichen verlassen, den Edelmuth des Prinzen und den Untergang der spanischen Armada unter dem Herzog von Medina Sidonia zwanzig Jahre früher eintreten läßt als in der wirklichen Geschichte. Gegen Karlos bezeigt sich der König ungnädig, er läßt ihn unbeachtet; denn der Stachel des Mißtrauens steckt noch in ihm. Die ausgeführten Szenen brechen ab, ehe der König nach Marquis Posa fragt und dem Alba befiehlt, diesen nach der Messe in sein Kabinet zu bringen. Als der Dichter bis hierher gekommen war, dürfte er einige Zeit in der Weiterführung gestockt und ihm, ehe er sich zu der schwierigen Fortsetzung ermuthigt hatte, der Gedanke gekommen sein, nun doch aus dem Ganzen mit Verkürzung und Beschränkung der etwas wild ausschweifenden vollendeten Szenen ein wirkliches Theaterstück zu machen. Schiller hatte Recht, wenn er ein paar Jahre später im ersten Brief über sein Stück sagt, während der Zeit seiner Ausarbeitung, die unter manchen Unterbrechungen erfolgt sei, habe sich in ihm selbst manches geändert, was auch seinen Einfluß auf das Stück selbst habe üben müssen. Karlos selbst sei in seiner Gunst gefallen; vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen gewesen, und aus der entgegengesetzten Ursache habe der Marquis seinen Platz eingenommen. So habe er denn seinen zwei letzten Akten ein ganz anderes Herz entgegengebracht Aber der Antheil, den er an Karlos nahm, hatte wohl schon nach der großen Szene mit Philipp seinen Gipfelpunkt erreicht, und das leidenschaftliche

Intriguenspiel zog ihn an. Als auch dieses seinen Hauptreiz verloren hatte, fesselte ihn die Darstellung des von seiner wüthenden Eifersucht hingerissenen Philipp und des heuchlerischen gegen ihn geschmiedeten Komplots. Aber weit mehr ergriff ihn die hochherzige Aufopferung des im höchsten Glanze begeisterter Freiheitsliebe erstrahlenden Marquis Posa, der nun seine ganze Theilnahme an sich riß. Dazu war es freilich nöthig, daß diesem eine neue Unterlage gegeben und Heldenthaten seiner Jugendjahre ersonnen wurden, deren bei der frühern Schilderung seiner Person gar nicht gedacht war; denn die Art, wie Karlos und die Königin in der ersten Bearbeitung von ihm sprechen, schließen diese geradezu aus.

Mit der Fortsetzung des Karlos scheint es sehr gestockt zu haben, dem Dichter nur hier und da einiges gelungen zu sein, da er sich an solche Stellen machte, die ihn besonders anmutheten. Aus der Vergleichung der noch vorhandenen prosaischen Bearbeitung des Stückes mit der jambischen ergibt sich, daß der Schluß in jener vom Ende des dritten Aufzugs an früher war als in dieser. Der Wunsch des Schauspielers Reinecke scheint ihn zuerst bestimmt zu haben, das Stück vorab prosaisch für die Bühne zu behandeln und ihm einen theatralischen Schluß zu geben, wodurch er freilich die so hoch angelegte Dichtung herabwürdigte, aber die Aussicht auf die Bühnenhonorare verlockte den bedrängten Dichter. Auch mit Döbbelin in Berlin hatte er deshalb angeknüpft. In dem Briefe an Frau von Wolzogen vom 1. August 1787 schreibt er, Döbbelin habe ihm seinen Karlos schon abgekauft gehabt, aber später abgeschrieben, weil er die Direktion des berliner Theaters an seinen Feind Engel verloren habe. Engel hatte im Dezember 1786 die Oberdirektion

des berliner Nationaltheaters erhalten, bei welchem Döbbelin einstweilen nur als Regisseur blieb. Am 30. Dezember meldet Schiller seinem schon seit vierzehn Tagen von ihm getrennten Freunde Körner, er stehe noch immer in der letzten Szene des Marquis mit der Königin, die er kenne (jetzt IV, 21). „Jetzt fängt es an interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht tief, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit, sie abzuwarten, wissentlich muß ich mich übereilen. Dein Herz wird kalt bleiben, wo du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist alles.“ Daß hier von der Bearbeitung für den Druck die Rede ist, kann nach Körners Erwiderung vom folgenden 2. Januar nicht zweifelhaft sein; denn dieser fordert ihn auf, nur nicht wissentlich zu übereilen „für lumpige hundert Thaler, die er zur Messe mehr bekomme“. Doch daraus folgt nicht, daß der Dichter die jambische Bearbeitung schon ohne alle Lücken bis dahin vollendet hatte, und die prosaische Bearbeitung noch nicht weiter gediehen war. Freilich aus dem Briefe an Schröder vom 18. Dezember sollte man schließen, die jambische Bearbeitung sei dem Schlusse nahe und die prosaische noch gar nicht begonnen, aber den Schauspieldirektoren gegenüber war Schiller nicht ganz offenherzig, und er scheint erwartet zu haben, Schröder werde sich für die prosaische Fassung entscheiden, die er eben rascher liefern konnte; auch glaubte er, die jambische Ausführung, die zur Ostermesse gedruckt sein sollte, würde ihm, wenn die prosaische Ausarbeitung erst

fertig vorläge, nicht so viele Zeit kosten. Auf den Januar*), schreibt er an Schröder, werde Karlos fertig sein, so daß er ihn spätestens in sechs Wochen erhalten könne. Aber zugleich fragt er an, ob er nicht das Stück für seine Bühne in Prosa verwandeln müsse, weil doch immer zu besorgen sei, daß die untergeordneten Schauspieler Jamben schief deklamirten, da unter 12 bis 15 Personen nicht alle Meister sein könnten. Die Mühe, welche ihm dies mache, werde ihm deshalb angenehm sein, weil sie ihm den Erfolg sichere. Bis zum April versprach er Schröder auch noch den Menschenfeind. Dieser entschied sich indessen für die jambische Bearbeitung. An Koch, Theaterdirektor in Riga, welcher im Februar 1787 in Dresden war, verkaufte Schiller die prosaische Bearbeitung, die wohl nur noch einer Durchsicht bedurfte, für 100 Thaler. Damals hatte ihn ein leidenschaftliches Verhältniß zu Henriette von Arnim ergriffen, das leider auch seine dichterische Kraft lähmte, so daß er zu einer raschen Förderung des zweiten Theiles der Dichtung, die der Buchhändler Göschen zur Ostermesse versprochen hatte, nicht gelangen konnte. Als anfangs April der Schauspieldirektor Großmann in Frankfurt am Main, der bei dem Brande des dortigen Theaters fast alles verloren hatte, seinen Karlos verlangte, erwiderte ihm Schiller (am 5): „Sie sollen ihn haben. Was ein abgebrannter Mann von einem nie aufgebauten fordern kann, soll die Bedingung sein. Die Edition ist zwiefach fürs Theater entworfen; eine in Jamben, die andere in Prosa. Welche verlangen Sie? Der Dom Karlos, den ich drucken lasse, wird 26 Bogen stark, aber die theatralische, der nie gedruckt werden

*) „Auf den Sommer" ist offenbarer Lesefehler des Herausgebers.

wird, wird den Umfang des Fiesko haben. Bondini**) und Koch aus Riga haben mir 100 Thaler dafür bezahlt. 12 Dukaten ist es, was ich unter Ihnen und mir für billig halte. Wollen Sie das Stück um diesen Preis, so gebe ich es morgenden Tags, nachdem ich Ihren Entschluß weiß, zum Abschreiben. Vielleicht überrascht Sie diese Bearbeitung; denn sie ist das Beste, was ich in Rücksicht theatralischer Wirkung (ohne Hülfe von Spektakel und Operndekoration) hervorgebracht habe. Schicken Sie mit nächster Post Ihre Entschließungen. Vierzehn Tage nach Empfang ihrer Antwort kann der Karlos in Ihren Händen sein."

Körner trieb ihn, da die Liebe zu Henrietten die Dichtung und alle Lust des Lebens ins Stocken brachte, von Dresden, das die Familie der Geliebten auf einige Zeit verlassen hatte, nach dem in einem romantischen Thale liegenden Städtchen Tharand, zwei Meilen von Dresden. Der Freund selbst brachte ihn am 17. April dahin. Bei seiner Entfernung ließ er die beiden ersten Aufzüge in der verkürzten Gestalt, die er ihnen jetzt gegeben hatte, zum Druck zurück. Schon am folgenden Tage trat böses Wetter ein, das den Dichter, der „sein Herz hier unter freiem Himmel und in schönen Gegenden zu erheitern" gehofft hatte, ungemüthlich in sein Zimmer einsperrte. „Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein", schreibt er am 20. „Gearbeitet habe ich doch. Wie? Danauf kommt's nicht an.... Ich stehe alle Morgen um halb 6, auch 5 Uhr auf,

---

*) Pasquale Bondini war Direktor der kursächsischen Theatergesellschaft, welche im Winter zu Dresden, zur Zeit der beiden Hauptmessen in Leipzig, während des Sommers in Prag spielte.

weil ich nicht länger schlafen kann, aber arbeiten kann ich nichts vor 8 Uhr.“ Zwei Tage später hören wir, heute sei der erste erträgliche Tag gewesen; die Bewegung auf den Bergen, die er sich gemacht, habe er auch äußerst nothwendig gehabt, da sein Unterleib leide. „Meine bisherigen Arbeiten forderten auch diese feinere Stimmung nicht. Es war mehr Ordnen von Bruchstücken und Uebersetzen meiner Prosa in Jamben. Eine einzige schöne Frühlingswoche muß nun alles thun. Uebrigens siehst du ein, daß ich viele glückliche Ideen, manche Forderungen meines bessern Gefühls wegen der erstaunlichen Eile abweisen muß — und auch gut, daß es so ist. Der Karlos ist bereits überladen; und diese andern Keime sollen mir schrecklich (herrlich?) aufgehn in den Zeiten reifender Vollendung.“ Noch an demselben Tage berichtet er in einem andern Briefe, sein Stück sei für Mannheim angenommen. Von Dalberg war die Bearbeitung in Versen angekauft worden; hatte dieser ja seinen in fünffüßigen Jamben geschriebenen „Mönch von Carmel“ schon im vorigen Dezember aufführen lassen. „Viel Kluges erwartet bis jetzt nicht vor meinem Fleiße“, heißt es in demselben Briefe. „Der Wille ist gut, aber Wind und Wetter kämpfen dagegen.“ Ein paar Tage später schickt er Körner sein Stück; am folgenden Morgen solle Manuskript für Göschen folgen. „Sein Stück“ kann hier nur die Prosabearbeitung sein, die er wohl noch einmal durchgesehen hatte, ehe Körner eine dreifache Abschrift für die Theater machen sollte, dagegen ist „das Manuscript für Göschen“ die Fortsetzung der Handschrift für den Druck. Das ergibt sich aus der Aeußerung eines ein paar Tage spätern Briefes, den er nach Empfang der vier ersten Aushängebogen

schrieb: „Du wirst heute Manuscript von Karlos erwarten*), aber du findest es nicht. Da mir Göschen nur fünf Bogen schickt, worunter noch sogar eine Korrectur (ein noch nicht abgedruckter Bogen) ist, so hat er noch für 13 Bogen Manuskript vorräthig, und ich bin nicht pressirt. Ich werde noch eine Szene dazu fertig machen, wo nicht den ganzen Akt vollenden." Diese Aeußerung ist dahin zu verstehn, daß er weiteres Manuscript erst schicken will, wenn er zu dem, was er schon als Fortsetzung des dritten Aufzugs ausgeführt hat, noch eine Szene gedichtet hat, ja vielleicht erst nach Vollendung des ganzen dritten Aufzugs. Mit der Dichtung wollte es eben nicht recht vorwärts; die Spannung in welche ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Henrietten setzte, raubte ihm die nöthige Sammlung. In demselben Briefe erklärt er sich sehr unzufrieden mit dem weit unter seiner Erwartung gebliebenen Drucke. Körner ließ indessen die Abschriften der prosaischen Bearbeitung besorgen. Am 2. Mai klagt dieser, jeden Tag habe er Briefe und Manuskript (für Göschen) erwartet. Da die Vollendung des Druckes, wahrscheinlich durch Schuld des Dichters, der nicht fertig werden konnte, sich verzögerte, so entschloß sich Göschen, zunächst die erste Abtheilung des Stückes für sich in den Buchhandel zu geben, die zweite nebst Kupfer und Titel sollte in vierzehn Tagen folgen. Gegen Mitte Mai scheint Schiller nach Dresden zurückgekehrt, die Vollendung des Stückes am Ende des Monats gelungen zu sein, nachdem er sein unglückliches Verhältniß zu Henrietten, in Folge der Zusprache Körners, gelöst hatte, und gerade diese Befreiung von seiner

*) Tags vorher, wo er in Gesellschaft war, hatte er geschrieben, morgen werde er antworten und Manuskript schicken.

leidenschaftlichen Spannung dürfte der Förderung der Dichtung zu Gute gekommen sein, welcher er sich jetzt ganz, nicht ohne schmerzliche Aufregung, widmen konnte. Und nun ging er auch sofort an die Verkürzung seines Stückes für Schröder; die Abschriften der prosaischen Bearbeitung lagen bereits vor.

Am 1. Juli ersuchte er Koch um die Adresse in Berlin, unter welcher er ihm sein Stück senden solle; als er sich von ihm getrennt, habe ihm ein Mädchen, das er selbst gesehen habe, den Kopf so warm gemacht, daß er nach dieser zu fragen vergessen. Den 13. sandte er die Theaterbearbeitung an Schröder; er hatte an drittehalbtausend Verse von 6284 des Ganzen gestrichen. „Die Umstände, welche diesmal den Karlos verzögerten", schreibt er diesem, „kommen zum Glück nicht so gar oft wieder, und wenn sie kommen, so kommen sie doch nicht zugleich. Eine Abhaltung, und die stärkste, könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu nothwendigern Dingen. Achtundzwanzig gedruckte Bogen*) auf so viel, als Sie hier erhalten, zu reduziren war so leicht nicht. Vollends, wenn ich gewissen Rollen wenig abschneiden wollte, wie z. B. beim Philipp**) geschehen ist. Ich habe mich bei den andern Theatereditionen, die zum Theil schon verschickt sind, so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen, aber was ich für Sie machte, sollte reif und gedacht sein; darnm verschob ich Ihren Karlos bis zuletzt. Halten Sie das nicht für einen Krämergriff, Ihnen

---

*) Der achtundzwanzigste Bogen schloß kurz vor dem Ende von V, 3. Die erste Ausgabe des Karlos enthielt mehr als 31 Druckbogen. Der Druck war damals noch nicht beendet.

**) Den Schröder spielen wollte.

meine Waare anzupreisen: es ist mein Ernst, und ich will Sie dadurch von nichts als von meiner herzlich guten Meinung versichern.... Ich weiß nicht zu bestimmen, wie weit in Hamburg die Toleranz geht, ob z. B. ein Auftritt des Königs mit dem Großinquisitor stattfinden kann. Wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie finden, wie viel mit ihm für das Stück verloren sein würde. Weil ich es aber nicht aufs Ungewisse wagen wollte, so habe ich diesen Auftritt so angebracht, daß er, ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun, wegbleiben kann. Was also zwischen * eingeschlossen ist, kann auf den schlimmsten Fall weggelassen werden. Wenn nur Kleidung und Name Schwierigkeiten machten, so verändern Sie beides nach Gutdünken. Gerne geb' ich der Schwachheit diese Nebensachen preis, wenn mir meine Contrebande dadurch erleichtert wird.... Sollte das Stück in seiner jetzigen Gestalt noch zu lange spielen, so habe ich gleichfalls mit rother Kreide diejenigen Stellen bezeichnet, die ich lieber als andere aufopfere und dem Stücke selbst für entbehrlich halte. Sie treffen meist deklamatorische, die ohnehin oft die Kunst des Schauspielers und die Geduld des Publikums in Verlegenheit setzen." Zum Marquis möge er den besten Liebhaber wählen, wenn dieser der ältere scheine, zum Karlos den, der mehr Genie als Kultur, mehr Leidenschaft als Welt habe; im schlimmsten Falle müsse er selbst statt des Philipp den Marquis übernehmen. „Seien Sie durch Ihre Fürsorge und Ihre Winke allgegenwärtig, und flößen Sie, Ihnen und mir zu Liebe, einen esprit de corps unter Ihre Menschen, den Karlos ganz darzustellen. Brüten Sie darüber, wie Fiesko sagt, mit Monarchenkraft!" Schröder übersandte, wie Schiller gewünscht hatte, das Honorar für das von ihm mit Beifall aufgenommene

Stück*), ohne sich eingehender darüber auszusprechen. Den Großinquisitor müsse er weglassen, schreibt er, schon weil er dazu keinen passenden Schauspieler habe. Aber Schiller meinte, dazu könne er, da dieser fast gar keine Mimik haben dürfe, seine ganze Sache nur Deklamation, deutliche starke Vorlegung des Textes sei, leicht auch einen nur mittelmäßigen Schauspieler zustutzen. Gegen Schröders Anstoß an der Erscheinung des Prinzen als Gespenst bemerkte er, der abenteuerliche spanische Muth, der Geist der Liebesintrigue und noch mehr die anschauliche dringende Noth entschuldige sie, mache sie begreiflich, und man komme dadurch über gewisse Skrupel weg. Sollte man aber glauben, die Heftigkeit der Erwartung reiße den Zuschauer nicht darüber hinweg, so könne man sie freilich weglassen. Lerma erschiene dann sogleich nach der heftigen Szene mit dem Könige, so daß IV, 6 wegfiele, oder man könnte auch noch IV, 7 streichen, was sehr schade wäre, da diese bei einem guten Lerma sehr rühren müsse. Auch bemerkte Schiller, es liege in den Gesetzen unserer Seele und werde durch die Erfahrung bestätigt, daß Stücke, in welchen große, heftige Affekte spielen, schöner, ruhig und still als rasch und reißend schlössen. Auch nach Mannheim und nach Gotha an Gotter wurde die jambische Theaterbearbeitung geschickt.

Ueber die neuerdings aufgefundene schrödersche Handschrift verdanken wir die erste Kunde der Ausgabe Vollmers von 1880 S. LV—LVIII. Sie ist von drei verschiedenen Abschreibern, wahrscheinlich nach Schillers Entwurf, gemacht. Einzelne Blätter sind jetzt ausgeschnitten. Der Schluß ist abgekürzt. Die an Dalberg gesandte Bearbeitung ist bisher noch nicht aufgetaucht, aber sie

*) Er gab für den Karlos und die offene Fehde von Schiller Freund Huber zusammen 21 Louisd'or.

liegt zum größten Theile dem mannheimer Souffleurbuche zu Grunde. Diese Handschrift hatte Dalberg voll freiherrlicher Willkür nach der ihm übersandten Bearbeitung mit Benutzung der Thaliaszenen, der Druckausgabe und eigener Lappen anfertigen lassen. Dieser so entstandene Text ist im Laufe der Zeit „oft durch Ausstreichen, Ueberschreiben, Zukleben, Beschreiben der übergeklebten Streifen, Wiederausstreichen des Aufgeschriebenen, Herstellung des alten Textes u. dgl. fast bis zur Unleserlichkeit entstellt"; einzelne spätere Eintragungen entsprechen ganz der schröderschen Haudschrift, wonach dem, welcher sie machte, noch die von Schiller an Dalberg gesandte Handschrift vorgelegen haben muß. Das mannheimer Souffleurbuch stimmt in dem ursprünglichen Texte meist mit der schröderschen; bald hat die eine, bald die andere einige Verse mehr. Genaueres findet man bei Vollmer a. a. O. S. XXIV—LV, der auch die völlige Kritiklosigkeit der Mittheilungen von Arnold Schlönbach in dem 1860 zu Dresden erschienenen „Schillerbuch" ins Licht setzt. Die Prosabearbeitung liegt in zwei verschiedenen Redaktionen (den an Bondini und an Koch gelieferten Handschriften) uns vor, deren Hauptunterschied darin besteht, daß in der einen Domingo beibehalten ist, in der andern an dessen Stelle der bei St. Réal vorkommende Staatssekretär Perez getreten ist. In beiden fehlt der Großinquisitor und Karlos ersticht sich, als er von Philipp bei der Königin überrascht wird, indem er die Unschuld seiner Mutter betheuert. Die Abweichungen beider hat Sauppe in Goedekes „historischer-kritischer" Ausgabe mitgetheilt, auch die Vergleichung einer dritten Handschrift. Die bondinische hatte schon Dr. J. Albrecht im Jahre 1808 abdrucken lassen.

Gleich nach dem Erscheinen des Karlos siedelte der Dichter

nach Weimar über, wo er die verschiedensten Urtheile über Karlos vernahm. Wieland, der doch über den ersten Aufzug in der Thalia an den Herzog Karl August berichtet hatte, wollte mit dem Stücke noch ganz unbekannt sein; er ließ sich gleich ein Exemplar desselben vom Dichter schicken, um es mit ihm zu lesen und ihm seine Meinung darüber im einzelnen zu sagen. Im Gasthofe fand er Gotter von Gotha, von dem er mit Verwunderung hörte, daß die Szene des Königs mit Karlos nach dem Tode des Marquis, nach ihr die Gefangennehmung des Prinzen bei der Eboli die beste sei. Die Szene zwischen dem König und dem Marquis fand er nach Philipps Charakter unmöglich; in der des Marquis mit der Königin verdroß es ihn, daß diese jenen um seines Opfers willen tadle, wobei es sich zeigte, daß er die wahre Ursache davon*) gar nicht erkannt hatte; aber auch diese verwarf er. Dagegen erfreute ihn die Wirkung des Stückes auf seine in Weimar wiedergefundene Freundin Charlotte von Kalb, die ihm einige Züge zu seiner Königin geliehen hatte.**) „Des Königs sogenannter Monolog [III, 5]" ***), schreibt er an Körner, „hat auf sie erstaunlich viel Wirkung gethan. Die Stellen im Stück, die ich auf sie gleichsam berechnet habe, wovon ich dir gesagt, erreichten ihre Wirkung ganz. Des Marquis Szene mit dem König [III, 10] that viel auf sie, aber alles faßte sie nicht beim ersten Lesen. Auf sie wirkte die schönburgsche Szene [VI,

---

*) Daß er nur an sich allein gedacht habe, nicht an ihren eigenen Verlust dabei.

**) Dies berichtet Frau von Wolzogen nach Schillers eigener Aeußerung.

***) Ich verstehe nicht, wie Boxberger diese Bezeichnung auf den Anfang von V, 9 beziehen kann.

21]*) recht sehr, aber auch sie verstand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang derselben wollte.“ Bald darauf erfuhr Schiller von Gotter, daß dieser, der damals bei der Herzogin Mutter in höchster Gunst stand, derselben zu Tiefurt sein Stück nach der für Gotha gelieferten „jambischen Theateredition“ vorgelesen habe, wobei nur die erste Hälfte vor dem Einwirken des Marquis Eindruck gemacht, die zweite keinen oder einen widrigen. „Gotter behauptet mit Eifer“, schreibt Schiller, „daß diese zweite Hälfte und die ganze Aufopferungsgeschichte des Marquis durch Dunkelheit der Exposition, durch das geschwächte Interesse an Karlos und dergleichen ganz verloren ginge. Urtheile aus diesem Pröbchen, was ich mir von dem übrigen Publikum versprechen darf. Daran wurde nicht gedacht, daß die Rolle des Marquis durch die Kunst der Darstellung allenfalls eine Uebertretung der Wahrscheinlichkeit entschuldigte. Man fand dieses Menschen Kühnheit in der Natur nicht gegründet, und also war alles, was dieser vermeinte Fehler hervorbrachte, mit dem Fehler verdammt. ... Gotter und Wieland haben sich, wie ich aus allem abnehmen kann, in manchen Fällen und Urtheilen darüber begegnet, und ich muß bei dem letztern auf die alltäglichsten Einwendungen gefaßt sein. ... Mein Urtheil über das Stück ist bestimmt, und weil ich meine Billigkeit fühle, so fürchte ich, daß Wieland bei dieser Gelegenheit in meiner Idee sinken wird.“ Auch an Herder gab Schiller ein Exemplar seines Karlos, mit der Bitte um sein Urtheil. Dieser, obgleich er ein begeisterter Verehrer des noch in Rom weilenden Goethe war, nahm am Dichter lebhaften

*) Wahrscheinlich hatte sie auf ihren gemeinsamen Freund Graf Schönburg in Dresden einen tiefen Eindruck gemacht. Beim „Ausgange“ denkt Schiller an das, was die letzte szenarische Bemerkung besagt.

Antheil, und vertheidigte ihn an der Tafel der Herzogin Mutter, da er aus seinen Aeußerungen eine bessere Meinung von ihm gewonnen hatte als früher von bloßem Hörensagen. Diese bessere Meinung bestätigte ihm auch der Anfang des Karlos, wie er an Frau van Kalb berichtete. Wieland gab im Septemberhefte des Merkur eine Anzeige des Stückes, in welcher Schiller einiges gut gesagt, Körner Geist und Feinheit, aber doch immer ängstliche Anhänglichkeit an ein ästhetisches System fand. Wieland zeigte dort den Karlos unmittelbar nach Goethes Schriften an. Dieser „dramatische Roman" sei eine außerordentliche Erscheinung an unserm literarischen Himmel, die außer vielem, was in einzelnen Stellen vortrefflich sei, und einem großen Reichthum an Bildern, Gedanken, Sentiments, Charakterzügen, die sich durch Erhabenheit, Energie, Delikatesse, Schönheit des Ausdrucks u. s. w. auszeichneten, vornehmlich auch dadurch interessant werde, weil sie uns von den Fortschritten des Verfassers und von dem, was sich unsere dramatische Muse in Zukunft von ihm zu versprechen habe, unterrichte und uns, so zu sagen, zu Zuschauern eines langen, muthvollen Kampfes seines Genius mit seinem Sujet machte, wo der Sieg vielleicht um so zweifelhafter scheinen möge, je schwerer ihn der Kämpfer sich selbst vorsätzlich gemacht habe. Don Karlos (denn so sollte der Name lauten) habe ihm den lebhaftesten Wunsch erregt, daß der gute Genius der deutschen Schaubühne Herrn Schiller endlich einmal den Willen eingebe, seinen eigenen den Gesetzen des Aristoteles und Horaz zu unterwerfen und uns mit einem Schauspiel zu beschenken, das jede Probe der Kritik aushalte, und worüber ein gewissenhafter Aristarch nicht ein ganzes Buch schreiben müßte, wofern er der Gefahr entgehn wollte, sowohl durch

Lob als Tadel alle Augenblicke entweder an der Kunst oder an dem Künstler eine Ungerechtigkeit zu begehn. Persönlich sagte Wieland dem Dichter viel Gedachtes und Schmeichelhaftes; das Drama sei sein Fach, nur müsse er weniger verschwenderisch in seinen Stücken sein, um sich nicht auszugeben; aus dem Karlos hätte er drei wichtige Stücke machen können. Auch von Herder hörte Schiller bald darauf viel Schönes und Geistvolles über sein Stück, das äußerst viel auf ihn gewirkt habe, doch fand auch er die drei ersten Aufzüge „mehr unis und mehr ausgearbeitet“; er wollte das Stück aber noch einmal lesen und ihm dann mehr darüber sagen.

Schon am 29. August wurde Dom Karlos in Jamben mit rauschendem Beifall in Hamburg aufgeführt und am andern Tage wiederholt. Schröder hatte die von Schiller angezeigten Verkürzungen angenommen, weil das Stück zu lang war. Neben Schröders Gattin als Königin und Zuccarini als Posa zeigte sich Schröder als Philipp in seiner vollen Größe. „Er blieb ebenso wahr als neu, ebenso richtig als einzig“, schreibt Schröders Biograph; selbst Schillers reiche Einbildungskraft habe diesen Philipp, so menschlich veredelt, nur dunkel geahnt, nicht deutlich umfaßt. Devrient berichtet: „Die Schwierigkeit der neuen poetischen Sprache wurde freilich nicht überwunden, und die Haltung mancher Rolle in dem ungewohnten Tone verfehlt, aber durch die Lebendigkeit und natürliche Wärme, mit welcher die Darsteller der Hauptrollen ihre Charaktere, unbekümmert um ängstliche Beobachtung der poetischen Form, ergriffen und ausführten, wurde hier die Sympathie dem Gedichte gewonnen. ... Schröder vollendete diesen Triumph des natürlichen und charakteristischen Spieles durch seine Darstellung des Königs Phi-

lipp, worin er, ohne irgend eine rhetorische Prätension, durch die gewissenhafteste Mischung der Farben und Züge einen wahrhaft individuellen Charakter zu erschaffen verstand."

Die bondinische Truppe brachte den prosaischen Karlos am 14. September in Leipzig zur Aufführung, ohne aber damit großen Erfolg zu gewinnen, wenn es auch an Bravorufen nicht fehlte; nur Reinecke als Posa und Schillers Freundin Sophie Albrecht als Eboli waren tüchtige Darsteller, aber auch sie nicht ganz der Höhe ihrer Rollen gewachsen, besonders fehlte Reinecke der schwärmerische Schwung eines Posa. Philipp wurde auf eine grob unwürdige Weise von dem auch durch seine unedle Gestalt auffallenden Brückl entstellt, der sogar die Worte des Dichters durch gemeine Redeweisen verdarb, der Darsteller des Perez gar ausgelacht. Dieselbe Truppe, welche freilich schon am 2. November Reinecke durch den Tod verlor, spielte später den Karlos in Dresden und Prag. In Riga brachte ihn Koch auf die Bühne.

Erst am 6. April 1785 ließ Dalberg Karlos in Mannheim nach der von ihm willkürlich geänderten jambischen Bearbeitung aufführen. Iffland spielte den König, Frau Ritter die Königin, Beck den Karlos, Böeck den Posa, Beil den Alba, Fräulein Rennschüb die Eboli, Rennschüb den zu einem Jesuiten gemachten, statt Perez wieder eingeführten Domingo. Auch Sbirren des heiligen Gerichtes hatte Dalberg auftreten lassen. Der erwartete Erfolg blieb aus. Schiller wurde durch seinen alten Freund Schwan über die Aufführung benachrichtigt; auch hatte ihm dieser die scharfe Beurtheilung im „Tagebuch der mannheimer Schaubühne" zugehn lassen. Der Dichter äußerte mit berechtigter Bitterkeit an Körner: „Dalberg setzt es (den Mangel an

Erfolg) in die verfehlte Einheit und in die Unverständlichkeit des Plans.*) Beck klagt die Chikane der Direktion und das äußerst schlechte Spiel gewisser Schauspieler an. Du wirst wissen, was aus beidem zu nehmen ist. Etwas mag freilich von außen bewirkt worden sein. So ließ Dalberg z. B. (ganz gegen mein Manuskript, und ich weiß gar nicht zu welchem Ende, oder woher er die Bravour hat?) den Domingo, den ich in einen Staatssecretär Perez verwandelte, als Jesuiten auftreten. Alles murmelte sich zu: „Pater Frank!"**), und dieser Umstand allein hätte dem Stücke in einer Stadt wie Mannheim den Hals brechen können, wenn ich nicht ebenso viele Gründe dazu in seiner innern Struktur fände. Iffland soll den König geheult, Beck den Marquis aber gut, vorzüglich gut gespielt haben.***) Die Königin habe niemand verstanden, weil die Schauspielerin leise und unvernehmlich gesprochen. Domingo soll ein Hanswurst gespielt haben. Mit Beck war man, und auch Dalberg, Schwan u. a. sehr zufrieden."

Schiller war überhaupe über die kalte Aufnahme seines Dom Karlos äußerst mißstimmt; für dieses Werk dreijähriger Anstrengung, äußerte er schon am 7. Januar 1788, sei er mit Unlust belohnt worden. An Schwan erwiderte er am 2. Mai:

---

*) In dem gleich anzuführenden Briefe an Schwan bemerkt er: „Herr von Dalberg hätte sich die Mühe ersparen können, mir sein Exercitium von Kritik aufzusagen, warum das Stück die erwartete Wirkung nicht hat."

**) Dieser war als Beichtvater des Kurfürsten seines verderblichen Einflusses wegen gehaßt.

***) Devrient sagt, Beck allein habe als Posa sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt, Iffland als Philipp, wie schon früher als Verrina, allzumerklich an die Grenzen seines Talents gestoßen, dem der tragische Ausdruck nicht natürlich gewesen sei.

„Aufrichtig zu sprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt von keiner Vorstellung des Karlos gemacht, und ich weiß auch warum. Es ist mehr als billig, daß sich die theatralische Göttin für die wenige Galantrie, die mich beim Schreiben für sie beseelte, an mir gerächt hat. Indessen, wenn mein Karlos auch ein verfehltes Theaterstück ist, so halt' ich doch dafür, daß unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehn können. ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwiegen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dings eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen. Indessen höre ich, daß die zweite Vorstellung besser ausgefallen sei als die erste. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kommt daher, daß das Publikum beim zweitenmal Dinge verstehn lernte, die es bei der ersten Vorstellung nicht verstand. Uebrigens kann niemand mehr überzeugt sein als ich, daß der Karlos, aus Ursachen sowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne ist. Schon allein seine Länge könnte ihn davon verbannen. Ich habe ihn wahrlich auch nicht aus Zuversichtlichkeit oder Eigensinn auf die Bühne genöthigt, aus Eigennutz vielleicht eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle spielte, so war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um sein schlechtes Glück auf der Bühne niederzuwägen.“*)

Schon damals waren in Wielands Merkur Schillers vier

*) Der von Röseler in „Westermanns Monatsheften“ (Februar 1882) abgedruckte angebliche Brief Schillers ist unecht. Vgl. Schnorrs „Archiv“ VI, 372 ff.

erste Briefe über den Karlos erschienen, mit denen er die „vielen Deklamationen“ gegen das Stück von Seiten der Kunst her zu beschließen wünschte. Hier gibt er zunächst zu, daß er in dem ersten Akte andere Erwartungen erregt habe, als er in dem letzten erfüllt, und es ihm nicht gelungen sei, die zweite Hälfte des Karlos, zu der er ein ganz anderes Herz mitgebracht habe, der ersten, ein paar Jahre frühern, anzupassen; er habe sich zu lange mit dem Stücke getragen, da ein dramatisches Werk nur die Blüthe eines einzigen Sommers sein könne und solle.*) Auch sei der Plan für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werkes zu weitläufig, wodurch er z. B. gezwungen gewesen, in einer einzigen Szene den Marquis das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davon tragen zu lassen.**) Dann kommt er auf den Charakter des Marquis, den man durchgängig für zu idealisch halte. Das Unnatürliche dieses Charakters könne man nur darin finden, daß zu Philipps Zeiten kein Mensch so gedacht habe, solche Gedanken nicht so leicht in Willen und That übergingen und eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Konsequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet

---

*) Wenn er sagt, „neue Ideen hätten die frühern verdrängt“, so ist hier nicht von neuen philosophischen Anschauungen, sondern von reiferer Lebenserfahrung die Rede, die ihn mehr zu dem ältern Marquis als zu dem jugendlichen Liebhaber gezogen, aber doch hatte die Liebe eben in Dresden ihn leidenschaftlich ergriffen.

**) Auf diese Szene that er sich auch etwas zu Gute, als Wieland ihn auf die Fehler seines Karlos hinwies. Er möge versuchen, Posa mit einem König Philipp in einer Szene so weit kommen zu lassen, ohne seinen Weg einzuschlagen. Oder, fügte er hinzu, er möge die dreizehn Blätter starke Szene zwischen Karlos und der Eboli in französischem Geschmack schreiben lassen, und sehen, wer sie aushalte.

zu werden pflege. Nachdem er alle diese Gründe zu wiederlegen gesucht, tritt er den Beweis an, Posas Handeln gehe nicht von seiner Freundschaft für Karlos, sondern von seinem heroischen Entschlusse der Befreiung des unterdrückten Flanderns aus, er liebe diesen nur, insofern er in ihm seine feurig geliebte Menschheit schaue, dieser sein Ideal von Menschenglück verwirklichen, zunächst Flandern befreien solle.

Bald darauf las Schiller die Beurtheilung seines Karlos in der allgemeinen Literaturzeitung vom 10. und 11. Juni. Sie verrathe, schrieb er, nachdem er den Anfang gelesen, einen jungen Mann von vielem Feuer. Drei andere Rezensenten hatten, wie er vernahm, die Uebernahme des Karlos ausgeschlagen. Die dramatische Dichtkunst erscheine in diesem Werke in ihrem schönsten Lichte, bemerkte der Beurtheiler. An den drei ersten Aufzügen des Stückes, in welchem selbst die heftigste Leidenschaft zu einer angebeteten Schönen den ersten Platz der Freundschaft lassen müsse, rühmt er die sehr schöne Anlage und Durchführung. „Die Situation der Personen und ihre Charaktere entwickeln sich so natürlich, in einer ununterbrochenen Handlung, in der kein Umstand um des Lesers oder Zuschauers willen gewaltsamer Weise herbeigeführt wird. Kein falscher Schritt leitet etwa um einer Ueberraschung willen das Interesse irre. Die Handlung beruht auf den Leidenschaften der Hauptpersonen." Deshalb bliebe die Ausführung von Albas und Domingos Antheil an der Rache der Eboli besser weg, so daß dieser nnr mit wenigen Worten erwähnt werde. Dagegen machte der Beurtheiler den beiden letzten Aufzügen, in denen sich freilich viel Schönes und Rührendes im einzelnen finde, deu Vorwurf, die Handlung verwickle sich unerträglich, neue Auftritte häuften sich

so zahllos übereinander, daß sie fast nicht mehr bewegten, sondern betäubten. „Eine so verwickelte Intrigue, die, während dem alles geschieht, schlechterdings nicht zu fassen ist, und endlich dann nur einigermaßen verständlich wird, da Posa sich durch ihre Enträthselung bei seinem Freunde (in einer schönen Szene) rechtfertigt und die selbst mit Fleiß versteckt scheint, um den Zuschauer durch die unbegreifliche Verwirrung im vierten Aufzuge in die größeste Bewegung zu setzen, ist schon an sich höchst fehlerhaft im Trauerspiele, das in der Anlage nicht zu einfach sein kann, wenn es vollkommene Wirkung thun soll.“ Man erkenne hier Posa gar nicht wieder, welcher die einfache Größe seines Charakters verleugne, um ein abenteuerlicher Intriguant zu werden; auch müsse man mehr als einmal fragen, warum Posa so handle. Ganz unnöthig beschuldige er sich selbst einer schändlichen Absicht auf die Königin. Der Zuschauer könne nicht mit einem Märtyrer sympathisiren, der sich zudränge, der nicht für seinen Freund, sondern nur des Märtyrerthums wegen sterbe. „Schon das ist widrig, daß Posa die mit der edelsten Schwärmerei geliebte Menschheit beschimpft, da er seinen eigenen Charakter preisgibt, indem er stirbt, nachdem er alles in die schrecklichste Verwirrung gesetzt. Wenn aber Karlos nach den Niederlanden auf jeden Fall entfliehen muß, warum geht Posa nicht mit, da er den König doch aufgeben muß, und für die Königin nichts mehr thun kann, nachdem er sie in Absicht des Verdachts eines Verständnisses mit dem Prinzen gerechtfertigt.“ Auch wird es als großer Fehler getadelt, daß wir zuletzt sehen, der König sei nur ein Werkzeug höherer Macht gewesen, der tief verborgene Plan der Hierarchie durch ihn ausgeführt worden; eine solche Idee müsse von Anfang an in die Handlung gewebt sein. Die Schilderung

der Charaktere findet der Beurtheiler vortrefflich. Posa könnte freilich zu idealisch scheinen, er sei aber nicht unnatürlich. In diesem göttlichen Menschen, der nur das Wohl seiner Nation denke und suche, gründe sich selbst die enthusiastische Liebe zum Prinzen auf die herrlichen Anlagen dieses trefflichen Jünglings in Beziehung auf seine künftige große Bestimmung. König Philipp sei ein ernsthafter Mann mit schwarzem Blute, der aber als Herrscher alles um sich her unglücklich mache. Der Haß gegen ihn löse sich auf in tiefes Mitleid mit ihm selbst, dem ersten Opfer seiner traurigen Größe, und diese Empfindung werde erhaben durch die wehmüthige Betrachtung, die sich überall aufdringe, die Menschheit leide nur deshalb so viel Elend, weil ihre Herrscher nicht besser seien als die meisten unter dem Volke. Albas Charakter widerspreche die Szene, in welcher er mit Domingo zur Eboli kommt, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, da er hier den Hofmann spiele. Schiller strich diese Szene später. Die Sprache sei bis auf wenige Flecken angemessen und schön; manchmal shakespearisire der Dichter, aber meist nur in den zwei letzten Aufzügen und weniger als in seinen frühern Stücken. Der Vers fließe leicht und natürlich. Für die Bühne müsse das Stück gekürzt werden, doch sei zu fürchten, daß man dabei, um möglichst viel Handlung beizubehalten, diese, die jetzt schon zu verwickelt sei, noch gedrängter und dadurch ganz unverständlich mache. In den drei ersten Aufzügen brauche nur weniges weggenommen zu werden, das Gute sei hier unverbesserlich. Könnte der Dichter die beiden andern durchgehends ihrer würdig machen, so werde das Drama eines der schönsten Meisterwerke unserer Literatur bilden.

Auch diese Beurtheilung hatte Schiller gelesen, als er im

Dezemberhefte des Merkur die acht letzten Briefe über sein Trauerspiel gab. Hier wird zuerst auch aus dem Verhalten des Marquis seit seiner Unterredung mit dem König der Beweis geführt, das letzte Ziel seiner Bestrebungen liege über den Prinzen hinaus, der ihm nur als Werkzeug zu einem höhern Zweck wichtig sei. Dann wird zur Einheit des Stückes übergegangen, die nicht in der Liebe, dem Gegenstande der drei ersten, noch in der Freundschaft, dem Gegenstande der beiden letzten Aufzüge, liegen könne, sondern in dem enthusiastischen Entwurfe, den glücklichsten Zustand hervorznbeingen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar sei; dieser im Konflikt mit der Leidenschaft sei der Inhalt. „Alles, was den trefflichen Regenten macht, alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, alles, was sich vereinigen muß, sein vorgesetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, sollte sich in diesem Charakter beisammen finden: aber entwickelt sollte es noch nicht sein, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stückes überhoben.... Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschenglücks aus dem Stücke gleichsam hervorgehn zu lassen, so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauderhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegentheil desto mehr zu erheben.“ Es habe ihm eines Versuchs nicht ganz unwerth geschienen, „Wahrheiten, die jedem, der es gut mit seiner Gattung meint, die heiligsten sein müssen, und die

bis jetzt nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der schönen Künste herüberzuziehen, mit Licht und Wärme zu beseelen, und als lebendig wirkende Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampf mit der Leidenschaft zu zeigen.“ Die zwei letzten Briefe sollen dann des Marquis räthselhaftes Verhalten gegen den Prinzen und seinen Opfertod rechtfertigen. Der Marquis sei ein Schwärmer um seines Ideals willen, geräuschlos, ohne Gehülfen in stiller Größe zu wirken sein Ideal; er wolle Karlos retten, wie ein Gott, und eben dadurch richte er ihn zu Grunde. Schiller beruft sich auf die Erfahrung, daß moralische Motive, da sie nicht natürlich im Menschenherzen liegen, sondern erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht werden, gar oft durch einen menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt sind. „Nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbrüderung selbst, die sich, bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben, von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Beimischung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichsten Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben?“ So glaube er sich denn auf keinem Widerspruch

der Erfahrung zu befinden, wenn er seinen über jede selbstsüchtige Begierde erhabenen Marquis, der die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenusses zum Zwecke habe, auf dem Wege dahin in Despotismus sich verirren lasse. Vielmehr habe er gerade durch sein Beispiel die nie genug zu beherzigende Erfahrung bestätigen wollen, daß man sich in moralischen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühl entferne, um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem schon gegenwärtigen Gefühle von Recht und Unrecht vertraue als der gefährlichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen habe; denn nichts führe znm Guten, was nicht natürlich sei. Dem Vorwurfe, daß der Marquis durch viel natürlichere Mittel sich hätte retten können und nicht zu sterben brauche, wenn er nicht etwa des Märtyrerthums wegen sterben wolle, setzt Schiller die Behauptung entgegen, „er sterbe, um für sein in des Prinzen Seele niedergelegtes Ideal alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun nnd geben kann, das ihm das Theuerste ist, um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sei", er sterbe dafür, „wie mehrere große Menschen für eine Wahrheit gestorben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzuthun, wie sehr sie es werth sei, daß man alles für sie leide." Aber doch dann nur, meinen wir, wenn sie alles gethan hatten, was sie lebend dafür zu thun vermochten, oder wenn der Tod das Siegel ihrer angefochtenen Ueberzeugung war. Das ist aber hier nicht der Fall. Schiller fühlte dies wohl selbst.

Deshalb suchte er denn nachzuweisen, daß der Entschluß, sich zu opfern, für den Marquis natürlich, ja nothwendig gewesen; fasse er ihn ja „in der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen“, wo er „nicht mehr Meister seiner Gedankenreihe“ und in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben sei, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben, die der heldenmäßigen Aufopferung. Besonderes Gewicht legt er auf den Unwillen des Marquis über sich selbst, daß er durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu seiner verhängnißvollen Uebereilung hingerissen; dieser Unwille lasse ihn zuerst unter den Rettungsmitteln suchen, die ihm etwas kosten. Auch könne er nicht genug eilen, sich aus dem leidenden Zustand zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen, und so liege es ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen.

Selbst Körner, der die vier ersten Briefe ihres Stiles wegen so gerühmt hatte, ohne aber auf den Inhalt einzugehn, konnte nicht umhin, beim Schlusse zu erkennen zu geben, daß Schiller hier etwas in das Stück künstlich hineintrage, was ihm bei der Dichtung fern gelegen habe. Dieser Schluß enthalte eine überraschende und schöne Idee, die noch weiter hätte ausgeführt werden können. „Die dramatische Entstehung eines idealischen Fürstencharakters kann deinem Karlos noch eine große Einheit geben, wenn du bei einer zweiten Auflage di-

mehr zur herrschenden machst, und manche einzelne Theile ihr mehr unterordnest. Deine schönsten Stellen passen sehr gut in diesen Plan. Durch das, was der Marquis ist, erfährt man, was Karlos werden würde, da er ihn versteht. Ich denke, diese Idee würde dich noch einmal bei einer zweiten Bearbeitung des Karlos begeistern." Aber dem Dichter war sein Karlos gründlich verleidet, wenn er es auch der Mühe werth hielt, ihn gegen die, wie er meinte, mehr von Selbstzufriedenheit als von Sagacität zeugenden bisherigen Beurtheilungen auf geistvolle, wenn auch nicht ganz zutreffende Weise zu vertheidigen. Er selbst wußte, wie er an Körner schrieb, daß er eine schlimme Sache zu vertheidigen habe, glaubte sich aber mit Feinheit herausgezogen zu haben; er wollte eben zeigen, wie sehr er allen seinen Kritikern überlegen sei.

Unterdessen war auch in Berlin Dom Karlos am 22. November 1788 auf Befehl des Königs mit vielem Pomp, aber, wie Schiller von dem jungen Schubart hörte, schlecht gegeben worden. Nur die Szene des Marquis mit dem Könige sollte gut gespielt worden und dem Könige Friedrich Wilhelm II. sehr ans Herz gegangen sein. Das Stück spielte von 5 bis $11^1/_2$ Uhr. Sehr viel Spaß machte es dem Dichter, daß die Leiter der berliner Bühne, Engel und Ramler, die er als seine entschiedenen Gegner kannte, nicht einmal ihren Geschmack bei der Wahl ihrer Stücke behaupten konnten, und Engel gar einigen Schauspielern ihre Rollen auslegen und einlernen helfen mußte. Drei Jahre später veranlaßte es der Koadjutor Dalberg zu Erfurt, daß die seit einigen Monaten von Goethe geleitete herzoglich weimarische Gesellschaft unter Schillers persönlicher Mitwirkung zum Schlusse ...dortigen Vorstellungen Karlos nach der metrischen

Theaterbearbeitung aufführte. Auf dem Zettel stand, die Ausgabe, nach welcher das Stück aufgeführt werde, sei von dem Verfasser eigens ganz neu bearbeitet. Schiller hatte dafür sein Stück der weimarischen Gesellschaft überlassen. Der von den erhabenen moralischen Stellen des Stückes tiefergriffene Novalis wäre so gern von Jena nach Erfurt geeilt, konnte aber an dem Tage weder Wagen noch Pferd erhalten. Da Schiller bei der Aufführung verschiedene Bemerkungen machte, welche ihn wünschen ließen, das Stück, ehe er es wieder aufs Theater bringe, noch einmal der Feile zu unterwerfen, so bat er Goethe durch Wieland um vier bis sechs Wochen Zeit dazu. Wegen der Rollenbesetzung ward mit Schiller verhandelt, der bereits am 24. Oktober schrieb, nächster Tage werde Karlos in Weimar gegeben; doch verzögerte sich die Aufführung bis zum 28. Februar 1792. Fischer gab den Philipp, Domaratius den Karlos, der Schauspieler Einer den Posa, Becker den Alba, Krüger den Perez. Am 3. November ward er wiederholt, wo Vohs den abgegangenen Einer ersetzte.

Was die Ausgaben des Karlos betrifft, so tragen die Jahrszahl 1787 außer der ersten noch eine andere Ausgabe Göschens und eine auf Göschens Auftrag in Wien gedruckte, so wie ein Nachdruck mit Göschens Firma. Der Ausgabe war ein Verzeichniß von 32 Druckfehlern beigegeben, außer ihnen fanden sich noch 17 unberichtigt.*) Die nächst spätere, in zwei Theilen

*) I, 4, 30 Erinnerung statt Erinn'rung, 6, 7 bleiben statt blieben, wie ein paar Verse vorher berichtigt ist, II, 2, 160 Gerichtes statt Gerüchtes, 240 wohnen statt Wohnen, 8, 17 eilends statt eilends, eilends, 224 in der szenarischen Bemerkung voll statt vor, 13, 62 Sie statt lie, 17, 32, Versetznng des Kommas, III, 4, 53 Schlimmes statt Schlimm-

erschienene Ausgabe ist von 1799. Und doch meldet Schiller schon am 23. Februar 1788, Göschen werde die nächste Messe mit dem Karlos fertig und ihn auf Michaelis neu auflegen. Am 23. Februar schrieb Schiller, die neue Ausgabe solle um ein Fünftel, ja vielleicht ein Viertel kleiner werden; also nicht stärker wie die jambische Theaterbearbeitung. Den 24. Oktober 1791 hören wir wieder, Göschen sei wirklich mit dem Karlos rein fertig, und auf Ostern erscheine er von neuem. Dieser bat ihn damals um eine verbesserte Auflage. Doch Schiller konnte nicht darauf eingehn, weil die Verbesserungen beinahe zwei Monate erforderten; deshalb bat er ihn, nur eine kleinere Auflage zu drucken. Diese neue Auflage ist wohl die zweite mit der Jahreszahl 1787 bezeichnete, welche die in der ersten angezeigten Druckfehler verbesserte, demnach für die Kritik ohne allen Werth. Zwei Nachdrücke erschienen 1788 zu Köln und Karlsruhe, an letzterm Orte 1792 noch ein zweiter.

Als Schiller im Sommer 1794 das Bündniß mit Goethe geschlossen hatte, forderte dieser ihn auf, auch seinen Fiesko und Kabale und Liebe für die Bühne neu zubearbeiten. Auf die Vorstellung des Don Karlos am 18. Oktober lud er ihn ein, und er bedauerte, daß er durch Unwohlsein von Jena zu kommen gehindert gewesen, da er damit wohl nicht ganz unzufrieden gewesen sein würde. Auch bei der wiederholten Aufführung am 12. März 1795 war Schiller nicht zugegen. Diese Vorstellungen zeichneten sich durch das treffliche Ineinandergreifen

---

res, 10, 203 und 256 Ihres statt ihres, IV, 18, 17 in der szenarischen Bemerkung Stellung statt Stelle, 21, 7 und zum falschen Verse gezogen, 24, 163 sie statt Sie, 25, 3 in der Personenangabe Feria statt Alba, V, 3, 63 befürchte statt befürchtete.

und das sorgfältige Sprechen der Verse aus. Karlos von Vohs, Posa von Müller, Philipp von Malkolmi, Elisabeth von dessen Gattin, Alba von Graff, Perez von Becker, die Eboli von dessen Gattin waren ausgezeichnete Leistungen. Im Jahre 1796 schaltete Schiller nach dem Abgange der Eboli (jetzt IV, 17) für die weimarische Aufführung einen Monolog Posas ein, in welchem dieser seinen Entschluß, durch Aufopferung seines Lebens den Prinzen zu retten, ausspricht und begründet. So erhielt Karlos, der den im Sommer 1788 von Italien zurückkehrenden Goethe so sehr abgestoßen hatte, sich auf der weimarischen Bühne fortwährend in Gunst.

Die neue Ausgabe vom Jahre 1799 war ein bloßer Abdruck der beiden ersten, dagegen erlitt das Stück im Jahre 1801, wo es in drei verschiedenen Drucken erschien (hier trat zuerst Don Karlos statt Dom Karlos ein), bedeutende Veränderungen und Abkürzungen, die es freilich zur Aufführung geeigneter machten, aber der Vers ward an vielen Stellen zerrissen und der Zusammenhang oft verdunkelt. Es waren hier besonders die Stellen gestrichen worden, die auch in der jambischen Theaterbearbeitung weggefallen waren, im ganzen an neuntehalbhundert Verse, die denn auch in allen folgenden Ausgaben fehlen. Ebenso war die Abtheilung in Auftritte geändert. Für die in zwei Drucken erschienene Ausgabe des Jahres 1802 in lateinischer Schrift hatte Schiller eine Kürzung begonnen, war aber damit nicht über die sechs ersten Auftritte hinaus gekommen. Nach der Mitte März desselben Jahres hatte der Dichter auf Goethes Wunsch versucht, den Karlos der Bühne noch näher zu bringen, was dieser mit seinen ältern Stücken nicht wagen mochte. Er sei damit auf ziemlich gutem Wege, schrieb er den 20. an Goethe, und hoffe in

acht oder zehn Tagen zu Stande zu sein. „Es ist ein sicherer theatralischer Fond in dem Stück, und es enthält vieles, was ihm die Gunst verschaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, schon darum, weil es viel zu breit zugeschnitten ist; aber ich begnügte mich, das einzelne nur nothwendig zusammenzureihen, und so das Ganze bloß zum Träger des einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede ist, so ist das Ganze doch das, was zuletzt in Betrachtung kommt.“ Mit dieser neuen Bearbeitung wurden am 10. Juni die Vorstellungen zu Weimar geschlossen. Auch in Lauchstädt und Rudolstadt ward dieser nene Karlos gegeben, und in dieser Gestalt blieb er auf der weimarischen Bühne. Als im Frühjahr 1807 die weimarischen Schauspieler in Leipzig mit ihren besten Leistungen sich zeigen sollten, begannen die Vorstellungen mit Karlos als dem Stücke, welches auf der deutschen Bühne zuerst den Jambus wieder eingeführt hatte, aber in Leipzig selbst nur nach der prosaischen Bearbeitung mit manchen störenden Veränderungen gegeben worden war, und er fand solchen Beifall, daß er wiederholt wurde. „Wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird“, bemerkte Goethe im Jahre 1815, „zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegrenzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaktion zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehn. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehn, alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.“

Von den beiden Ausgaben, welche die Jahreszahl 1804

tragen, ist eine der drei Ausgaben von 1801, nur mit neuem Titel, die andere ein neuer Druck, nicht der letzten von 1802, sondern der von 1801. Diese Ausgabe von 1801 legte Schiller auch bei der neuen Bearbeitung zu Grunde, die er für die Gesammtausgabe seines „Theaters“ anfangs 1805 unternahm, von der nur der erste außer dem Karlos die Jungfrau und die Huldigung der Künste enthaltende Band von ihm rasch durchgesehen wurde; er konnte erst nach seinem Tode erscheinen. In dieser in vier verschiedenen Drucken erschienen Ausgabe des Theaters ward dem Titel „Don Karlos, Infant von Spanien“ zuerst der Zusatz „Ein dramatisches Gedicht“ gegeben, während früher jede nähere Bezeichnung der Dichtart fehlte. Schiller strich hier im dritten Akte 78, im fünften einen Vers, setzte siebenmal einen fehlenden Fuß zu, strich einmal einen überzähligen, ordnete viermal die ungefügen Verse anders, änderte auch mehrfach den Ausdruck, aber eine gründliche Durcharbeitung in metrischer Hinsicht und im Ausdruck fehlte. Leider hatte der Dichter die Ausgabe von 1801 zu Grunde gelegt, die von 1802 und selbst das Druckfehlerverzeichniß von 1787 nicht verglichen; auch begegneten ihm bei den Aenderungen einige leichte Versehen, und es fehlte nicht an Druckfehlern. Leider war dies die Ausgabe letzter Hand. Das Stück war dem Dichter zu fremd geworden, die überspannte Jugendlichkeit ärgerte ihn oft, und so strich er und änderte, ohne sich selbst immer zu genügen, was ihm die Stunde und die Noth eingaben. Joachim Meyers sorgfältige Kritik hat auch hier viele Fehler weggeschafft. In Goedekes „historisch-kritischer Ausgabe“ hat der als klassischer Philolog anerkannte Hermann Sauppe mit ungemeiner Sorgfalt alle Abweichungen der frühern Ausgaben verzeichnet, auch die prosaische Bearbeitung und die erste

Gestalt in der Thalia gegeben. Leider fehlt hier die jambische Theaterbearbeitung. Dies ist umsomehr zu bedauern, als dem Leiter dieser Ausgabe, Goedeke, das Theatermanuskript von Mannheim in einer Abschrift vorlag, die freilich vorab eine kritische Untersuchung bedurfte, wie sie Vollmer in der Einleitung zu seinem 1880 erschienenen vortrefflichen „Wiederabdruck der ersten Ausgabe mit einer Einleitung und mit kritischen Noten“ gegeben hat. Ueber die verschiedenen Pläne des schillerschen Karlos hat Dr. Ernst Elster in Leipzig einen eingehenden Vortrag auf der dessauer Philologenversammlung (1884) gehalten. Seine „Karlosstudien“ sind einer besonderen Veröffentlichung vorbehalten, die im nächsten Jahre zu erwarten steht. Derselbe gedenkt auch einen sehr erwünschten Abdruck der jambischen Theaterbearbeitung zu geben, da die von Vollmer ihm überlassenen Vergleichungen des hamburger und mannheimer Souffleurbuches die fast lückenlose Herstellung derselben gestatten.

Bei der Ungunst, worunter unsere klassischen Stücke unter der neuern, den Geist erstickenden Theaterroutine leiden, kann auch Don Karlos auf unserer Bühne kaum mehr aufkommen, und doch enthält er so viele dramatisch bedeutsame Auftritte, wie kaum ein anderes Drama, und wirkt trotz manches Anstößigen und vielfacher Verletzung der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit, über welche der wahre Dichter sich zu höhern Zwecken hinwegsetzen darf, durch den gewaltigen Schwung hinreißender Begeisterung frisch erhebend und erhaben rührend. Nur sollte man ihn nicht willkürlich beschneiden, sondern ihn möglichst nach Schillers jambischer Theaterbearbeitung geben. Eine hiernach mit Geschick gemachte Redaktion von berufener Hand wäre eine schöne Gabe für unsere Bühne.

Die erste Uebertragung des Stückes erschien 1798 in England, wo die frühern Stücke längst übersetzt waren; das folgende Jahr brachte zwei französische und eine holländische. Ins Italienische und in die übrigen europäischen Sprachen wurde Karlos, wie auch die andern schillerschen Dramen, erst bei weitem später übertragen. In Spanien selbst fand er so wenig Aufnahme, wie Schillers Stücke überhaupt. Nachahmungen des Karlos erschienen in Paris von M. E. Cormon 1848 und in Lüttich von Amedée de la Roussilière. Unter uns gab de la Motte Fouqué 1823 in seiner romantischen Weise einen neuen „Don Carlos, Infant von Spanien" mit einer Zueignung an seinen großen Vorgänger.

Die Erläuterung des Karlos für unsere Sammlung hatte der früh verstorbene talentvolle Ludwig Eckardt auf meinen Wunsch übernommen. Da aber seine mit großem Beifall aufgenommenen eigenen Dichtungen, Wandervorlesungen und literarischen Arbeiten ihn nicht dazu gelangen ließen, bin ich im Jahre 1873 für ihn eingetreten. Bei dieser zweiten Ausgabe ist der Ertrag der mittlerweile verflossenen zwölf Jahre möglichst benutzt worden.

III. Dramatische Gestaltung und Ausführung.

Von St. Réal nahm der Dichter die Zusammenkunft des Prinzen mit der Königin im Kloster San Yuste, die Zurückweisung der diesem entgegenkommenden Eboli, die Verbindung derselben mit Alba, Perez und Ruy Gomez zum Verderben des Karlos, dessen von Philipp abgeschlagene Bitte um die Statthalterschaft in Flandern, die üble Begegnung, die Alba von ihm erleidet, die Vermittlung seiner Verbindung mit der Königin durch den Marquis und dessen Ermordung auf Anstiften des Königs, das Einverständniß mit den aufständischen Niederländern, die beabsichtigte Flucht, Gefangennahme und Ueberweisung an die Inquisition. Aber wie ganz anders hat der Dichter diese zu tragischer Wirkung wie geschaffenen Umstände gewendet, weiter bestimmt und ausgeführt, in wirksame Verbindung gebracht und durch andere entweder anderswo hergenommene oder rein erfundene Züge zu einem sich zusammenschließenden, die leidenschaftliche Glut der Liebe, die hochherzige Begeisterung für freie edle Menschheit, die fürchterlichste Eifersucht, den scheuslichsten Fanatismus, den giftigsten Haß entfaltenden Ganzen gestaltet! Sein glücklichster Griff war es, daß gerade die Königin den Prinzen auffordert, seine leidenschaftliche Liebe mit Heldenmuth

zu besiegen und alle Kraft seiner begeisterten Seele Spanien und zunächst der Befreiung Flanderns zuzuwenden, daß er sie selbst, die Gemahlin des Despoten, zu einer Schutzheiligen der Freiheit macht, als deren Blutzeugen der Marquis und Karlos selbst fallen müssen. Die wirkliche Geschichte des unglücklichen Prinzen hätte seiner Dichtung keinen Stoff geboten.

Bei St. Réal wird der zur Flucht nach den Niederlanden bereite Prinz durch Dom Juan und den Oberpostdirekter verrathen, gefangen gesetzt und den Inquisitoren überantwortet, die ihn zu ewigem Gefängniß verurtheilen, später den König zum Befehle an den Prinzen drängen, sich selbst das Leben zu nehmen. Die Eifersucht von Philipp spielt hier eine geringe Rolle; sie ist getheilt zwischen Karlos und dem Marquis, der den Vermittler zwischen der Königin und dem Prinzen macht und auf Befehl des von glühendster Eifersucht gegen ihn entflammten Königs in der Nacht auf der Straße ermordet wird. Die Bitte, ihn nach Flandern zu schicken, stellt Karlos erst nach der durch des Königs eifersüchtigen Verdacht veranlaßten Ermordung des Marquis; diese abzuschlagen wird Philipp durch die Furcht vor der Rache seines Sohnes wegen der Ermordung des Marquis und durch die von Ruy Gomez gemachte Mittheilung bestimmt, wie Karlos in Gegenwart der darüber lachenden Königin seine Reisen verspottet habe, was ihn aufs tiefste verletzen und zugleich seine Eifersucht aufregen mußte. Schiller stellt uns den schweren Kampf des Prinzen, eines eben so schönen als geistbegabten, hoffnungsvollen Jünglings, mit seiner unglücklichen Leidenschaft dar, die er heldenhaft besiegt, indem er die ganze feurige Glut seines edlen Herzens der Befreiung Flanderns zuwendet, zu welcher ihn der Hinblick auf die hohe Weiblichkeit der einst leiden=

schaftlich geliebten Königin und das seinem großen, für ihn gefallenen Freunde gegebene Wort weihen. Das wäre jedenfalls ein würdiger Gegenstand für dramatische Darstellung. Aber der Dichter glaubte den wirklichen Ausgang der Geschichte nicht ändern zu dürfen, gerade die Art, wie der Prinz der Inquisition zum Opfer fällt, schien ihm von tragischer Wirkung. Dadurch aber verlor das Drama seinen Einheitspunkt, da nur rein zufällige Umstände den Prinzen zurückhalten und sein Verderben herbeiführen. Das Mißlingen wird keineswegs als sittliche Strafe, als Folge einer Verschuldung dargestellt, es ist eine Laune des Schicksals, deren Grund wir nicht erkennen. Freilich sucht der Dichter nachträglich diese zufällige Vernichtung des großartigen Entschlusses seines Karlos zu erklären, indem er die Unmöglichkeit, die Zeit der Völkerbefreiung schon jetzt herbeizuführen, durch die Inquisition, die mit ihrem Riesenarm die ganze Welt umspanne und auch den despotischen König beherrsche, ins Licht setzt, aber daß die Befreiung Flanderns möglich war, hat eben die Geschichte selbst bewiesen. Auch tritt der Einfluß der Inquisition hier gar zu spät ein, ja er ist ein hors d'œuvre, da die Zurückhaltung von Karlos nicht durch sie, sondern durch andere Umstände herbeigeführt wird. Wird auch auf die fürchterliche Macht der Inquisition schon vorher hingewiesen (das Autodafé, woran der ganze Hof sich beteiligen muß, bezeichnet Philipp I, 6), als Lösung des großen Eides, den alle Könige der Christenheit gelobt, und Philipp selbst warnt (III, 10) den Marquis vor der spanischen Inquisition: aber die alles umspinnende Allmacht derselben tritt früher nirgends hervor, vielmehr geht der König da, wo er handelnd auftritt, nicht in ihren Banden, ja er spottet selbst der Dominikaner und ihres Heiligen.

Freilich wirkt das Auftreten des Inquisitors, des furchtbaren Gegenbildes zu den menschenfreundlichen Träumen des Marquis und dem begeisterten Unternehmen des Prinzen, an sich in hohem Grade tragisch, aber es fällt eben nicht in den eigentlichen Bereich der Dichtung. Schiller hatte ursprünglich beabsichtigt, die Inquisition in ihrer Abscheulichkeit noch schärfer zu treffen (vgl. S. 7), aber bei der Wendung, die er später der Handlung gab, konnte er sie eben nicht eingreifen lassen, und doch wollte er sie nicht ganz ausschließen, wozu ihm die freilich ungeschichtliche Erzählung, daß die Inquisition das Urtheil über den Prinzen gesprochen und endlich seinen Tod durchgesetzt, eine Handhabe bot. Sein Philipp läßt den Großinquisitor nicht allein kommen, um von ihm zu hören, was er gegen den Prinzen thun solle, sondern auch um seine Seele wegen der Ermordung des Marquis zu beruhigen. Auch zum Charakterbilde des Königs bietet die Szene mit dem Inquisitor einen bedeutenden nachträglichen Zug, da wir sehen, wie schwach und machtlos er sich diesem mit starrer Weltklugheit alles berechnenden Glaubensgericht gegenüber zeigt.

Ein anderer Verstoß gegen die Einheit liegt in dem übermäßigen Hervortreten des Marquis seit der Unterredung mit dem Könige. Den Antheil, den wir bis dahin dem Prinzen schenkten, fesselt jetzt der Marquis mit seinem kühnen Spiele, das er so bald auf sonderbare Weise verlieren soll. Daß der Marquis den Verdacht einer unerlaubten Verbindung mit der Königin auf sich wälzen solle, lag schon im ersten Entwurfe des Dichters, auch wohl, daß er sich dadurch für den Prinzen aufopfere, aber, wie dies geschehn solle, dürfte ihm damals noch unklar gewesen sein. Als er bei der Ausführung des Stückes an diese Stelle kam, mag er wegen einer geschickten Einführung der Aufopferung

des Marquis lange geschwankt haben, bis ihm der Gedanke kam, den König in der Verzweiflung an seinen bisherigen Rathgebern zufällig auf Posa als den vom Schicksal ihm gewiesenen Rathgeber fallen und denselben sein ganzes Zutrauen gewinnen zu lassen. Dieser Gedanke zog ihn um so mächtiger an, als er dadurch Gelegenheit gewann, den edlen Traum geistiger Freiheit der Welt, das freie Weltbürgerthum, im Gegensatz zu dem den Geist in unwürdige Bande schlagenden spanischen Despotismus und zu der schauerlichen, den Menschen entwürdigenden Inquisition in ergreifender Weise auszuführen. Allein es erhielt damit auch Marquis Posa über den eigentlichen Helden das entschiedenste Uebergewicht, ja es hob hiermit eigentlich eine ganz neue höchst unerwartet eintretende Handlung an. Der große Antheil, den er selbst an der aus seinem Herzen fließenden, ihn mächtig hinreißenden Gestalt des hochherzig für das Recht der Menschheit einstehenden, für seinen Freund sich opfernden, gleichsam auf eine höhere Stufe gerückten Marquis nahm, bewog ihn auch bei der Weiterdichtung an die Einführung des Stückes auf dem Theater zu denken. Da die ersten Aufzüge bei aller Verkürzung für die Aufführung sehr lang blieben, mußte er auf möglichst rasche und wirkungsvolle, mächtig spannende Entwicklung Bedacht nehmen, die, wenn auch im allgemeinen das Drama gegen den Schluß seinen Gang beschleunigen soll, doch gegen die breite Ausführung der ersten Aufzüge immer einen auffallenden Abstand bildet.

Aber auch ein Zwiespalt der Handlung geht durch die beiden Hälften des Stückes. Im ersten Theile ist von einer brieflichen Verbindung zwischen Karlos und seiner ihm in Aussicht gestellten Braut keine Rede, noch weniger von einer Annäherung des

Prinzen an sie, sowohl früher (es wird nur der Zeit gedacht, wo Karlos und Elisabeth schon für einander bestimmt waren) wie während der acht Monate, in welchen er sie seit seiner Rückkehr von der Hochschule zu Alkala, aber immer nur in Gegenwart ihrer Frauen, gesehen (I, 2), könnte man auch die Zerstreuung, welche er dabei nach der Erzählung der Eboli gezeigt, auf seine Liebe deuten. Ganz anderer Art ist die im ersten Entwurf (vgl. S. 38) hervorgehobene „Melancholie und Zerstreuung"; selbst der feine Aufspürer Domingo hat nichts von einer Annäherung des Prinzen an die Königin entdecken können (I, 1). Daß er nie einen Brief von der Königin erhalten, ergibt sich daraus, daß er ihre Handschrift nicht kennt; denn sonst hätte er nicht glauben können, die von der Eboli an ihn gerichteten Zeilen habe die Königin geschrieben (II, 4). Dagegen bewahrt er im zweiten Theile, wie bei St. Réal, den Brief, den die Königin ihm währnd der ihn dem Tode nahe bringenden Krankheit nach Alkala geschrieben, als theuerstes Andenken auf, von dem er sich gar nicht trennen kann (IV, 5), ja auch noch andere Briefe der Königin müssen sich in seiner Brieftasche befunden haben, die er dem Marquis auvertraut (V, 1). Auch Karlos hat an die Königin geschrieben; sind es ja diese Briefe, welche die Eboli aus der Chatulle der Königin nimmt und nebst dem Medaillon, das Karlos ihr als seiner Braut geschickt, dem Könige übergibt (III, 1. 3. IV, 8).

Vom Marquis selbst hören wir im zweiten Theile (IV, 21), daß er die Liebe zur Königin, „der Leidenschaften unglückseligste", in des Prinzen Herzen Wurzel fassen sah und sie, statt zu bekämpfen, genährt hat, weil er, „in dieser hoffnungslosen Flamme der Hoffnung goldenen Strahl erkannt". Davon weiß aber der

Marquis gerade I, 2, wo Karlos ihn mit dem schrecklichen Geheimniß seiner Leidenschaft für die Königin überrascht, auch nicht ein Wort. Dieser ist auch im ersten Theile noch gar nicht Malteserritter und von seinen im zweiten Theile erwähnten Großthaten ist nichts bekannt.*) Hier hat er sich, wie bei St. Réal, in Alkala vom Prinzen verabschiedet, ist dann auf Reisen gegangen. Aber schon vorher hat er mit Heinrich II. zu Rheims im Turnier gekämpft (I, 4), was freilich vor mehr als elf Jahren geschehen sein muß, da dieser König bereits 1559 starb, und zwar in Folge einer Verletzung, die er bei einem Turnier, nachdem Elisabeth bereits Philipp angetraut war, erlitten hatte, wogegen hier die Königin selbst bestimmt hervorhebt, zur Zeit jenes Turniers sei an ihre Vermählung nach Spanien, die im Waffenstillstand zu Vaucelles (im Februar 1556) in Aussicht genommen wurde, noch nicht gedacht worden. Aber freilich so genau darf man dem Dichter nicht nachrechnen, da sonst ein so bedeutender Unterschied des Alters zwischen dem Prinzen und dem Marquis sich herausstellen würde, daß sie ihre Kinderjahre nicht zusammen verlebt haben könnten, wie es die Erzählung von Karlos I, 2 bedingt. Die neuerdings vom Marquis gemachten Reisen führten ihn, wie wir I, 3. 4 hören, unter andern nach Italien, zuletzt nach Frankreich und den Niederlanden; er kommt eben von Brüssel, will auch Briefe bringen von der Mutter der Königin,

*) I, 9 sagt freilich Karlos, der Marquis habe als Jüngling schon das Maß der Ehre erschöpft und sie ausgeschlagen; diese erst bei der spätern Bearbeitung eingeschobene Stelle ist zu unbestimmt, besonders bei der sonst so weiten Darstellung.

der Regentin Katharina von Medici.*) Hätte der Marquis durch Großthaten, wie sie der zweite Theil ihm zuschreibt, sich ausgezeichnet, die Königin hätte ihrer erwähnen, auch Karlos ihrer gedenken müssen. III, 6 berichtet Alba, der Marquis sei als achtzehnjähriger Jüngling von Alkala, wo er eben studirte, verschwunden und nach Malta entwichen, um dem Rufe des Ordensmeisters Lavalette zu folgen (das Malteserkreuz hatten ihm die Seinigen gekauft**)), der alle Ritter im Jahre 1557 zur Vertheidigung gegen Soliman II. aufgerufen hatte; er war der einzige von den vierzig Rittern, der, nachdem Sanct Elmo gefallen war, sich rettete. Darauf entdeckte er die von Schiller ganz frei erfundene Verschwörung in Catalonien, und er wußte diese Provinz bei Spanien zu erhalten; aber in welcher Stellung er sich damals befunden, erfahren wir nicht. Nach diesen Großthaten entzog er sich dem Dienste, um große Reisen durch ganz Europa zu machen. Aus seinen in Beschlag genommenen Briefen ersieht Alba (V, 8), daß der Marquis diese Reisen unternommen, um die nordischen Mächte für die Freiheit der Niederländer aufzurufen. Inwiefern dies alles zu der Darstellung des Marquis und seiner Jugendfreundschaft mit dem Prinzen stimme, kümmert den Dichter nicht.

Aber nicht allein in den äußern Verhältnissen, sondern auch in seinem Charakter ist der Marquis der zweiten Hälfte des

*) Wie begierig die Königin auf Nachrichten vom französischen Hofe, besonders von ihrem Bruder und ihrer Mutter, gewesen, erzählt Brantôme.

**) Die Aufnahme abliger Kinder in den Orden wurde gegen Zahlung des sogenannten Fährgeldes gestattet. Erst nach der Vollendung des zwanzigsten Jahres mußten die als Kinder Aufgenommenen sich persönlich auf Malta stellen.

Dramas von dem der ersten verschieden. Wenn Schiller selbst in seinen Briefen über das Stück zugibt, daß sein Marquis ein heldenmüthiger Schwärmer sei, so gilt dies eben nur von dem Marquis, der uns seit dem Augenblicke seiner Berufung zum König entgegentritt. Vorher ist er ein welterfahrener, durchaus besonnener, seinen warm erfaßten Zweck mit thatkräftigem, seiner Mittel klar bewußtem Eifer verfolgender Mann. Als solchen hat man ihn aus den Niederlanden an den Prinzen und die Königin gesandt, da beider Liebe für die Provinzen bekannt war. Freilich sagt er (I, 2), er umarme den Prinzen als „Abgeordneter der ganzen Menschheit", aber es ist dies nur eine rhetorische Redeweise der ersten Bearbeitung, die später, wie so manches ähnliche, hätte wegfallen sollen. Als ihm der Prinz sein schreckliches Geheimniß eröffnet hat, bittet er ihn, nichts zu thun, ohne es ihm vorher mitzutheilen; geschickt benutzt er die Gelegenheit, ihm sofort eine Unterredung mit der Königin zu erwirken, von welcher er die Beruhigung seiner Leidenschaft, ja, da er der Königin Nothbriefe aus den Niederlanden zu bringen hat, die erfolgreiche Mahnung, seiner unglücklichen Leidenschaft zu entsagen und Flandern zu Hülfe zu eilen, erwarten darf. Er weiß alles so klug einzuleiten und zu führen, daß eine Entdeckung der Unterredung unmöglich scheint. Die Theilnahme der Königin an den Niederländern war eine für das folgende höchst bedeutende Erfindung des Dichters. Daß er Briefe von der Mutter der Königin habe, ist eine bloße Vorgabe, durch welche er Gelegenheit erhält, ihr in Gegenwart ihrer Damen die an sie gerichteten Briefe aus den Niederlanden zu übergeben; denn hätte er wirklich Briefe ihrer Mutter, so mußte er dieser bei der Erwähnung seiner Absicht, sich der Königin vorzustellen, gegen Karlos ge-

denken. Als die Königin diese Briefe erbricht, ist sie überrascht, da sie statt einer Nachricht von ihrer Mutter bittflehende Aufforderungen um Beistand aus den Niederlanden findet. Der Marquis deutet der Königin in einer erdichteten Erzählung an, wie unglücklich Karlos, an dem sie ihren Antheil ihm vorher verraten hat, durch ihren Verlust geworden. Nachdem diese dann die Eboli wegzuschicken gewußt, sucht Posa die noch einzig anwesende Ehrendame, welche dem Karlos, wie er von diesem selbst weiß, gewogen ist, zur Entfernung zu bestimmen, und so darf er es wagen, dem Karlos einen Wink zu geben, vor der Königin zu erscheinen. Er selbst hält Wache; als er ganz unerwartet den König aus der Ferne bemerkt, weiß er den Prinzen noch zur Zeit zu entfernen. Wenn er aber versäumt hat, die Mondekar in der Nähe zu halten, damit sie gleich der Königin zur Hand sei, so ist dies nicht als Nachlässigkeit zu fassen, sondern wir haben hierin eine der manchen Unwahrscheinlichkeiten, welche der Dichter sich zu seinem Zwecke gestattet; denn die Ueberraschung durch den König war für ihn nöthig, da dessen Eifersucht schon gleich am Anfange scharf hervortreten mußte. Bei Karlos hat der Marquis seinen Zweck vollkommen erreicht. Dieser ist entschieden, sich der Rettung Flanderns zu weihen, und da Posa ihn erinnert, Alba solle bereits zum Gouverneur ernannt sein, so will er gleich morgen diese Stelle von seinem Vater sich erbitten: sein Muth ist durch die Gewißheit der Liebe der Königin, welche ihm die Niederlande ans Herz gelegt hat, so mächtig gehoben, daß er mit der Stimme der Natur bei seinem Vater durchzudringen hofft. Wenn auch der Marquis sich dieser Hoffnung hingibt, so ist dies freilich in den Verhältnissen nicht begründet, aber eine ganz genaue Kenntniß derselben war für

diesen unmöglich, und der Erfolg würde vielleicht trotz allem günstiger gewesen sein, wäre nicht, was der Marquis nicht wissen konnte, die Eifersucht des Königs eben fürchterlich entflammt, dieser gegen Karlos schrecklich aufgereizt worden. Er unterläßt nicht, den Prinzen auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß ihre nähere Verbindung am Hofe allen unbekannt bleibe. Auch in dem letzten Auftritt des ersten Aufzugs verräth er keine Spur von Schwärmerei, wie warm auch sein Herz schlägt. Vorsichtig hält er sich vom Prinzen zurück, ja, wie sehr er auch vor Ungeduld brennt, den Erfolg von dessen Bitte bei Philipp zu erfahren, nur von fern horcht er auf, was man am Hofe davon sage. Als er aber am verabredeten Orte nicht allein die Abweisung der Bitte, sondern auch die unglückliche Geschichte mit der Eboli vernimmt, als er sehn muß, wie der Prinz die Gefahr, in welcher er schwebt, gar nicht ahnt, ja sogar hofft, durch den erwiesenen Ehebruch des Königs ein Recht auf die Verbindung mit der Gemahlin seines Vaters zu erlangen, da bedarf er aller Besonnenheit und seines vollen Einflusses, den Prinzen von seiner wilden Ausschweifung zurückzuhalten. Da die Unterredung mit der Königin den Karlos schon einmal zu einem heldenhaften Entschluß ermuthigt hat, so hofft er jetzt, wo er das Gefühl „hoher Tugend“ in dessen Herzen wach gerufen hat, dieselbe Wirkung von einer nochmaligen Zusammenkunft mit dieser: diese soll ihn zu dem unumgänglichen Entschlusse bringen, heimlich nach Flandern zu gehn; das ist der „wilde, kühne, glückliche Gedanke“, der jetzt in seiner Phantasie aufsteigt, den er aber Karlos nur andeutet. Auch hier zeigt der Marquis keine Spur von Schwärmerei, nur der Gedanke begeistert ihn, daß man, wie oft

auch der Versuch zur Befreiung vereitelt werde*), ihn nie aufgeben dürfe. Wie er selbst zur Königin gelangen solle, ist ihm noch ebenso wenig klar, wie die Möglichkeit von Seiten der Königin, dem Prinzen eine geheime Unterredung zu gewähren, aber schon morgen hofft er ihm diese zu verschaffen. Dürfte die dramatische Ausführung hier auch nicht ganz gelungen sein, eine Unbesonnenüeit des Marquis liegt durchaus nicht vor; dieser hat das Vertrauen auf seine Klugheit, daß es ihm gelingen werde, einen klugen Anschlag zu ersinnen, um dem Prinzen die durchaus nöthige, ihn zum Entschlusse, nach Flandern zu entweichen, begeisternde Unterredung mit der Königin zu erwirken.

Aber noch ehe er einen solchen Anschlag gefaßt hat, wird ihm durch einen wunderbaren Zufall die Gelegenheit zu einer freien Unterredung mit der Königin geboten; doch hier läßt der Dichter ohne Noth eine plötzliche Ablenkung von dem Plane des Marquis eintreten, ja dieser selbst scheint von jetzt an wie ausgewechselt. Statt den Marquis einen eigenen Plan ersinnen zu lassen, der nicht so schwer fallen konnte, wird ihm ein solcher aufgedrungen, und in den Mittelpunkt stellt sich ein so wunderliches wie unnöthiges falsches und unbesonnenes Spiel, das nur zu bald den Marquis zur Selbstaufopferung führt. An der Stelle von Karlos und seiner Entweichung nach den Niederlanden zieht das räthselhafte Treiben des Marquis unsere gespannte Aufmerksamkeit auf sich.

---

*) Die Worte (II, 17 [15]) „ein Anschlag, den höhere Vernunft gebar, das Leiden der Menschheit (auszuführen) drängt, zehntausendmal vereitelt, nie aufgegeben werden darf", hatte schon (nur preßt statt drängt) die erste Bearbeitung; sie stehen etwas sonderbar in Anführungszeichen, nicht etwa als bekannter Ausspruch, sondern als Grundsatz politischer Klugheit. Ebenso findet sich V, 3, 194 ff. der große und kühne Gedanke, der dem Marquis eingefallen, in Anführungszeichen.

Als Alba diesen ins Kabinet geführt hat, scheint jeder Gedanke an seinen Plan, den Prinzen zur Königin zu bringen und dessen Entweichung nach Flandern zu bewirken, aus seiner Seele geschwunden. Keine Spur, daß er vielleicht die Gunst des Königs benutzen könne, um freien Zutritt zur Königin zu gewinnen, obgleich ihm einfällt, daß diese Berufung zum Könige vielleicht mehr als Zufall sei. Statt diesen Zufall geschickt zu seinem Zweck benutzen zu wollen, meint unser unpraktischer Schwärmer, es genüge, wenn er dem Könige seine freie Ansicht ausspreche; auch eine „Feuerflocke Wahrheit", in die Seele des Despoten geworfen, könne die Vorsehung auf ihre Weise verwenden. Wie es aber auch damit sein möge, er will so handeln, als ob die Vorsehung ihn wirklich in diesem Augenblicke zu ihrem Werkzeug ersehen habe. Und so eröffnet er denn dem König seine Hoffnung auf eine künftige freiere Zeit, in deren Anschauung er lebt, unbekümmert um die Gegenwart, zu deren Aufklärung und Verbesserung er nichts thun zu können glaubt; seine Wünsche verwesen in seiner Brust, er entsagt jedem Versuche, etwas zur Belebung dieses schönen Gemäldes zu thun, so daß Philipp nichts von ihm zu besorgen hat. Offenbar will er hiermit den König nicht täuschen, er spricht diesem seine volle Herzensmeinung aus. Wie? Ist dies derselbe Posa, der aus Brüssel gekommen war, um Karlos und die Königin für die Befreiung der Niederländer aufzurufen, der den kühnen Plan gefaßt hat, die Entweichung des Karlos nach den Niederlanden durchzusetzen, der, wie wir freilich erst V, 8 hören, durch ganz Europa gereist ist, um Hülfe für sie aufzubieten! Nur die Begeisterung, in welche er sich nach und nach hineinredet, läßt ihn gegen den König auch des Unglücks von Flandern und Brabant gedenken, und diesem vorhalten, welch

einen Ruhm er sich gewinnen könne, wenn wahre Freiheit sein Königreich zum glücklichsten der Welt mache. Als der von ihm ganz eingenommene König seines häuslichen Unglücks gedenkt, versichert er ihn nur, der Prinz denke edel und gut und die Königin könne nicht so tief fallen. Der König selbst ist von der Schuld beider nichts weniger als überzeugt, da die schamlose Hingabe der Eboli, der Haß Domingos und die Rache Albas ihm ihre Aussagen verdächtig gemacht haben. Wenn er die ihm vorliegenden Briefe als unwidersprechliche Beweise ihrer Schuld betrachtet, so mußte der Marquis wissen, daß solche wirklich nicht vorhanden sein können, und er deshalb hervorheben, diese Zeugnisse bedürften der genauesten Prüfung ihrer Beweiskraft, wodurch er eben einen festen Punkt gewonnen hätte, von welchem er gegen den Verdacht erfolgreich wirken konnte; denn allgemeine Versicherungen helfen eben nichts, wenn sprechende Zeugnisse die Schuld beweisen. Sonderbar, wie der König dem Marquis, nach dem offenen und freien Charakter, den er gezeigt hat, den Auftrag geben kann, sich an die Königin und den Prinzen zu drängen, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen. Aus der spätern Eröffnung des Marquis an Karlos (V, 3) ersehen wir, daß der Dichter hier wirklich annimmt, es seien Briefe von Karlos an die Königin vorhanden gewesen, die seine Schuld bekundeten, was mit der ganzen frühern Darstellung in offenbarem Widerspruch steht. Doch gerade auf diese Voraussetzung gründet Posa seinen Plan. Die von Karlos gewünschte Zusammenkunft mit der Königin, zu welcher der König ihm freien Zutritt gegeben, fordert er von dieser wirklich, indem er ihr einen Brief übergibt, in welchem Karlos diesen Wunsch ausspricht. Einen solchen Brief hat aber der Marquis weder von Karlos verlangt, noch dieser geschrieben;

denn in der letzten Zusammenkunft II, 17 (15), die ganz vollständig bis zum Schlusse dargestellt wird, ist davon gar keine Rede. Und wozu bedarf es eines immer gefährlichen Briefes, da der mündliche Auftrag vollkommen genügte? Weiter weist der Marquis die Königin darauf hin, daß Karlos nach Flandern entweichen und diesen Auftrag aus ihrem Munde vernehmen müsse. Sie macht dem Prinzen wirklich in ein paar Zeilen Aussicht auf eine Zusammenkunft, indem sie zugleich auf eine große Entschließung hindeutet, zu welcher er sich bereiten müsse. Was hält sie denn ab, sofort die Zeit der Zusammenkunft zu bestimmen, da die Noth so dringend ist? wozu dieser Aufschub? Freilich dem jetzigen Marquis liegt etwas ganz anderes am Herzen; dieser will die Königin und den Prinzen unvermerkt einer großen Gefahr entziehen, welche über ihren Häuptern schwebt, während er zugleich einen schweren Verrath an dem Könige ins Werk setzt. Wie aber kann er wirklich beide zu retten hoffen, wenn jene Briefe, die beim Könige beruhen, ihre Schuld unzweideutig beweisen? Und wenn nicht, wozu der ganze gefährliche, in seiner Ausführung für Karlos und die Königin so bitter verletzende Plan? Sollte ein so kluger Mann nicht ahnen, daß die Eboli, von deren Verleumdung der König spricht, die, wie er wußte, einen so natürlichen Grund zum Hasse und zur Verfolgung des Prinzen hatte, diesem die Briefe verschafft? Ja solche Briefe konnten ja nur aus der Chatulle der Königin kommen. Der früher so umsichtige Marquis zeigt hier eine ganz unglaubliche Beschränktheit. Die dringende Gefahr konnte er nur dadurch abwehren, daß er, wovon er überzeugt sein mußte, dem Könige zeigte, daß die Briefe die Schuld nicht bewiesen. Statt dessen aber nimmt er zu dem sonderbarsten Mittel seine Zuflucht, läßt sich vom Prinzen seine

Brieftasche geben, wie unbegreiflich auch diesem eine solche Zumuthung scheinen muß. Und was kann er im Grunde mit dieser erreichen? Die Eboli durch das an Karlos geschriebene Billet weiter zu verdächtigen, ist eben nicht nöthig, da der König selbst dieser mißtraut; und wenn er Philipp in der Brieftasche des Prinzen keine Briefe finden läßt, welche die Königin verdächtigen können, so wird dadurch das Gewicht der in den Händen des Königs befindlichen nicht im geringsten vermindert; ja warum muß der Prinz die Briefe der Königin gerade in seiner Brieftasche getragen haben? Freilich äußert der Marquis V, 3 gegen Karlos, zu laut habe schon die That gesprochen, ihn frei zu sprechen, es sei schon zu spät gewesen, aber dies stimmt eben nicht zur wirklichen Sachlage, Durch die Brieftasche kann der Marquis nur die Eboli noch mehr verdächtigen, was nichts weniger als nöthig, und höchstens die Eifersucht gegen die Königin beschwichtigen, gegen die er einen andern, den König weniger beunruhigenden Verdacht erregt; den Karlos spricht er nicht ganz frei, weder in Bezug auf die Liebe noch wegen gefährlichen Ehrgeizes, um des Königs Vertrauen noch mehr zu gewinnen, ihn zu bestimmen, ihn über die Freiheit des Prinzen verfügen zu lassen, dessen Entweichen er, während er ihn gefangen hölt, zu begünstigen beabsichtigt. Die in den dem Könige vorliegenden Briefen enthaltenen Beweise von Karlos' Liebe sind hier mit einemmale vergessen, und damit für den Marquis die Nothwendigkeit zu der in jeder Beziehung gefährlicheu Verhaftung des Prinzen geschwunden; mußte ja der Marquis wissen (wenigstens nimmt der Dichter dies an), die Verhaftung des Prinzen dürfe nicht ohne Genehmigung der Kortes erfolgen. Der Marquis denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß seine Gunst den Prinzen auf falsche Ge-

danken bringe und ihn zu gefährlichen Schritten verleite, die er durch seine Verhaftung unschädlich machen müsse. Und dennoch sinnt er auf seine Verhaftung, während es genügte, den König dadurch sicher zu machen, daſt er diesem seine Ueberwachung versprach, wodurch er Gelegenheit erhielt, seine letzte Unterredung mit der Königin und seine Entweichung zu ermöglichen. Auch das folgende Auftreten des Marquis ist durchaus ungehörig begründet. Plötzlich stürzt er mit zwei Offizieren der Leibwache in das Zimmer der Eboli, wo eben der Prinz vor dieser mit der Bitte, ihn zur Königin zu lassen, auf den Knien liegt. Wollen wir auch annehmen, der Marquis habe den Prinzen, den er in seinen Zimmern vergebens gesucht, in das Gemach der Eboli eintreten sehn, wie er dies V, 3 selbst sagt, und habe erst dorthin gelangen können, als dieser vor ihr niedergefallen war, was konnte Karlos im schlimmsten Falle der Eboli gestandea haben? Wirklich bittet er in des Marquis Gegenwart nur, daß er zur Königin gelassen werde. Wäre der Prinz auch so wahnsinnig gewesen, der Eboli seine Liebe zur Königin zu gdstehn, eine Gefährlichkeit für Karlos lag darin gar nicht, da der König, der jeden Glauben an diese längst verloren hatte, ihre etwaige Mittheilung als Eingebung ihrer verletzten Eigenliebe betrachten mußte. Aber dennoch läßt Posa nur aus Furcht vor dieser vom Könige längst verworfenen Verleumderin sich verleiten, in ihrem Tod die einzige Rettung des Karlos vor dem vernichtenden Ingrimme des Königs zu sehn. Doch da ihre Ermordung ihm feig und barbarisch scheint, faßt er den Entschluß, durch die Aufopferung seines eigenen Lebens den Prinzen zu retten und die Ausführung seiner Entweichung zu ermöglichen. Dies spottet geradezu jeder Wahrscheinlichkeit, zeigt uns auch den Marquis als einen unglaublich leichtsinnigen

Spieler. Läßt er ja in der Hast seiner Leidenschaft die Eboli nicht zu Worte kommen, was freilich dem Dichter den ganzen Faden der Handlung durchschneiden würde, aber doch einem so besonnen handelnden Manne in einem über Tod und Leben entscheidenden Falle durchaus widerspricht. Die Selbstaufopferung des Marquis war einmal nöthig, aber der Dichter mußte sie glücklicher begründen, durfte nicht den Posa zu einem alles überstürzenden Hitzkopfe verzerren. Die Art, wie er sich beim König verdächtig macht, ist freilich eine ganz einfache, aber sie setzt doch bei diesem eine zu große Leichtgläubigkeit voraus, und das Mittel, durch welches Philipp sich seiner entledigt, kommt wohl dem Dichter sehr gelegen, entspricht aber an sich nichts weniger als der Wahrscheinlichkeit, da der König einen solchen Verbrecher nicht so einfach ohne jeden Rechtsspruch und jedes peinliche Verhör aus dem Wege schaffen durfte, wie es wohl bei demjenigen an der Stelle ist, dem man nicht anders beizukommen vermag. Doch diese beiden letzten Unwahrscheinlichkeiten dürften weniger stören, da sie bei der rasch sich entwickelnden Handlung sich der Aufmerksamkeit des mit leidenschaftlicher Spannung ihr folgenden Zuschauers entziehen. Dagegen sind die andern Motivirungen des Handelns des Marquis seit seiner Berufung zu Philipp so ungehörig, daß sich in ihnen eine ganz entschiedene Schwäche der Dichtung verräth. Der Marquis erscheint hier nicht allein als ausschweifender Schwärmer für die Menschheit, der nur in den Bildern der Zukunft lebt, die Gegenwart ruhig preisgibt, sondern er handelt auch, als er wirklich eingreifen soll, um seinen Freund und Flandern zu retten, höchst leichtfertig und ungeschickt, so daß der frühere Marquis in ihm nicht mehr zu erkennen ist.

Diesen Riß, der durch die ganze Dichtung durchgeht, kann

weder eine künstliche Deutung und Rechtfertigung wegschaffen, auch nicht der Versuch, einen andern Einheitspunkt herauszufinden, wodurch man das individuelle Leben des Dramas vernichtet, ohne ihm ein neues einzuhauchen. Schiller selbst hat das letztere in seinen „Briefen über Karlos“ gethan, in welchen er mit feinem Geschick den freilich ihm an geistiger Gewandheit nicht gewachsenen, nur rein äußerlich verfahrenden, aber den kranken Fleck herausfühlenden Kritikern gegenüber eine verlorene Sache vertheidigt, indem er sich auf einzelne Stellen beruft, welche seine künstliche Einheit begünstigen, ohne sich auf eine Rechtfertigung der Widersprüche im einzelnen einzulassen. Das beim Erscheinen des Stückes allgemeine Gefühl, daß die beiden letzten Aufzüge, eigentlich III, 8 bis zum Schlusse des Stückes, zu dem Vorhergehenden nicht passen, ergibt sich jeder redlichen Auffassung als durchaus richtig. Zu dem Schlusse, der aus dem Stücke eine Tragödie des Schwärmers Posa macht, dessen ideale Entwürfe an der Wirklichkeit nutzlos zerschellen, paßt der Anfang nicht, und dieser Schluß selbst stimmt in sich nicht völlig zusammen, da so manches mit Rücksicht auf den Anfang und eine nothdürftige Fortsetzung der begonnenen Handlung eingemischt werden mußte, was dazu nicht paßt. Schillers Bemerkung, die Geschichte von Karlos' Liebe im ersten Theile sei bloß eine vorbereitende Handlung, welche später zurückweiche, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet sei, enthält das volle Geständniß des Fehlers, da dadurch eben die dichterische Einheit zerstört wird; nur müßte es auffallen, daß Schiller dies als eine feine Berechnung rechtfertigen zu können meinte und dabei die durchgehenden Widersprüche in der Handlung selbst auf sich beruhen ließ, wäre es ihm um etwas anderes als um eine glänzende Vertheidigung einer

„schlimmen Sache", als welche er sie selbst anerkannte, zu thun gewesen; er wollte sich nur als geistvoller Sachwalter zeigen, der seine Zuhörer, so lange sie ihn hören, besticht, indem er sie durch manchen leuchtenden Gedanken anzieht.

Bei Karlos, wie bei allen Stücken Schillers, hat man sich die richtige Auffassung dadurch getrübt, daß man in ihnen eine Grundidee suchte, ja die Grundideen der einzelnen aufeinander folgenden Stücke sollen einen bestimmten Fortschritt zeigen. Dies widerspricht geradezu dem Wesen der dramatischen Dichtung, die uns keineswegs einen Beleg zu einem allgemeinen Satze liefern, sondern den Kampf eines bedeutenden, unsern lebhaften Antheil erregenden Menschen, in welchem dessen Charakter sich voll ausprägt, in lebendiger Veranschaulichung darstellen soll. Es heißt die Natur der dramatischen Dichtung vollkommen verkennen, wenn man ein Drama dadurch zu heben meint, daß man einen allgemeinen Gedanken als Grundkeim desselben nachzuweisen sucht, durch welchen das Ganze seine zusammenschließende Einheit erhalte, aus dem es, wie ein Organismus, sich entwickle. In Karlos hat man bald den Gegensatz katholisch blinder Realität und protestantischer Idealität, bald den Kampf der Humanitätsideen, bald den Gedanken, daß nur das Natürliche zum Guten führe, als Grundidee erkennen wollen, indem man Gegensätze und Gedanken, die mehr oder weniger im Bereiche der Dichtung liegen, als deren eigentlichen Gehalt faßte. Das Drama ist nicht Darstellung von Ideen, sondern von handelnden und leidenden Menschen, die in aller Lebhaftigkeit und, wo es geschichtliche Personen sind, auf dem Boden ihrer Zeit und ihres Landes, vor uns treten sollen. So mußten denn auch in Karlos die Zeit Philipps II. und die Verhältnisse des unter ihm und der Inquisition

geknechteten Spaniens zur Erscheinung kommen, aber diese und ihr Gegensatz zu dem Freiheitsschwärmer Posa sind nicht ihr eigentlicher Zweck und Inhalt*), sie sind nur der Boden, auf welchem die unsern innigen Antheil erregende Geschichte des unglücklichen Prinzen spielt, die später durch den heldenmüthigen Schwärmer lange Zeit in den Hintergrund gerückt wird, eine Zwiespältigkeit, die sich auch in den zwei großen Szenen zwischen Philipp und Karlos einer- und Posa andererseits äußerlich darstellt, welche bei aller Verschiedenheit doch zu viel Gleiches haben, als daß sie in einem wohlgegliederten Drama nebeneinander bestehn könnten. Schiller hat sich später so etwas nicht gestattet.

Wenn wir in den letzten Akten eine durchgreifende geschickte Motivirung vermissen, tritt uns diese in den ersten meist auf glücklichste Weise entgegen; alles ist hier wohl gefügt, trefflich begründet und geschickt verarbeitet, wir erkennen den dramatischen Meister. Versuchen wir den Entwicklungsgang des Dramas in kurzer Uebersicht darzulegen. Der Dichter führt uns zunächst in den Frühlingsaufenthalt des Königs nach Aranjuez, welches der Hof eben zu verlassen im Begriffe steht. Auf der einen Seite soll hier das unglückliche Verhältniß des Karlos zu seiner ihm ihm einst zur Braut bestimmten Stiefmutter sich darstellen, auf der andern des Königs Unmuth über ihn und seine heftige Eifersucht, auch die erbitterten Feinde des Prinzen am Hofe sich verrathen, aber zugleich der erste Schritt der Handlung geschehn,

*) Schiller sagt selbst in der Thalia, es möge zwar ein gothisches Ansehen haben, daß sich in Philipp und seinem Sohne (Posa war ihm damals nur eine vermittelnde Person) zwei verschiedene Jahrhunderte anstoßen, aber er habe den Menschen Philipp rechtfertigen wollen, was nur dadurch möglich gewesen, daß er den herrschenden Genius seiner Zeit dargestellt.

der Prinz von der ihn und seine ganze Thätigkeit verzehrenden Liebesleidenschaft zu dem Entschlusse getrieben werden, von seinem Vater die Sendung nach Flandern zu erbitten, auf dessen Befreiung jetzt seine Seele hingerichtet ist. Der Beichtvater des Königs sucht vergebens durch listige Windungen sich in das Geheimniß des träumerisch zerstreuten, sich vom Hofe scheu zurückziehenden Prinzen zu stehlen, dieser weist ihn mit klarer Durchschauung seiner heimtückischen Absicht zurück. Das fürchterliche Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn tritt schon hier in einzelnen Aeußerungen, viel entschiedener aber in der zweiten Szene mit Posa hervor. Wir erfahren, wie Karlos einst in dem Gedanken geschwärmt habe, ein goldenes Zeitalter in Spanien zu gründen, jetzt aber, in Folge seiner unglücklichen, vergebens bekämpften Leidenschaft für die eigene Mutter; in träumerische Verzweiflung versunken sei, freud-, hülf- und rathlos allein stehe. Posa, sein hochherziger, in wunderbarer Weise gewonnener Jugendfreund, dessen überraschende Ankunft ihn mit unendlicher Freude erfüllt, erhebt seine Seele durch das Versprechen, ihm, wo möglich, noch in Aranjuez eine Zusammenkunft mit der Königin zu verschaffen. Der Dichter führt uns sodann diese im Kreise ihrer Damen vor, wobei ihre unglückliche Stellung in dem fremden Lande, an einem von der strengsten Etikette bewachten Hofe, als Gattin des Monarchen, dem sie sich hat opfern müssen, glücklich angedeutet wird, auch schon die Neigung der heitern, vergnügungssüchtigen Eboli zu Karlos sich flüchtig verräth. Zur Bezeichnung der Stellung der Königin ist hier die bei der neuern Bearbeitung hinzugefügte Olivarez neben der Eboli und Mondekar geschickt verwandt. Die Oberhofmeisterin ist die Vertreterin der steifsten Hofetikette, die starr auf ihre Vorschriften und die

überkommene Ordnung hält. Seine Herzogin von Olivarez als Oberhofmeisterin schuf der Dichter ganz frei nach dem Namen ihres Gatten, des Grafen Enrico de Olivarez, Alcayde des königlichen Palastes zu Sevilla, der später als Gesandter nach Rom ging, wo ihm sein bekannter gewordener Sohn Gasparo de Guzman Graf de Olivarez geboren ward, der Herzog von San Lucar de Barameda war und als solcher Graf Herzog (Conde Duca) genannt wurde. Die Gemahlin des Grafen Enrico, Maria Piementel de Fonseca, war Tochter des Grafen von Monterey. Schillers Marquis deutet, da die Königin mit ihrem Antheil an Karlos nicht zurückhalten kann, auf dessen leidenschaftliche Liebe hin. Geschickt weiß Posa die Hofdamen zu entfernen, worauf er Karlos vor der Königin erscheinen läßt. Diese weist den Ausbruch der wilden Leidenschaft des Prinzen zurück, die ihn ganz außer sich setzt, und beschwört ihn, von seinem so hoffnungslosen wie verbrecherischen Sinne den Geist zu einem seiner hohen Begabung würdigen Streben zu erheben, wozu dieser, von der aus ihren Worten sprechenden reinen Zueignung hingerissen, freudig bereit ist. Welche Thätigkeit sie ihm zunächst bestimmt, deutet sie ihm durch Mittheilung der ihre Hülfe dringend beanspruchenden Briefe aus den Niederlanden an, deren Noth sie ihm mit einem glücklich bezeichnenden Worte ans Herz legt. Ist so das Verhältniß der Königin zu ihrem Stiefsohne, dessen Seele sie zu thatkräftigem Wirken für das bedrängte Flandern begeistert, glücklich bezeichnet, so sollen nun auch die flammende Eifersucht des Königs auf seine Gattin und sein Unmuth über Karlos' verschlossenes Wesen*)

*) Noch in der ersten Ausgabe sprach der König die Furcht aus, Karlos hoffe auf seinen Tod, könne gar sein Leben bedrohen. Die Ausgabe von 1801 ließ V. 80 zuerst die Stelle weg:

scharf hervortreten, wie es auf echt dramatische, mit Sorge für Karlos und die Königin uns erfüllende Weise im folgenden Auftritt geschieht. Alba erscheint hier als der seinem König mit kalter Entschlossenheit zur Seite stehende, seine Besorgniß wegen Karlos theilende Diener seines Grolles. Der im Gegensatze zu ihm ausgeführte Graf Lerma bürgt, als Freund des Prinzen, für dessen Herz, aber auch er kann die Gefahren seiner Heftigkeit nicht leugnen. Auch die grausame Verfolgung der Ketzer von Seiten des Königs tritt hier hervor, wogegen die Königin in ihrer reinen, hohen Weiblichkeit und ihrer herzlichen Theilnahme an dem Wohle der Ihrigen erscheint. Daß der Dichter hier ein großes Autodafé nach Madrid verlegt, ist eine glückliche Zudichtung schon der ursprünglichen Bearbeitung. Einem großen Autodafé zu Valladolid hatte Don Karlos am 21. Mai 1559 beiwohnen und dabei beschwören müssen, die Ketzer verfolgen zu wollen. Bei der Rückkehr aus den Niederlanden ward Philipp mit einem zweiten, dazu aufgesparten Autodafé zu Valladolid am 8. Oktober 1559 empfangen. Auch zur Verherrlichung der Trauung der Königin Elisabeth mit Philipp II. zu Toledo ward am 2. Februar 1560 ein großes Autodafé veranstaltet, dem außer Philipp die Königin,

---

Ich höre keine Klagen mehr. Wie kommt das?
Das, Herzog, das ist irgend ein Komet,
Der mir am Horizont sich schrecklich nähert.
Ich fürchte seine Nachbarschaft,

und schrieb nach „Seid wachsam!“ zur Ausfüllung des Verses ein: „Ich empfehl' es Euch.“ In der ersten Bearbeitung trat auch die Eifersucht des Königs auf Karlos in scharfer, widerwärtiger Weise hervor; Philipp forderte Domingo auf, ihm morgen über sein Zusammentreffen mit diesem zu berichten, und der Auftritt schloß sehr drastisch, aber widerwärtig in Folge des Abscheus, den die Königin vor dem Autodafé äußert.

und Karlos beiwohnen mußten. So sehr galten in Spanien die Autodafés als Festbelustigungen. Hier aber läßt der Dichter von Philipp ein großes Autodafé zu Madrid veranstalten, um sich öffentlich als Verfolger der Ketzer zu zeigen.

Nachdem so unsere Furcht für den Prinzen und die Königin, deren Verhältniß zu diesem den König in Wuth versetzen würde, lebhaft erweckt ist, erklärt Karlos seinem Freunde den Entschluß, gleich morgen die Statthalterschaft von Flandern sich von Philipp zu erbitten, welche dieser ihm nicht wohl abschlagen könne, ja er hofft durch die Stimme seines Herzens sich die Gunst seines Vaters zu gewinnen. Der Marquis freut sich, den Prinzen aus seiner Verzweiflung zu frischem Leben und entschiedenem Wirken für die bedrängten Niederlande erweckt zu sehen. Aber der Zuschauer kann die Zuversicht, zu welcher der Prinz auch den Marquis fortreißt, nicht theilen. Er weiß, wie bitter verstimmt der König gegen den Prinzen, wie er von seinen Feinden Alba und Domingo umgeben ist, und von der Heftigkeit desselben muß er, wenn der König, was sehr wahrscheinlich, auf seine Bitte nicht eingehn wird, das Schlimmste fürchten, ganz abgesehen von der Möglichkeit der Entdeckung der leidenschaftlichen Unterredung des Prinzen mit der Königin. Wenn Schiller von dem ersten Aufzug in der Thalia sagte, der ganze Gang der Intrigue verrathe sich schon hier, wo und wann und wie heftig sich in der Folge die beiden Hauptcharaktere widereinander schlagen würden, so ist dies insofern richtig, als wir von dem Abprallen von Vater und Sohn, deren Richtungen so entschieden sich entgegenlaufen, alles fürchten müssen; das Abschlagen der ersten Bitte wird den Karlos heftig erregen, die Gegner werden, durch seinen erwachten Ehrgeiz aufgeschreckt, alles gegen ihn aufbieten, seine geheime Verbindung

mit der Königin und sein Einverständniß mit Flandern entdecken, und so den König zu den fürchterlichsten Entschlüssen hinreißen. Die Exposition des Stückes ist am Schlusse des ersten Aktes vollkommen beendet, da auch noch im letzten Auftritte die brüderliche Freundschaft und herzliche Verbindung zwischen Karlos und Posa besiegelt, zugleich verabredet ist, daß sie ihr Bündniß vor allen geheim halten; nur vermissen wir die Andeutung, daß der Marquis den Erfolg seiner Bitte in dem einsamen, vom Dichter zu seinem Zweck ersonnenen Karthäuserkloster bei Madrid erfahren soll, wo sie ganz unentdeckt sich besprechen zu können hoffen.

Der zweite Akt, der das Komplott zwischen Alba, Domingo und der Eboli zur Entwicklung bringt, schließt mit dem Zusammentreffen der Freunde im Karthäuserkloster und der Absicht des Marquis, dem Karlos eine Unterredung mit der Königin zu verschaffen, welche ihn, da der König die Sendung nach den Niederlanden abgeschlagen hat, zur Flucht nach Flandern auffordern soll. Läuft der erste Aufzug in ununterbrochener Zeitfolge ab, so liegt hier zwischen dem dreizehnten und vierzehnten Auftritt ein Zwischenraum von drei Tagen. Das war in der ersten Bearbeitung nicht der Fall, welche mit dem jetzigen vierzehnten Auftritt den dritten Aufzug begann. Dies konnte freilich bei der später weiter ausgesponnenen Handlung nicht mehr geschehn. Posa sagt ausdrücklich, zweimal sei die Sonne auf- und untergegangen, seit das Schicksal seines Karlos sich entschieden, dieser, wie er hofft, die erbetene Statthalterschaft erhalten habe, was erst am Morgen nach dem Schlusse des ersten Aufzugs geschehen sein kann, an welchem Karlos dem König seine Bitte vorlegen wollte. Karlos sagt ihm, vorgestern sei die Geschichte mit der

Eboli vorgefallen. Weshalb Karlos seinen Vertrauten nicht den Abend desselben Tages ins Kloster beschied, ihn so lange in Unruhe schweben ließ, sieht man nicht ein; mußte doch beiden Freunden alles daran liegen, sich gleich nach der beim Könige erfolgten Audienz zu sprechen.

Die Bitte des Prinzen hat den Erfolg, den wir fürchten mußten, aber daneben einen andern: die Stimme der Natur hat so weit gewirkt, daß der König sich entschließt, seinen Sohn sich näher treten und an den Angelegenheiten des Reiches Theil nehmen zu lassen, weshalb er dem Alba befiehlt, den Prinzen zu versöhnen. Aber gerade dieser Entschluß des Königs hat für Karlos eine gefährliche Folge: er erregt Albas Haß, den schon des Prinzen verächtliche Behandlung in Gegenwart seines Vaters glühender entflammt hatte, und bange Sorge für seinen Einfluß, woraus denn die scharfe Bitterkeit bei der beabsichtigten Versöhnung sich entwickelt, welche Karlos zu einer Forderung treibt. Dazu gibt die Art, wie der Streit durch das Erscheinen der Königin getrennt wird, Alba einen Grund, auf ein geheimes Einverständniß zwischen dieser und dem Prinzen zu schließen. Die wirkliche Herausforderung und der Königin Ruf an Karlos sind vom Dichter frei erfunden. Strada, Cabrera und Ferreras berichten vom Versuche des Karlos, den Alba mit seinem Dolch zu durchbohren, dem dieser durch Gewandheit und herbeikommende Hülfe entging. Einen andern Feind soll dem Karlos die leidenschaftliche Liebe der Prinzessin Eboli erwecken, die ihn selbst auf geheime Weise durch ein Billet zu sich laden läßt, in welchem er unglücklicher Weise die Hand der Königin zu erkennen glaubt. Da er dem Plan auf die Statthalterschaft der Niederlande entsagen muß, so ist er verblendet genug, sich der Hoffnung hinzu-

geben, die Königin, die ihn noch gestern so entschieden zur Entsagung und Tugend zu bestimmen gewußt, sei auf einmal andern Sinnes geworden, und wolle sich seiner Leidenschaft hingeben. Dies setzt freilich eine seltsame Verkennung des hohen Sinnes der Königin voraus, deren man Karlos unfähig halten sollte; schlimm genug, daß der Dichter dieses Fadens zur Durchführung der Intrigue seiner Eboli bedurfte. Als die Eboli ihren Irrthum erkennt, wird sie von gieriger Wuth über ihre Zurückweisung erfüllt; ihre nach Rache dürstende Seele läßt sie erkennen, daß die ihr verrathene Liebe des Prinzen nur der Königin gelten kann. Um ihre gekränkte Ehre zu sühnen, ist sie entschlossen, dem Könige, der sie durch Domingo hat versuchen lassen, ihre Frauenehre preiszugeben und ihm zugleich das Geheimniß der von der Königin erhörten Liebe des Prinzen zu verrathen. Nichts kann dem gegen Karlos erbitterten Dominikaner gelegener kommen, dem schon Alba seinen Verdacht und seine Sorge um den Verlust ihres beiderseitigen Einflusses mitgetheilt hat; als herrsch- und blutsüchtiger Priester, haßt und fürchtet er den Prinzen, in dem er einen Ketzer sieht, der als Regent die Herrschaft der Kirche nicht mehr anerkennen werde. Die Eboli spiegelt ihm vor, die Entdeckung, daß der König von der Königin betrogen sei, habe sie bestimmt, diesem zu willfahren. Ihre Rache ist zum Aeußersten bereit, und so geht sie auf Domingos Gedanken ein, die Chatulle der Königin nach Briefen des Prinzen zu durchsuchen. Um Philipp bei sich zu empfangen, will sie in einigen Tagen sich krank stellen. Weshalb die Zusammenkunft mit dem Könige erst nach einigen Tagen erfolgen soll, sieht man nicht ein. Hat ja Alba eben darauf gedrungen, daß der König sofort von der Eboli das ihnen so willkommene Geheimniß er=

fahren solle, da er jede Stunde den Befehl zum Abmarsche erhalten könne, aber vorher noch den Erfolg dieser Entdeckung erfahren möchte*), und es wäre seltsam, wenn die Eboli erst, nachdem sie dem Könige das Geheimniß entdeckt, ihn bei sich empfangen sollte. In der frühern Bearbeitung wollte die Eboli, ehe Alba auf Beschleunigung dringt, Domingo am nächsten Mittag in ihrem Zimmer erwarten, um ihm das Geheimniß mitzutheilen. Da die Eboli sich erst der Briefe zu bemächtigen suchen muß, würde besser der zweite Abend zur Mittheilung des Geheimnisses an den König bestimmt, diese Mittheilung aber eben bei dem Empfange des Königs gemacht. Als der Marquis am zweiten Morgen nach der Audienz den Prinzen im Karthäuserkloster trifft, wo er ihn schon zweimal vergebens aufgesucht hat (einen Grund zu dieser Verspätung des Prinzen, der sich doch mit ihm verabredet haben muß, sieht man nicht), wird er durch die unerwartete Kunde von der Ablehnung seiner Bitte, noch mehr durch das überrascht, was er von dessen gefährlicher Zusammenkunft mit der Eboli und der in Folge seines Beweises von der Treulosigkeit des Königs wunderlich erweckten Hoffnung auf die Verbindung mit der Königin vernimmt: doch weiß er den von leidenschaftlicher Gier hingerissenen Freund davon abzubringen, den er durch das Versprechen erhebt, ihm, wo möglich, schon morgen eine Unterredung mit der Königin zu verschaffen; zugleich erinnert er ihn an das bedrängte Flandern. Auf seine Absicht, ihm von der Königin die Flucht nach den Niederlanden gebieten zu lassen, weist er in unverkennbarer Weise hin. Die

*) Bei St. Réal verzögert Alba seine Abreise, weil er den Erfolg der Verdächtigung der Königin von Seiten der Eboli und einer ihrer französischen Frauen abwarten will.

Andeutung seines eben gefaßten Planes scheint hier dem Karlos gegenüber nicht wohl an der Stelle; der Dichter fügte sie wahrscheinlich bloß in der Absicht ein, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu spannen; aber auch dazu bedurfte er ihrer nicht, und wir würden die Stelle: „Nun überlaß — Munde" gern entbehren: dagegen vermißt man die Bitte Posas, ruhig den Erfolg abzuwarten und ohne ihn nichts zu unternehmen, die sich wirklich in der ersten Bearbeitung fand, wie auch die Verabredung, wann sie sich im Kloster wieder treffen wollen, da sie jede sonstige Zusammenkunft meiden müssen.

Zwischen dem zweiten und dem dritten Akt liegen die Entfernung der Eboli wegen vorgeblicher Krankheit von der Königin und der Besuch des Königs, dem sie sich preisgibt, die gefundenen Briefe des Prinzen überliefert und die Erhörung des Prinzen von Seiten der Königin versichert. Nach der oben erwähnten Aeußerung der Eboli, sie wolle in einigen Tagen krank werden, hätten wir uns zwischen beiden Aufzügen wohl noch einen oder zwei Tage zu denken, doch läßt dies der Dichter absichtlich im Dunkel, eine Freiheit, die er wohl beanspruchen darf; nur hätte er solche Bestimmungen vermeiden sollen, die offenbar der zeitlichen Darstellung widersprechen. Wenn der Marquis III, 10 sagt, zwei Tage sei es, daß er ins Königreich zurückgekommen, so ist dies (denn allgemein im Sinne von wenig, ein paar kann zwei hier doch kaum gefaßt werden) eine auffallend irrige Behauptung, und man sieht keinen Grund zu dieser genauen Zeitbestimmung, da er einfach sagen konnte, erst vor kurzem sei er zurück, wie Lerma III, 7 bemerkt: „Der Chevalier ist kürzlich erst von Reisen angelangt." Die Berufung zum Könige erfolgte IV, 3 „den Tag nachher", als Posa und der Prinz „sich zum

letztenmal bei den Karthäusern gesehen"*), also nach dem Schlusse des zweiten Aufzugs, wonach der dritte an dem frühesten Morgen des folgenden Tages beginnen muß, wonach denn dazwischen nur ein Abend und eine Nacht verfloß. Nun sahen wir aber, daß schon zwischen II, 13 und 14 zwei Tage liegen, der zweite Aufzug am Tage nach dem ersten beginnt, wonach, angenommen, daß der Marquis gleich nach seiner Ankunft in Madrid nach Aranjuez geeilt, er wenigstens schon vier Tage zurück sein muß, und seinem sofortigen Besuche von Aranjuez widerspricht es, daß die Königin schon gehört haben will (I, 4), er sei gesonnen, in seinem Vaterland sich selbst zu leben.

Die Mittheilungen der Eboli haben den König so fürchterlich aufgeregt, daß kein Schlaf in seine Augen kommt; scheint ja der Treubruch seiner Gattin unwidersprechlich bewiesen. In seiner verzweifelnden Noth läßt er am frühesten Morgen Alba rufen. Diesem wirft er vor, daß er ihn nur vor dem Ehrgeiz des Karlos gewarnt, ihn nicht auf die Gefahren hingewiesen, die ihm als Gatten drohten; aber Alba weiß sich geschickt zu entschuldigen, als weitern Beweis der Liebe des Prinzen die Zusammenkunft des Karlos mit der Königin zu Aranjuez beizubringen, die nach sichern Spuren stattgefunden, dann aber die Sache an sich als sehr natürlich darzustellen. Doch der Vor-

---

*) Ein mehrfaches Zusammenkommen bei den Karthäusern wird dabei nicht vorausgesetzt, sondern nur dieses als das letzte bezeichnet; denn vorher hatten sie sich dort noch nicht getroffen. Wenn der Marquis IV, 24 zur Königin sagt, das Karthäuserkloster sei schon lange Zeit die Zuflucht ihrer Freundschaft gewesen, so steht dies mit der sonstigen Darstellung in Widerspruch, der nicht bedeutend, aber doch leicht zu vermeiden war. Die prosaische Gestalt hat bloß „da, wo wir unsere Zusammenkünfte gehalten haben".

wurf, der für den König gerade hierin liegt, besonders aber die Hervorhebung, dieser habe seiner Gattin keine Liebe, ihr nur ein Diadem zubringen können, verletzt ihn so tief, daß er Albas Anwesenheit nicht länger dulden kann, ja nun seine ganze Aussage für den Ausfluß seines Hasses hält. Noch schlimmer trifft es der vom König darauf beschiedene Domingo, der schon dadurch, daß er Philipp verräth, er wisse von der Entdeckung der Treulosigkeit der Königin, dessen düstern Unmuth erregt, und da sein Argwohn gegen ihn bereits erwacht ist, durch die heuchlerische Weise, wie er ihn in seinem Verdacht zu bestärken sucht, dann durch seine pfiffige Zurückhaltung das Schlimmste ahnen läßt, endlich damit herausrückt, daß seine jüngste Tochter die Frucht des Ehebruchs sei, ihn das gegen sein Familienglück geschmiedete Komplott durchschauen läßt. Verzweifelnd an allen, deren Rath ihn bisher geleitet hat, fühlt Philipp sich so einsam und rathlos, daß er die Vorsehung um einen treu ergebenen, klar schauenden Mann bittet, dem er sich ganz anvertrauen könne, der ihm beistehe, die Wahrheit zu finden. Wenn man es auffallend gefunden hat, daß er hierbei den ihm wirklich treuen Grafen von Lerma übersieht, so bedachte man nicht, daß er an Lerma, wenn er auch dessen Treue nicht bezweifelt, doch jenen tiefschauenden Blick vermißt, der ihn in diesem Labyrinthe zurecht führen kann, und er gerade in dieser völligen Rathlosigkeit einen Fingerzeig von dem Himmel selbst erwarten muß. Wie der gläubige Sinn sich in seiner haltlosen Verlegenheit in aufgestochenen oder aufgeschlagenen Stellen der Bibel oder sonstiger erbaulichen Bücher Raths erholt, so greift der König zu seinen geheimen Aufzeichnungen von Namen um ihn verdienter Männer. Nachdem er sich für Marquis Posa bestimmt hat, tritt er in den Audienzsaal, wo

Alba und Domingo seiner weitern Befehle zu warten angewiesen sind. Der Dichter benutzt diesen Auftritt, um Philipps Gerechtigkeit gegen wirkliche Verdienste zu zeigen, und im Gegensatze dazu die nach der Gunst des Gebieters ihre Behandlung richtenden Höflinge. Von Marquis Posa, dem die Gunst Philipps sich zuwendet, sprechen alle jetzt mit höchster Anerkennung, indem sie seiner Verdienste gedenken. Auch in dem Auftritt zwischen Alba und dem Marquis verräth sich die gemeine Höflingsansicht, welche nur auf eigenen Vortheil ausgeht. In entschiedenem Gegensatze dazu treten die Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit des aus voller Seele sprechenden, vom allgemeinen Wohle und der Würde der Menschheit erfüllten Marquis hervor, der gerade dadurch die edlen Regungen nicht unzugängliche und durch die ungewohnte Erscheinung eines solchen Mannes mächtig getroffene Seele Philipps gewinnt. Der Akt schließt mit dem Auftrage des Königs an Posa, sich an die Königin und den Prinzen zu drängen, um über seinen Verdacht, an dessen Berechtigung er schon trotz der vorliegenden Briefe zu zweifeln begonnen hat, ins klare zu kommen. So hat also der Marquis die gewünschte Gelegenheit erlangt, der Königin den Wunsch des Karlos mitzutheilen und sie zu bitten, diesen zur Flucht aufzufordern, wodurch es ihm nicht schwer fallen konnte, seinen Zweck mit Karlos durchzusetzen: aber hier mischt sich, wie wir schon ausführten, ein ganz anderes abenteuerliches und nach beiden Seiten unredliches Spiel des Marquis ein, der den König von einem Verdachte gegen den Prinzen und die Königin befreien möchte, was er leider auf so ungeschickte Weise beginnt, um mit seiner Selbstaufopferung zu schließen.

Im vierten, unmittelbar sich anschließenden Akte bewirkt

das eigene Eingreifen der Königin die unglücklichste Verwicklung, die zur Gefangennahme des Prinzen, zur Entdeckung der Eboli und zur Selbstaufopferung des Marquis führt; letzterer bereitet die Entweichung des Prinzen vor und erhält von der Königin das heiligste Versprechen, diese zu befördern, dem Prinzen in seinem Namen die Sache der Menschheit ans Herz zu legen und sie mit ihrer hohen Liebe gleichsam zu heiligen. Hier treten wir in den Saal der Königin, wo wir statt der verabschiedeten Mondekar die gegen die Eboli Verdacht schöpfende Gräfin Fuentes finden. Den Namen nahm der Dichter von Pedro Henriquez de Toledo d'Azevedo Graf von Fuentes, der freilich zur Zeit erst im achten Jahre stand, später unter dem Herzog Alba in Portugal kämpfte, erst 1582 nach Albas Tod General ward, 1591 nach den Niederlanden kam, und 1643 bei Rocroi fiel. Hier könnte nur dessen Mutter gemeint sein. Nachdem wir zunächst vernommen, daß die Königin den Schlüssel ihrer Chatulle vermißt, ohne zu ahnen, welches Verbrechen die eben wiederhergestellte, aber von der Last ihrer Schuld niedergedrückte Eboli begangen, erscheint Marquis Posa mit dem Auftrag des Königs, heute den französischen Gesandten nicht zu empfangen, ein Befehl, der seltsam genug ist und jedenfalls mit Verwunderung, ja mit Widerwillen von ihr aufgenommen werden mußte. Dann erst kommt er auf den Wunsch des Prinzen; er fordert sie auf, ihn bei der in Aussicht gestellten Zusammenkunft zum Entweichen nach den Niederlanden zu bestimmen, worauf diese mit Begeisterung für die große und schöne Sache eingeht. Als er darauf zu Karlos kommt, ist dieser sehr aufgeregt durch die Mittheilung Lermas (der von jetzt an etwas sonderbar ausplaudert, was er im Kabinet bemerkt hat), der Marquis habe eine lange Unterredung, in welcher auch seiner

und der Königin gedacht worden, mit dem König gehabt und dessen warmes Zutrauen sich erworben. Kann auch der Prinz den von Lerma geäußerten Verdacht nur als eine Grille betrachten, so muß doch die Unaufrichtigkeit, daß Posa ihm über seinen Besuch bei dem Könige nicht Rede steht, ja geradezu ihn täuscht, schlimme Bedenken in ihm erregen, so daß er in arger Zerstreuung die von der Königin geschriebenen Zeilen ungelesen einsteckt. Von neuem durch den Marquis darauf hingewiesen, fühlt er sich freilich von dem unerwarteten Inhalt begeistert. Darauf macht der Marquis ihm die sonderbare Zumuthung, ihm seine Brieftasche mit ihrem Inhalt zu übergeben, ohne irgend einen andern Grund dafür anzuführen, als daß er überrascht werden könne. Das wunderliche Geheimthun und Zurückhalten müßte Karlos noch mehr auffallen und ihn tiefer verletzen, als es wirklich thut. Auch jetzt, wo Posa seine Absicht erreicht hat, bleibt sie dem Zuschauer höchst räthselhaft; selbst durch die Bemerkung, der Glaube des Königs an ihn, mit dem er doch immer sein Spiel treibt, ja gegen den er den Aufstand ins Werk setzt, fordere Dankbarkeit, erhält sie kein Licht. Das jetzige Eingreifen der Königin in die Handlung bewirkt hier, wie es mehrfach in unserm Stücke der Fall ist, gerade das Gegentheil ihrer Absicht. Sie muß sich überzeugen, daß der König selbst das Erbrechen ihrer Chatulle veranlaßt hat; alle ihre Betheurungen und ihr offenes Bekenntniß helfen ihr nichts gegen seine erwachte wüthende Eifersucht, die ihn zu den schrecklichsten Drohungen hinreißt, und sich erst abkühlt, als er sie erschöpft niederstürzen sieht. Ist auch der Verdacht des Königs dadurch erschüttert, so soll doch die am Hofe bald entstellt verbreitete Kunde von dem blutigen Sturze der Königin gleichfalls für die weitere Entwicklung besonders ver-

hängnißvoll sein. Der Marquis bringt dem Könige die Brieftasche, deren Inhalt diesen vom argen Verrathe der selbst in den Prinzen verliebten Eboli überzeugt, und seinen Verdacht gegen Karlos dadurch mindert, daß sich keine Briefe der Königin finden. Darauf baut der Marquis, indem er dem Könige einredet, die Verbindung zwischen der Königin und dem Prinzen beschränke sich darauf, daß sie diesen bestimmt habe, sich die Statthalterschaft in Flandern zu erbitten, wenn es auch freilich möglich sei, daß der Prinz sie liebe, was weiterer Untersuchung bedürfe. Um aber diesen jetzt von etwaigen verzweifelten Entschlüssen abhalten zu können, erbittet er sich vom Könige einen nur im äußersten Falle zu benutzenden Verhaftsbefehl; dessen bedarf er aber nicht, um den König sicher zu machen, noch weniger sehen wir, daß Karlos ein solches Verfahren nöthig machen könnte. Hier tritt nun wieder Graf Lerma ein, der freilich den Prinzen wegen des Unfalls seiner Mutter beruhigt, aber den durch den Schrecken ihretwegen aufgeregten Lerma erfüllt die Kunde, daß Posa seine Brieftasche dem Könige gegeben hat (denn daß er nicht alle Briefe, auch den von der Königin nach Alkala geschriebenen, diesem überantwortet hat, kann er nicht ahnen), mit der entsetzlichsten Angst für dessen Mutter, die er vor den nun offenbaren Ränken des im Dienste des Königs stehenden Marquis warnen zu müssen glaubt. Ganz außer sich gesetzt, will er zur Eboli, um durch diese, was auch daraus folgen möge, Zutritt bei der Königin zu erlangen. Ein verzweifelteres Mittel gibt es freilich nicht, aber kein anderes scheint möglich, und Karlos ist großmüthig genug, zu glauben, die Eboli wolle ihm, trotz der kalten Zurückweisung ihrer Liebe noch immer wohl, sie sei sein einziger „Freund“, den er doch eher in Lerma finden sollte. Den darauf erfolgenden Versuch Albas

und Domingos, den Marquis bei der Königin zu verdächtigen, könnten wir wohl entbehren, abgesehen davon, daß nicht abzusehn, von welcher Seite diese wissen, daß Papiere des Prinzen durch diesen in die Hand des Königs gekommen. Die Verhaftung des Karlos wird durch die Szene mit der Eboli eingeleitet. Der Prinz bittet diese, nach einer überlangen flehenden Beschwörung, die erlittene Beleidigung ihm großmüthig zu verzeihen und ihm nur einen Augenblick Zutritt zu seiner Mutter zu verschaffen. Posa kommt gerade, man sieht nicht recht, was ihn gerade hierher führt (vgl. oben S. 125), als Karlos vor der Eboli sich niedergeworfen hat. Da er fürchtet, dieser habe ihr seine Liebe gestanden oder wolle es eben thun, zu welcher Furcht aber keine genügende Veranlassung vorliegt, zieht er die Eboli mit Gewalt von ihm weg, übergibt ihn selbst als Gefangenen den beiden ihn begleitenden Offizieren. Den Namen des Grafen von Cordua nahm Schiller aus St. Réal, der unter denjenigen, welche Philipp bei der Verhaftung seines Sohnes begleiteten, den Dom Diegue de Cordoüe*) nennt. Da die Eboli nicht gesteht, daß Karlos ihr etwas gesagt habe, will Posa, um ihren Verrath zu verhindern, sie erstechen, doch bald verwirft er dies als feig und grausam, und es fällt ihm ein anderes Rettungsmittel ein. Er enteilt, um dieses rasch ins Werk zu setzen. Die Schwäche der Motivirung ist schon oben S. 125 bemerkt. Daß der Zuschauer gar nicht ahnen kann, welches Rettungsmittel er im Sinne hat, wirkt nicht spannend, sondern störend. Da die Eboli fürchten muß, Karlos sei in Folge ihrer Verdächtigung verloren, so wird sie von

*) Der Uebersetzer schreibt Cordova. Zeiller nennt das Geschlecht „von Cordova oder Cordua". Bei Ferreras ist Don Diego de Cordova Oberstallmeister des Königs.

ängstlicher Reue getrieben, die Schreckenskunde der Königin mitzutheilen, und sich selbst als die Schuldige anzugeben. Die hehre Milde derselben vergibt ihr, daß die eifersüchtige Liebe sie zum Raube der Briefe und zu ihrer schändlichen Anklage getrieben habe; als diese aber ihr auch ihre Verführung durch den König nicht verheimlichen kann, da gebietet freilich die Ehre ihre Entfernung. Posa hat mittlerweile das einzige Rettungsmittel, das ihm übrig schien, ergriffen. Sein erster Gang ist zur Königin, deren hohe Weiblichkeit, selbstbewußte Entschiedenheit und reine Begeisterung ihn ergriffen, deren warmer persönlicher Antheil an ihm selbst ihn mächtig angezogen und ihn ganz ihr zu eigen gemacht hat. Wenn sie den Prinzen mit inniger Theilnahme seines edlen Herzens und seiner reinen Jugendfrische wegen liebt, so bewundert sie in dem Marquis den gereiften Mann, dem ihr vollstes Zutrauen und ihre tiefste Verehrung zugewandt ist, wie dieser sich unwiderstehlich zu ihr getrieben fühlt. Ihr muß er auch zuerst sein trauriges Geheimniß mittheilen, da seine Zeit so kurz bemessen ist, ihr die Flucht von Karlos und diesen selbst ans Herz zu legen, ihr seinen letzten Willen mittheilen, und er hofft mit einem Segensworte von ihr ins Jenseits entlassen zu werden. Karlos soll noch diese Nacht entweichen, wozu er alle nöthigen Vorbereitungen getroffen hat. Er selbst klagt sich der Vermessenheit an, daß er den Zufall zu lenken versucht und ein gefährliches Spiel gewagt habe. Sehr störend wirkt, daß auch hier weder der Plan Posas noch die Art seiner Selbstaufopferung dem Zuschauer klar wird; freilich gewinnt dadurch die Rührung, da, wenn wir hier schon die große Unbesonnenheit seines ganzen Handelns durchschauten, wir mehr seine Thorheit anklagen als sein Herz rühmen müßten. Posa fühlt sich, als er der Königin

seinen letzten Willen mitgetheilt hat, ganz beruhigt, aber ihr tiefer Schmerz um seinen ihr unersetzlichen Verlust kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er aus Ehrsucht sich in den Tod gestürzt, und als sie sich überzeugen muß, daß er unrettbar verloren sei, klagt sie, in ihm sei ihr das Ideal eines Mannes geschwunden, das sie in ihm verehrt habe. Der Marquis fühlt die Gerechtigkeit des Vorwrfs, aber gerade in ihm geht ihm die unendliche Liebenswürdigkeit der Königin auf, und wie schön das Leben an ihrer Seite gewesen sein würde, das er auf immer verscherzt hat. Gegen die hohe Tragik dieser Szene, auf die wir Schiller (S. 89) das höchste Gewicht legen sahen, tritt alles folgende in Schatten, selbst das letzte Gespräch des Marquis mit dem gegen ihn zu sehr verlierenden Freunde, das mehr unsere Neugierde befriedigt, da es Licht über das Handeln des Marquis verbreitet, als daß es eine gleich hohe Rührung erregen könnte. Am meisten fallen die folgenden Auftritte, wie glücklich der Dichter sie auch belebt hat, gegen die hohe Tragik ab, in welcher der Schwärmer Posa eigentlich vor sich selbst vernichtet ward.

Der Trug des Marquis beginnt zu wirken. Wir treten wieder in das Vorzimmer des Königs (es ist die siebente Verwandlung der Szene in diesem Aufzug), wo man der Ankunft Posas harrt, als der Generalpostmeister mit dem vom Marquis ängstlich ihm übergebenen an Wilhelm von Oranien gerichteten Briefe kommt, um ihn dem König auszuliefern. Darauf treten eben von Saragossa zurückkehrende Granden auf, welche die wegen der Verhaftung des Prinzen in ganz Madrid herrschende Aufregung schildern und über diese Verletzung der Staatsverfassung ihren Unwillen aussprechen. Diese Verletzung der Verfassung nebst der Aufregung des Volkes ist Zuthat des Dichters. St. Réal

spricht nur davon, daß der König nach der Verurtheilung des Prinzen einen Aufstand gefürchtet und deshalb Madrid nicht verlassen habe. Alba will es wagen, die Entrüstung über die Verhaftung dem Könige vorzustellen, als Lerma ihn ins Kabinet des Königs ruft und, nach der Meldung, Posa müsse, wenn er komme, warten, bis er garufen werde, die in Folge des Briefes eingetretene Erschütterung des zu Thränen gerührten Königs schildert. Die Zeit bis zur Rückkehr Albas, der jubelnd verkündet, daß er und Domingo wieder zur Herrschaft gelangt und die sämmtlichen Granden ins Kabinet beschieden seien, wird durch die hastig hereinstürzende Eboli ausgefüllt, die voll reuiger Angst, der König werde des Prinzen Todesurtheil unterschreiben, diesem ihre Schuld gestehn will. Domingo, der ihre Enthüllungen fürchten muß, und Feria halten sie zurück, als Alba herausstürzt. Was sie zuletzt thut, läßt der Dichter unentschieden, da der Vorhang fällt. Die drei letzten Auftritte stellen in echt dramatischer Belebung den Sturz des Marquis dar, der sich nichl mehr bei Hofe sehn läßt.

Der fünfte Akt bringt die Katastrophe des Marquis, die für den Zuschauer im Grunde schon ausgespielt hat, und den überraschend unglücklichen Ausgang des im ersten Theile des Stückes hervorgetretenen Prinzen. Die den Akt eröffnende Unterredung zwischen Posa und dem gefangenen Karlos wird durch Albas Ankunft unterbrochen, der dem Prinzen seine Freiheit im Namen des Königs ankündigt und, als dieser seinen Degen nur aus des Königs Hand zurücknehmen zu wollen erklärt, ihm auch diese Gunst in sichere Aussicht stellt. Die Art, wie Posa von Alba nicht beachtet, nur nebenbei als Betrüger bezeichnet wird, ist etwas auffallend. Posa gibt dem Prinzen einen Theil seiner

Briefe zurück, klärt ihn über sein nur zu seiner Rettung unternommenes gefährliches Spiel auf, dessen Ausgang ihn gezwungen, sich selbst zu opfern, und er bittet ihn, sich für Flandern zu retten. Was er ihm sonst auf die Seele binden will, hat er der Königin aufgetragen. Die Auskunft, die er hier gibt, kann dem Zuschauer, für den sie etwas spät kommt, nicht ganz genügen, und um so weniger, je lebhafter er sich des vor seinen Augen Geschehenen erinnert. Posas unbegreifliche Unbesonnenheit tritt hier ins hellste Licht. Karlos will sogleich zu Philipp, um ihm die wahre Lage der Sache mitzutheilen. Wenn er trotzdem so lange sich halten läßt, bis der von Alba befohlene Schuß den Marquis niederstreckt, so bleibt dies immer etwas störend. Daß Philipp auf Albas Rath den Marquis ohne Urtheil gewaltsam aus dem Wege schafft, ist glücklich erfunden. Bei St. Réal fällt er Nachts durch Meuchelmörder, die Philipps Eifersucht gedungen hat. Des Prinzen fürchterlicher Schmerz über die Ermordung des einzigen Freundes erschüttert den zu seiner Freigebung mit den Granden eintretenden König, der zu seinem Erstaunen hört, daß der Ermordete ihm zu Liebe sein Leben geopfert. Auch die Granden fühlen sich dadurch niedergeschmettert; der König liest in ihrem Schweigen seine Verurtheilung. Die Kunde vom Aufstande Madrids zu Gunsten des Prinzen, der eine Erfindung des Dichters ist, vernimmt er nicht; starr steht er da, bis er endlich aus seiner Betäubung erwacht und sich von allen seinen Granden gegen den Prinzen verrathen wähnt; erschöpft von der fürchterlichen Aufregung, fällt er ohnmächtig in Albas und Lermas Arme.

Nach der Entfernung des Königs und seiner Granden wird die Entwicklung des unglücklichen Unternehmens des Prinzen

durch seine Sendung der Königin an ihn eingeleitet. Der Leibarzt der Königin, „Don Ludwig Merkado", erscheint, an dessen Stelle schon die prosaische Bearbeitung einen Pagen einführte. Lodovico de Mercado war der auch als Schriftsteller bekannte Leibarzt Philipps in seinen letzten zwanzig Jahren, der ein Jahr nach ihm in seinem 86. Jahre starb. Schon bei Brantôme fand er diesen, wo er den latinisirten Namen Mercatus führt. Er kam erst viele Jahre nach dem Tode von Karlos an den Hof. Philipps damaliger Leibarzt war Olivarez, von dem Karlos nach der Aussage von Luis Cabrera vier Tage vor seinem Tode eine Arznei erhielt, die üble Folgen hatte. Den Leibarzt der Königin kennen wir nicht. In Alkala soll Karlos von dem Leibarzte Andrea Basilio behandelt worden sein. Früher war Antonio Vesale, lateinisch Vesalius, aus Wesel, woher sein Name, erster Leibarzt. Schiller kannte wohl nur den Mercado. Der Leibarzt verkündet Karlos, daß die Königin ihm den letzten Willen Posas mitzutheilen habe: deshalb möge er (dies sei das einzige Mittel, die Zusammenkunft zu ermöglichen) um Mitternacht unter der Verkleidung seines Großvaters bei ihr erscheinen, der nach dem Volksaberglauben in Mönchsgestalt um diese Zeit im Palast umgehe. Letzteres ist eine Erfindung Schillers, der in Mannheim nach Streicher ein Drama entworfen hatte, in welchem ein Gespenst die tragische Wirkung hervorbringt. Jetzt kommt auch Lerma zurück, der ihn als treuer Freund warnt, und bittet, ohne Aufschub zu fliehen, wozu er ihm auch einen Dolch und Terzerolen gibt. Seltsam ist, daß auch er von der Königin erfahren hat, Karlos solle noch heute Nacht fliehen und daß die Post ihn im Karthäuserkloster erwarte. Das ist bei der jambischen Bearbeitung unglücklich genug eingefügt worden. In der

Seiten der Königin gewesen wäre, die hierzu solcher Aufnahmen nicht bedurfte.

Der König faßt jetzt das, was zunächst zu thun ist, ins Auge; er denkt, den Prinzen bei der geheimen Unterredung mit der Königin, welche die Briefe verrathen haben, zu überraschen. Albas Kunde von dem frühen Schlafengehen der Königin, gibt ihm einen Fingerzeig, daß es bald an der Zeit sei*), einen noch nähern die Kunde von der im Zimmer der Königin verschwindenden gespenstigen Erscheinung, die den Befehl veranlaßt, alle Zugänge zum Palaste derselben zu besetzen. Jetzt, wo der König sicher ist, den Prinzen bei der Königin zu überraschen, tritt der Inquisitor ein, welchen der Dichter zu größerer Wirkung zu einem blinden Greise von neunzig Jahren macht, der von zwei Dominikanern geführt wird, wie Sophokles den in mancher Beziehung ihm ähnlichen Tiresias von einem Knaben führen läßt.**) Dieser beugt den König, wie sehr er auch widerstreben mag, unter sein hartes Joch; Philipp übergibt seinen Sohn, dessen Tod er

) Die hier genannte Herzogin von Arcos ist eine bloße Erfindung des Dichters, der bei Ferreras fand, daß ein Herzog von Arcos 1570 die Mauren bezwang. Nach St. Réal (vgl. S. 35) war die Herzogin von Alba eine der ersten Damen der Königin. Vgl. S. 64

**) Schiller gibt ihm keinen Namen, obgleich er aus St. Réal wußte, daß der Großinquisitor der Kardinal Spinosa oder, wie der Name in der deutschen Uebersetzung entstellt wurde, Spinola war, ja in der „Thalia" wurde er II, 1 der „Kardinal und Großinquisitor Spinola" genannt. Diego Espinosa, Präsident des Rathes von Kastilien, wurde im Jahre 1566 zum Koadjutor des Großinquisitors Juan Alfonso Valdez ernannt, zwei Jahre später, nach der Gefangennehmung von Karlos, Kardinal und Großinquisitor. Er stand noch im besten Mannesalter, als er, kurz nachdem er sich Philipps Ungnade zugezogen hatte, 1572 starb. Sein Vorgänger Valdez starb 1568, nach Ferreras im Alter von mehr als neunzig Jahren. Letzteres chwebte wohl Schiller vor.

schon, trotz der sich regenden Stimme der Natur, bei sich festgesetzt hat, dem geistlichen Gericht. Der König überrascht den Prinzen, als er sich von der Königin verabschiedet hat und eben die Maske wieder vornehmen will, um sich zu entfernen. Mit finsterm Hohne tritt er zwischen ihn und die Königin, die ohnmächtig in des Sohnes Arme fällt, und überweist ihn mit kalter Ruhe dem Großinquisitor. So ist der schöne Freiheitstraum des Prinzen und seines schwärmerischen Freundes zu nichte gemacht. Der kalten Grausamkeit des erbitterten Philipp und der fanatischen Herrschsucht der Inquisition gehört das größte Reich der Welt jetzt an, und keine Hoffnung auf glücklichere Zeiten der Menschheit erhebt sich, die freilich der schwärmerische Posa, den die That als so unbesonnen erweisen sollte, vorhergesehen hatte. Ein begeistertes Wort des Karlos hätte hier wohl seine Wirkung gethan, aber dem Dichter war es am Schlusse bloß um eine tragische Erschütterung zu thun; dieser trostlose Untergang schien ihm von ganz besonderer Wirkung. So schließt das mit lokaler Färbung des spanischen Lebens getränkte, ja fast übersättigte Stück.

Wenden wir uns zur dichterischen Ausführung, so treffen wir hier im ersten Theile des Stückes bei aller nüchternen Berechnung der Wirkung einen mächtigen, oft gewaltsamen, in Shakespeares Nachahmung sich gefallenden Schwung und übermäßige Breite der Darstellung, die auch vor Widrigem nicht zurückscheut. Freilich ist vieles durch die vom Dichter selbst vorgenommenen Kürzungen weggeschafft worden, aber dies ist nicht durchweg geschehen, und durch das Ausscheiden manches dunkel, fast unverständlich geworden. Beim zweiten Theile war der Dichter schon maßvoller, da der Umfang, den die Handlung

bedingte, ihn sich kürzer fassen ließ; auch lag hier größtentheils eine prosaische Fassung zu Grunde, die Schiller nur hob und im einzelnen weiter ausführte, freilich auch vieles änderte, wobei einiges zu den Aenderungen nicht Passende stehen blieb. Auch in diesem Theile traten später Kürzungen ein, welche zuweilen Dunkelheiten verursachen, doch manche schöne, aber zu breite Ausführung zu streichen konnte der Dichter sich nicht entschließen. Der Ausdruck wilder Leidenschaft und schwärmerischer Glut gelang Schiller hier ganz besonders, doch wußte er sich freilich nicht überall zu mäßigen, da ihm noch die künstlerische Beschränkung abging, in welcher die wahre Freiheit liegt. Das Drama ist, wie an äußerst wirksamen tragischen Situationen, so auch an zündenden, mit der ganzen Kraft begeisterten Schwunges treffenden, die Einbildungskraft mächtig fortreißenden, in das Herz dringenden Stellen reich, aber es findet sich auch viel Ueberspanntes und Unklares, ja Räthselhaftes.

Den Charakteren, die unter den manchen Umgestaltungen, die das Stück erfuhr, leiden mußten, fehlt, abgesehen davon, daß einzelne sich widersprechende oder sich schwer vereinigende Züge durch den Verlauf der Handlung eingemischt wurden, der Hauch persönlichen Lebens, sie sind nach verständiger Berechnung durch die Einbildungskraft ausgeführte Bilder, die nicht dichterisch angeschaut, sondern aus einzelnen Strichen künstlich zusammengesetzt sind. Schiller selbst sagte zur Zeit, wo er am Wallenstein dichtete, in Karlos, der, wie sehr er ihn auch jener Epoche seines Geistes verzeihe, ihn jetzt anekle, habe er durch schöne Idealität in Posa und Karlos die fehlende Wahrheit zu ersetzen gesucht. Nur die Königin, die Eboli und Lerma haben lebendige Persönlichkeit, gerade die fünf Hauptcharaktere sind bei aller

Schärfe einzelner Züge am wenigsten Wesen von Fleisch und Blut. Zuweilen sprechen die Personen statt der ihnen gemäßen Gesinnungen und Gedanken eigene Vorstellungen des Dichters aus. In Philipp wollte dieser das auch bei dem tyrannischen Despoten nicht ganz erstorbene menschliche Gefühl hervorheben, wodurch sein Bild an lebendiger Anschauung verliert, wenn er uns auch menschlich näher tritt. Der geschichtliche Philipp ist eine bei weitem großartigere Erscheinung, aber der Dichter wollte eben auch ihn von seiner tragischen Seite zeigen, ja das ganze finstere, tyrannische Wüthen dieses ungeheuren Charakters sollte zuletzt als Folge der Täuschung seines auf den Marquis gesetzten Vertrauens erscheinen, womit es freilich nicht stimmt, daß seine blutgierige Herrschaft vom Marquis und von Karlos scharf gezeichnet wird, ja auch sonst, besonders in seinem Eifer für die Inquisition, hervortritt, unter die er selbst zuletzt sich widerwillig fügen muß. Rötscher hat manche treffende Bemerkung über die Darstellung Philipps gemacht, aber wenn er ihn für den dramatischsten Charakter von allen schillerschen erklärt, so übersah er, daß ihm die feste Geschlossenheit des einheitlichen Charakters abgeht, wie dankbar er auch für einen genialen Schauspieler ist.

Die Sprache des Dramas ist kräftig und schwungvoll, aber häufig gesucht und überschwänglich, da der Dichter es auf eine glänzende Darstellung abgesehen hatte; doch leidet der zweite Theil des Stückes daran weniger. Neben der meist gehobenen Sprache fehlt es auch nicht an Stellen, wo der Dichter zur nüchternsten Prosa herabsinkt, wie II, 4, 42 f.: „Eine andre Sonne, als vorhin dagewesen war“, 7, 67: „Wen auf der Welt kann man das (stehn lassen) nicht?“ 17, 180 f.: „Als du mich

gerne glauben machen möchtest", IV, 4, 26: „So lang mir denkt" (mundartlich), 6, 7: „Was ich ihn zeihe (mißtrauisch zu sein), werd' ich selbst."

Die Verse sind in den drei ersten Akten strenger gehalten als in den letzten, wo freilich die Jamben sich herauslesen lassen, aber die Verse so ineinander gehen, daß sie wie gewöhnliche Prosa verlaufen, wie z. B. am Ende des Verses häufig der Artikel oder eine Präposition oder ein Beiwort steht, das unmittelbar mit dem ersten Worte des folgenden Verses verbunden ist, wie z. B. „des | Palastes", „der | Chatulle", „auf | den", „gegen | den", „in | dem", „in | so fürchterlichen", „von | mir", „keinem | Gehülfen", „ihrem | Gesichte." Viel seltener als später erlaubt sich der Dichter einen Anapäst, wie in den Versanfängen „O Himmel und Erde", „Keinen Einwurf" und bei dem Worte Königin, wo die beiden letzten Silben den Anapäst beginnen. Billet und Medaillon, werden Billiet, Medallion, gesprochen, wie in der Jungfrau von Orleans Chatillion, Saintrallies. Freilich wird das i in Billet auch sonst verschlungen, das Wort jambisch gemessen. Marquis hat immer den Ton auf der ersten Silbe; Chevalier wird dreisilbig, Valois zweisilbig, Sire, Ruy und pfui einsilbig gebraucht. Jambische Messungen, wie von sieht sie glücklich, Kommen, nicht wahr, weg, weg, kommen in den spätern Stücken mehr als hier vor. Aus einsilbigen Worten bestehende sehr harte Verse fehlen nicht, wie: „Das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt." Nicht selten hat der Vers durch die spätere Kürzung gelitten. So sind V, 4 in den Versen:

Bestohlen — O der königlichen Dummheit,
Die so viel Göttliches zerstört! Was werden,

die Worte „O der . . . zerstört!“ gestrichen worden, wodurch ein Vers: „Bestahlen — Wos werden“ entstanden ist, der nur als ein zweifüßiger Vers mit einem Anapäst an zweiter Stelle gelesen werden kann. Die Zahl der fünf Füße hat Schiller seltener als in seinen spätern Stücken verletzt, doch sind durch die vorgenommenen Kürzungen an manchen Stellen neue vier- und sechsfüßige Verse entstanden. Siebenfüßler finden wir nur zwei, beide im fünften Akte. Sechsfüßler zählen wir in den drei ersten Aufzügen (3353 Verse) nur 21, in den beiden letzten (2017 Verse) 53; von diesen 74 Sechsfüßlern sind 26 erst durch spätere Kürzung entstanden. Verse von vier Füßen haben die drei ersten Aufzüge nur 11, die beiden letzten 30, und 6 von diesen 41 Vierfüßlern hat die Kürzung verursacht. Ein dreifüßiger Vers ist im zweiten Akte durch eine spätere Kürzung hereingekommen, ebenso die beiden zweisilbigen Verse in II, 4 und V, 4. Gereimter Verse, die wir zuweilen im Wallenstein, häufiger in den spätern Stücken finden (vgl. die Erläuterungen zu Wallenstein S. 208), hat sich der Dichter im Karlos ganz enthalten; nur der 1796 im vierten Akte eingeschobene Monolog des Marquis schließt mit 6 Reimversen.

IV. Entwicklung der Handlung.*)

Erster Akt.

Karlos erhält durch Vermittlung des zu seiner freudigen Ueberraschung aus Brüssel zurückgekehrten Marquis Posa eine Unterredung mit der Königin, welche ihn bestimmt, seiner Liebe zu entsagen und sich der bedrängten Niederlande anzunehmen. Schon morgen will er bei Philipp sich die Statthalterschaft der Niederlande erbitten. Mit dem Marquis schließt er den innigsten Lebensbund. Philipps Eifersucht kommt zu einem Ausbruche.

Erster Auftritt, Der Beichtvater des Königs, der den Grund von des Prinzen düsterer Verstimmung erfahren möchte, wird von diesem zurückgewiesen. In der ersten Bearbeitung war die Schönheit der von Philipp angelegten Gärten zu Aranjuez mit ihren wunderbaren Wasserwerken frei ausgeführt. Vgl. S. 66. 170*.

Domingo, der dem Prinzen die Absicht des Hofes, heute Aranjuez wieder zu verlassen, mittheilen soll, benutzt diese Gelegenheit geschickt zu seinem Zweck, indem er daran anknüpft, daß er hier nicht heiterer geworden. Er bittet ihn, sein Herz dem

*) Nach der letzten von Schiller 1805 für sein Theater gemachten, in die Werke übergegangenen Redaktion.

Vater, der durch sein räthselhaftes Schweigen beunruhigt sei, zu eröffnen.*) Was könne ihm fehlen? Als ihm zu Toledo gehuldigt worden**), habe sein Herz vollständig befriedigt geschienen; woher könne denn der Kummer kommen, der seit acht Wochen (wir hören später, daß er so lange von Alkala zurück ist) zu allgemeiner Trauer ihn befallen habe? Domingo, der des Prinzen Liebe zur Königin ahnt, erwähnt absichtlich seine Mutter, und die Heftigkeit von Karlos leidenschaftlich aufgeregter Natur läßt diesen, der bisher geschwiegen, ja zuletzt sich von Domingo abgewandt hatte, sich umdrehen und durch den Ausruf „Mutter" sich verrathen; doch faßt er sich bald***), und er ruft aus: wie

*) Er redet ihn als „Königliche Hoheit" an. Die eigentliche Anrede ist „Eure Hoheit" (su altezza). Der älteste Sohn des Königs erhält als Thronfolger den Titel „Prinz von Asturien" und wird als solcher auch Prinz angeredet. Infant, Infantin (Infanta) heißen alle spanischen Prinzen und Prinzessinnen, besonders werden die jungen Prinzen Infanten genannt. Vgl. V, 10 „Philipp der Infant". — Im Theater strich Schiller V. 4 nach gewesen die szenarische Bemerkung: „Karlos sieht zur Erde und schweigt". Diese folgt erst nach V. 8, wo schon 1801 der Vers weggefallen war:

Der Arm der Könige reicht weit. — Wär's möglich?

**) Die Huldigung hatte zu Toledo im Februar 1560 bald nach der Trauung der Königin stattgefunden. Dieser Huldigung der Stände von Aragonien (Domingo sagt irrig, sechs Königreiche hätten ihm dort gehuldigt) gedenkt St. Réal gelegentlich. Wie die Fürsten, die Herren und Abgeordneten der Stände ihm die Hand geküßt, erzählt Ferreras. Der Dichter rückt die Huldigung näher an den Anfang unseres im Februar 1568 spielenden Stückes, indem er jede genauere Zeitbestimmung vermeidet. Die sechs Kronen sind Spanien, Jerusalem, Sizilien, Majorka, Minorka, Sardinien und Indien. Brantôme nennt sie Königreiche.

***) Die Ausgabe von 1802 hatte V. 22 nach „gesättigt" die szenarische Bemerkung: „Er betrachtet ihn stillschweigend, dann tritt er näher." Im Theater schrieb Schiller dafür: „Karlos wendet sich weg." Nach „Mutter?" (28) stand

unglücklich er mit seinen Müttern sei*), seine neue Mutter habe ihm durch die Geburt einer Tochter die wenige Liebe, die sein Vater für ihn noch gehabt, ganz geraubt**), und die Geburt eines Sohnes drohe noch viel Schlimmeres. Domingo, der nicht glaubt, es sei ihm damit ernst, will ihn eben versuchen und durch seine Verlegenheit sich verrathen lassen. Karlos könne unmöglich die Königin hassen, die schönste, von ganz Spanien vergötterte Frau, und dazu Königin des Landes***), ja einst sei sie seine Braut gewesen. Unmöglich widerspreche Karlos so sehr seiner gefühlvollen Natnr, daß er diese hassen könne.†) Geschickt fügt Domingo hinzu, diese Kunde würde die Königin schmerzen, wobei er

---

früher noch „Domingo (stutzt). Prinz?", wodurch der Vers zum Sechsfüßler wurde. Die Worte fielen schon 1801 weg, kaum zum Nachtheil der Stelle.

*) Seine Mutter Maria von Portugal starb vier Tage nach seiner Geburt.

**) Elisabeth gebar dem Könige zwei Töchter, von denen sie die ältere Klara Eugenia (geboren den 12. August 1566) nach Brantôme ganz französisch, die jüngere Katharina (geboren den 10. Oktober 1567) spanisch erziehen ließ. Zur Zeit, in welcher das Stück spielt, waren beide bereits geboren.

***) Von der ungeheuren Verehrung der Königin, die man in Spanien die Königin des Friedens und der Güte genannt habe, ist Brantôme ganz voll. St. Réal sagt, wenn es wahr sei, daß die Schönheit eine Art von natürlichem Königreich, so sei niemand mehr Königin gewesen als sie. In der Thalia hieß es:

Beim ersten Blick Monarchin ohne Thron,
Kaum zweiundzwanzig Frühlingen entflogen,

und diese Verse fanden sich auch noch in der ersten Ausgabe, nur stand Krone statt Thron. — Die manchen erst 1801 ausgeworfenen Verse der ersten Ausgabe führen wir im folgenden nur in besondern Fällen an.

†) Das sollen die Worte: „So seltsam widerspricht sich Karlos nicht", besagen, wofür in einer der prosaischen Fassungen steht: „So unnatürlich kann der edle, empfindungsvolle Karlos nicht entarten."

eine von Schiller ersonnene Geschichte erzählt zum Zeugniß, daß diese an Karlos liebevollern Antheil nehme als an ihrem Gatten. Die hier freilich sehr zweckmäßig angebrachte Anekdote steht damit in Widerspruch, daß im folgenden niemand eine Spur von diesem offenen Verrathe ihrer Liebe gegen Karlos hat, selbst die Eboli nicht. Der Prinz bleibt auch dabei ganz ruhig und stumm; als aber Domingo ihn zum Reden bringen will, spottet er über die witzigen Geschichten des lustigen Beichtvaters des Königs, und nach einem scharfen Verweise solcher verderblichen Zwischenträgerei erklärt er, daß dieser sich vergebens bemühe, etwas von ihm zu erfahren. Bei ihm, fügt er bitter hinzu, solle er nur nicht sich Dank zu verdienen glauben, der König werde ihn eher dafür belohnen, dem er ja mit seinem Auflauschen dienen wolle. Als der Mönch sich als seinen guten Freund darstellen will**), bittet er ihn spöttisch, er möge dieses ja seinen Vater nicht merken lassen, sonst könne ihm noch die Kardinalswürde verloren gehn, um die es ihm ja zu thun sei. Ebenso scharf weist er die Bemerkung zurück, er spotte seiner, indem er die fürchterliche Gewalt der Kirche hervorhebt, die selbst Könige selig sprechen und als Ketzer verdammen könne. Letzteres hatte man, wie auch St. Réal berichtet, gegen Karl V. versucht. Freilich sollte Domingo nach allem, was er gehört, sich selbst sagen, daß er bei dem Prinzen nichts ausrichten könne, und nicht noch zuletzt versuchen, dessen Geheimniß in der Beichte zu erfahren, aber dann müßte er nicht

*) Ueberstark ist hier der Ausdruck „sich von dem obersten Geländer (ursprünglich „von der höchsten Galerie") herunterwerfen", vom raschen Herabeilen.

**) Die metrische Verbesserung der Ausgabe von 1802, wonach der erste Vers mit „Stoßen Sie" endigte, der andere begann „Nicht mit dem Freunde auch" übersah Schiller bei der Ausgabe letzter Hand.

Domingo sein. Karlos spottet, daß er ihn von der drückenden Last eines solchen Geheimnisses befreien wolle*), und gar zu viel zu wissen möchte, ihm auch bei dem weiten Weg bis zu dem Stuhle St. Peters, der doch sein letztes Ziel sei, beschwerlich falle. Zuletzt aber erklärt er ihm geradezu, er wisse gar wohl, daß er zu den Aufpassern gehöre, mit denen sein Vater ihn umstellt habe, und so hält er sich selbst von weitern Aeußerungen zurück, da er schon zu viel verrathen habe. Der Dominikaner steht denn nun auch von jedem weitern Versuche ab, indem er sich schließlich seines eigentlichen Auftrags entledigt. Der Prinz lehnt seine Begleitung ab, erklärt aber sogleich folgen zu wollen. Als er allein ist, beklagt er das für Vater und Sohn gleich große Unglück, das Philipp bisher nicht ahne, wenn er ihm auch Schlimmes gegen ihn selbst zutraue; von der endlichen Entdeckung des Geheimnisses fürchtet er dessen äußerste Wuth.

Zweiter Auftritt. Der Prinz gesteht dem zu seiner freudigsten Ueberraschung ihm entgegeneilenden Freunde, der als Abgesandter der unglücklichen Niederlande vor ihm erscheint, seine verbrecherische Liebe; dieser verspricht ihm, unter der Bedingung, daß er nichts ohne ihn unternehme, noch hier zu Aranjuez eine Unterredung mit der Königin.***)

---

*) Im Jahre 1802 hatte Schiller einen Sechsfüßler entfernt, indem er statt „soll ferne von mir sein" schrieb „sei fern von mir!"

**) Bei dieser im ersten Entwurf fehlenden Stelle möchte wohl der von Mercier eingeführte Montalto vorschweben, dessen Seele den Wunsch, zum päpstlichen Stuhle zu gelangen, glühend hegt. Bekanntlich war dies der spätere Papst Sixtus V.

***) Im Jahre 1801 ließ Schiller die fünf Schlußverse des ersten Auftritts weg und ergänzte dann den Anfang des zweiten „O ihr guten Geister" durch das vorgesetzte: „Wer kommt? — Was seh' ich?"

Mit stürmischer Freude empfängt der Prinz seinen Roderich, in dessen Ankunft er eine Sendung der Vorsehung erkennt. Dieser kann sein betroffenes Staunen nicht verhehlen, den Freund so arg verändert wiederzusehn. Den löwenkühnen Jüngling von ehemals habe er zu finden gehofft; denn auf ihm ruhe die letzte Hoffnung Flanderns, das zu Grunde gehe, wenn Alba zur Vernichtung seiner Freiheit heranrücke. Leider muß der Prinz ihm gestehn, daß das Feuer seiner Begeisterung für die Freiheit, für die Gründung wahren Völkerglücks erloschen, daß er nichts könne, als weinen am Herzen seines einzigen Freundes auf dieser weiten Erde.**) Karlos beschwört ihn, sich seiner anzunehmen, bei seinem Mitleid, bei seinem tiefinnersten Gefühl, daß sie für einander geschaffen seien, bei seiner Liebe, endlich bei dem, was er einst seinetwegen erlitten, wobei er sich in einer weiten Erzählung von ihrer Knabenzeit ergeht, in welcher es ihm nicht nicht habe gelingen wollen, sich seine Liebe zu gewinnen, bis er endlich durch die schmähliche ihm zu Liebe erlittene Strafe sein Herz bezwungen habe.***) Bei der Geschichte seiner Züchtigung hat der Dichter

*) Diese deutsche Form statt der falsch betonten „Rodrigo“ trat erst 1801 ein. Vgl. S. 69.

**) Die mit „Laß mich weinen“ beginnende Rede schloß sich in der Thalia besser an, wo der Prinz vorher gestand, „ein verborgener Wurm fresse an dieser edlen Staude, auf ewig sei ihr stolzer Wuchs dahin“.

***) „Im Matrosenkletde“, in der Knabenzeit. Es ist doch störend, daß die zur Zeit der Dichtung neu aufgekommene Knabentracht (weite Weste, lange Hose, runder Hut) hier so allgemein zur Bezeichnung der Knabenzeit steht. In der Thalia sagte Karlos am Schlusse von II, 3: „Schlechter ging von seinem Vater kein Matrosenknabe.“ — Sehr hart ist die Verbindung „als du und ich ... kein Schmerz mich drückte“. Statt „aufgewachsen“ sollte es „aufwuchsen“ heißen. Die Sätze mit als schließen sich als nähere Ausführung an „noch im Matrosenkleide“.

folgende Erzählung von St. Réal wesentlich umgestaltet: „Als Dom Karlos kaum in das Jünglingsalter getreten war, ließ die Königin von Böhmen, seine Tante, die damals in Spanien lebte, einen seiner Ehrenknaben, den er sehr liebte, wegen eines geringen Vergehens strenge züchtigen. Wie dieser in allen seinen Leidenschaften sehr heftig war, beklagte er sich bei ihr darüber mit großer Bitterkeit, und da die Prinzessin ihm mit der Ruthe drohte, wenn er nicht schweige, so gerieth Dom Karlos, den man nicht mehr beleidigen konnte, als wenn man ihm mit dieser Kinderstrafe drohte, in solchen Eifer, daß er ihr eine Ohrfeige gab." Was von der Drohung des Vaters, ihn deshalb zu tödten, weiter erzählt wird und wie er nur dadurch sich retten konnte, daß er freiwillig sich der Ruthenstrafe unterwarf, können wir übergehn. In der Thalia ward der Zorn des Königs durch eine Verletzung seines Pavians erregt. Ueber Wielands Tadel vgl. oben S. 69.

Nachdem der Marquis sich bereit erklärt, seine Schuld zu lösen, fordert Karlos von ihm jetzt den Beweis seiner Liebe; daß dieser darin bestehn soll, ihm eine Zusammenkunft mit der Königin zu verschaffen, ahnt man vorab nicht. Mit leidenschaftlichem Schmerz schildert er zuerst das Unglück seiner so verbrecherischen wie hoffnungslosen Liebe, von welcher er aber nicht lassen könne. Wir hören, wie er seit acht Monaten diese Liebe in sich genährt habe, aber in Folge der strengen Hofetikette noch nicht im Stande gewesen, der Königin seine Liebe zu gestehn. Seinem Wunsche, nur einige Augenblicke sie allein sprechen zu können, setzt der Marquis zunächst die Erinnerung an den Zorn seines Vaters entgegen, was dann Karlos veranlaßt, seine

Stellung zu diesem zu bezeichnen, den er nicht hasse, aber wegen seiner strengen Behandlung und seiner starren Zurückziehung fürchte.*) Die Ausführung der von St. Réal hervorgehobenen Strenge ist Schillers Eigenthum. Bei der Erwähnung, daß er seinen Vater nur gesehen habe, wenn ihm Strafe angekündigt worden, fühlt er sich von einer solchen Bitterkeit ergriffen, daß er abbrechen will, um nicht zu scharf zu werden. So ist der Ausdruck „Weg — weg, weg von dieser Stelle" zu fassen. Auf des Marquis Bitte, sein Herz ganz zu erleichtern, schildert er, wie er vergebens Liebe zum Vater in seiner Seele zu erwecken gesucht habe; nur in dem Gegenstande der Liebe berühre er sich mit ihm auf so schreckliche Weise, daß ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich sei.**) Die Anrede „Ach, Roderich! enthülle u. s. w." tritt hier zu unvermittelt ein. In der Thalia stand eine längere Ausführung, nach welcher dann der Marquis ausrief: „Abscheulich!" Der Prinz muß gestehn, daß seine düstere Verzweiflung ihn oftmals auf den fürchterlichen Gedankeu bringe, den Störer seiner Liebe mit Gewalt aus dem Wege zu räumen***), bloß die Scheu, daß dieser sein Vater sei, ihn abgehaiten habe,

---

*) Vor der Ausgabe letzter Hand ward „den zwo fürchterlichen Silben" statt „diesem fürchterlichen Namen" gelesen.

**) Daß sie beide entgegengesetzte Pole seien, wird auf verschiedene Weise bezeichnet; auf das Abstoßen deutet der Ausdruck „sich ewig meiden". — Scheitelrechte Bahn, von der Bahn, die auf dem nächsten Wege gegeneinander treibt. Scheitelrecht, vertikal, wie senkrecht, lothrecht, bleirecht.

***) Hier schwebte dem Dichter wohl die Stelle von Goethes Werther in seinem letzten Briefe an Lotten vor, wo er dieser bekennt: „In diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich!"

wobei er vor der Möglichkeit erschrickt, daß die Leidenschaft ihn einmal diese vergessen lassen sollte.

Der Marquis kann kein Wort zur Beruhigung seiner Leidenschaft sagen, die er nur von einer Zusammenkunft mit der Königin erwartet, deren hohen Sinn er kennt, wonach er hofft, daß diese ihn wirksam auf die Befreiung der Niederlande hinweisen werde. So verspricht er denn dem Freunde, nachdem er ihn gebeten, keinen Schritt ohne sein Vorwissen zu thun, wo möglich noch in Aranjuez eine Zusammenkunft mit der Königin, der er sich sogleich vorstellen will. Karlos wünscht zu sehr die Verwirklichung dieses Versprechens, als daß er irgend einen Zweifel hegen könnte. Der Freund fordert ihn auf, sich in der Nähe zu halten, um gleich auf seinen Wink zu erscheinen.*) Nach dem ersten Plane (der Schluß der Szene ist in der Thalia nicht ausgeführt) sollte der Marquis seine Vorstellung bei der Königin damit begründen, daß die flandrischen Angelegenheiten ihm Gelegenheit zu einer Audienz böten, was freilich seltsam war, und später durch die vorgebliche Uebergabe von Familienpapieren glücklich ersetzt ward.

Dritter Auftritt. Der unglückliche Zustand der Königin,

*) Karlos gibt in der Thalia dem Marquis den Rath, sich zum Zeichen der Springbrunnen zu bedienen, die jetzt stille ständen, aber alle springen würden, wenn er nur den Brunnen der Nereiden vor dem Lusthause der Königin öffnete. Unter den vielen Wasserwerken in Aranjuez, über deren Anlage die Nouveau voyage (vgl. oben S. 58) auf die Beschreibungen der Frauen Dunois und Colemar und des Herrn Barretti verweist, sind die der Diana, der vier Harpyien („da 4 Magdlein von dem Wasser umb unnd umb getriben werden" Zeiller), des Neptun, des Bacchus, der Delphine und der Liebesgötter. Dieses gefährliche, allgemeines Aufsehen erregende Zeichen hat Schiller später mit Recht fallen lassen.

die sich nach Frankreich zurücksehnt, in den Banden der steifsten Etikette sich unbehaglich fühlt und ihre Aufopferung bitter empfindet, tritt im Gegensatze zu der genußsüchtigen, in der Hauptstadt sich gefallenden Eboli hervor, ehe der Marquis angemeldet wird, den die Königin trotz des Bedenkens der Oberhofmeisterin gern empfangen will. In der Thalia war als Szene eine Einsiedelei angegeben, in welcher die Königin sich aufzuhalten pflege, jetzt wird ihre Hofhaltung zu Aranjuez als solche bezeichnet, und näher eine einfache ländliche Gegend angegeben, die von einer Allee durchschnitten und vom Landhause der Königin begrenzt sei. Damit stimmt es freilich nicht, wenn die Olivarez vom Gartenwäldchen der Königin, Alba III, 3 von einer abgelegenen Laube redet. Nach St. Réal sprach der Prinz die Königin zu San Juste in einem Pomeranzenwäldchen hinter dem Gemache des Königs. Die Königin ist unglücklich, daß der Hof heute nach Madrid zurück soll, wogegen die Eboli ihre Freude darüber nicht verbergen kann, was jener ihren Anblick heute widerwärtig macht. Doch auch die stillere, sanftere Mondekar kann es nicht ganz fassen, daß die Königin ungern von Aranjuez scheide*), wodurch sie dieser Gelegenheit gibt, dasjenige zu bezeichnen, was sie hier anziehe, daß die ländliche Natur sie ganz in ihre Jugendzeit und in ihr davon unzertrennliches Vaterland versetze, wo sie in solcher Umgebung aufgezogen worden. Der Eboli dagegen, welche im Szenarium der Thalia als Fürstin, nicht als Prinzessin bezeichnet wird**), scheint es hier so todt, wie in dem Kloster

*) Erst in der Ausgabe von 1802 trat Ihre (statt Ihro) Majestät regelmäßig ein.

**) Nur ein paarmal wird sie auch jetzt noch als Fürstin angeredet, wie z. B I, 6. 11. IV, 1, 8, 9.

La Trappe, wo niemand ein Wort sprechen darf. Daß gerade damals in La Trappe alle Zucht verschwunden war, kümmert den Dichter nicht. Die Königin möchte aber auch hören, was ihre Oberhofmeisterin darüber meine, worauf diese in ihrer zeremoniellen Weise sich erklärt, daß es nun einmal eine seit undenklicher Zeit durch den Gebrauch geheiligte Sitte der Könige gewesen, den einen Monat zu Aranjuez, den andern in Pardo, den Winter in der Residenz zuzubringen, wobei das auffallende auszuhalten darauf deutet, daß man sich der Sitte eben fügen müsse. Erst seit Philipp das Schloß und die Gärten in Aranjuez angelegt, hielt sich hier der Hof im Frühling auf; in dem von Karl V. begonnenen Lustschlosse Pardo, das von schönen Thiergärten umgeben ist, verweilte der Hof etwa zwei Monate. Selbst die zarte Mondekar kann ihre echt spanische Lust an den Stiergefechten und sogar an den gleichfalls als Feste geltenden Autodafés nicht verhehlen, wodurch der Dichter Veranlassung erhält, die der Königin Herz tief verletzende spanische Ansicht, daß es ein christliches Werk sei, Ketzer zu verbrennen, sich aussprechen zu lassen. Elisabeth äußert, um die Rede auf etwas anders zu bringen, die Freude, die sie von diesem monatlichen Aufenthalte in Aranjuez sich versprochen, sei nicht in Erfüllung gegangen. In dem darauf durch die Olivarez eingeleiteten Gespräch über die vom Könige beabsichtigte Vermählung der Eboli mit Ruy Gomez (vgl. S. 74) verräth sich die herzliche Theilnahme der Königin, die sich selbst als Opfer politischer Rücksichten fühlt; auch bricht eine gewisse Neigung der Eboli zu Karlos unwillkürlich hervor. Der Zwang der Etikette, unter welcher die Königin leidet, verräth sich dann auch in der Art, wie sie erst zur festgesetzten Stunde ihre Tochter sehn darf, und in der Be-

denklichkeit, welche die Oberhofmeisterin in dem Empfange des mit Briefen von der Mutter der Königin sich anmeldenden Marquis findet*); sie gibt dieser nur auf Befehl der Königin keine weitere Folge, aber Zeugin einer solchen Uebertretung ihrer strengen Vorschriften mag sie nicht sein.

Vierter Auftritt. Der Marquis bereitet die Königin geschickt auf eine Zusammenkunft mit dem Prinzen vor, an welchem sie selbst ihren Antheil verrathen hat; durch die Entfernung der beiden Hofdamen wird diese ermöglicht. Die Königin möchte vergebens die Zusammenkunft verhindern.

Nachdem die Königin den Marquis**) mit freundlicher Erinnerung an ihr früheres Zusammentreffen begrüßt hat, wobei sich dieser als fein gewandter Hofmann zeigt, fragt sie, was er ihr von ihrer Mutter und ihren Brüdern bringe, worauf er ihr seine Briefe überreicht. Seine Bemerkung, die einzige Freude ihrer Mutter sei, sie auf dem spanischen Throne glücklich zu wissen, veranlaßt sie, das Andenken ihrer Verwandten und die Erinnerung an ihr Leben in Frankreich als ihr größtes jetziges Glück zu bezeichnen, doch hält sie selbst sich von weiterer Ausführung dieses leidigen Gedankens ab, um sich zum Marquis zurückzuwenden, von dem sie höre, daß er nach so langer Reise sich jetzt einer philosophischen Muse in seinem Vaterlande hin-

---

*) Wenn Schiller im Jahre 1802 ist das statt das ist schrieb, so kann dies nicht des Verses wegen geschehen sein. Man möchte vermuthen, er habe auch das vorhergehende und streichen wollen.

**) Sie nennt ihn als Ritter des Malteserordens Chevalier. In dem vorigen Auftritt bezeichnet ihn die Olivarez als Grande. Das ist er aber nur im weitern Sinne.

geben wolle.*) Da die Königin gern dem Marquis, den sie als Freund von Karlos kennt, ein Wort von diesen sagen möchte, so weiß sie die Eboli, der sie am wenigsten traut, geschickt auf einen Augenblick zu entfernen, doch kehrt diese zurück, ehe der Marquis es aussprechen kann, wie sehr Karlos sich nach einem freien Worte mit ihr sehne. Da die Eboli gern etwas von dem Weitgereisten hören möchte, so ergreift er die Gelegenheit, durch eine ersonnene ähnliche Geschichte die Königin auf den traurigen Zustand ihres unglücklichen einstigen Bräutigams hinzuweisen, wobei er ebenso geschickt der Königin seine Absicht andeutet, wie er, besonders bei der Eboli, jede Vermuthung einer solchen Beziehung abzulenken weiß.**) Die Königin, die wohl versteht, daß er auf das Unglück von Karlos deutet, bricht auf kluge Weise die weitere Erzählung vor der Entwicklung ab, welche denn auch der Marquis troß der Neugier der Eboli nicht weiter führt, indem er den Schmerz vorschützt, den ihm das Andenken an das Unglück seines Freundes bereite.***) Die Königin sucht nun

*) In der Thalia stand nach „Chevalier": „den halben Norden, les' ich durchgereist". Dieses „les' ich" muß, da es sich nicht auf die von ihm eben empfangenen Briefe beziehen kann, die sie ja noch nicht geöffnet hat, auf andere Briefe gehn, wie das folgende „sagt man" auf Gerüchte, die sie am Hofe von seiner beabsichtigten Rückkehr vernommen. Letzterm widerspricht, daß Karlos gar nichts davon weiß. Man würde sehr gern die Beziehung auf seinen jetzigen Plan, einsam sich selbst zu leben („und jetzt, sagt man — Philosoph!"), entbehren. Bei dem Ausdruck „viele Länder, vieler Menschen Sitte gesehn", wird man an den Anfang der Odyssee fast zu sehr erinnert.

**) Etwas schroff knüpft er den Uebergang auf die Liebesgeschichte mit den Worten an: „Und Abenteuer suchen ist bekanntlich der Ritter Pflicht u. s. w.", indem er an die irrenden Ritter der Sage erinnert.

***) Sehr kühn ist die Aeußerung vor dem Anfange der Geschichte, der Freundschaft heiliges Legat habe sie ihm zu seiner eigenen gemacht, was doch

Gelegenheit, die Eboli auf längere Zeit zu entfernen. Der Marquis gibt einem Pagen, der nach Verabredung, wie wir annehmen müssen, im Hintergrunde erschienen ist, ein Zeichen, damit er dem Prinzen Meldung mache. Die Königin liest die Briefe, die zu ihrer Verwunderung aus den Niederlanden sind, während der Marquis mit der Mondekar spricht, die er bittet, sich beim Erscheinen des Prinzen in den Hintergrund zurückzuziehen. Jetzt wendet sich die Königin wieder zum Marquis, von dem sie durch ihre Frage nach Mathilden hören möchte, was Karlos von ihr denke. Daß der Marquis nach seiner bedeutsamen Antwort sich umsieht, fällt ihr auf*); da er bemerkt, Karlos würde glücklich sein, wenn er an seiner Stelle wäre, erwidert sie arglos, er selbst trage die Schuld, weil er sich von ihr zurückziehe. Als aber der Marquis auf die Erlaubniß seines jetzigen Erscheinens deutet, geräth sie in Schrecken, da sie nicht darauf gefaßt ist; seine weitere hoffnungsvolle Frage setzt sie in steigende Verwirrung, als er schon des Prinzen Ankunft meldet.

Fünfter Auftritt. Die Königin weist des Prinzen ungestüme Erklärung zurück, bittet, sie zu verlassen, dann fordert sie ihn auf, seine Liebe von ihr auf Spanien zu übertragen, wogegen sie ihn ihrer Freundschaft versichert, und gibt ihm, als er vor der Ankunft des Königs entweicht, die Briefe aus den Niederlanden.

---

nur heißen soll, er nehme einen solchen Antheil daran, als ob sie ihm selbst begegnet sei. Die Freundschaft hat ihn gleichsam zum Erben davon gemacht.

*) Unabhängig von einander hat Schiller 1802 und 1805 statt „Erinnr' ich mich" geschrieben statt „Ich denke nach", wodurch denn auch eine andere Versabtheilung unmittelbar vorher veranlaßt wurde, welche die Worte: „Doch große Seelen dulden still" zu einem selbständigen Verse machte, obgleich sie nur vier Füße füllen.

unfähig; sie zu erkämpfen, hätte er Riesenkraft, keine Kraft ihren Verlust zu tragen. Als sie ihm dagegen vorhält, daß sein zur Liebe so reich geschaffenes Herz seinen Staaten gehöre, er das Glück derselben zu gründen berufen sei, wobei er statt der bei seiner jetzigen verbrecherischen Liebe ihn verfolgenden Gewissensqualen die höchste Wonne genießen, er wie eine allbeglückende Gottheit walten werde, da wird er von der Größe der aus ihr sprechenden Gesinnung so mächtig ergriffen, daß er, von Verehrung ihrer himmlischen Größe überwältigt, vor ihr niedersinkt und sich zum zweitenmale, aber jetzt mit fester Entschiedenheit, bereit erklärt, alles zu thun, was sie verlange. Mit selbstbewußtem Muthe schwört er, seine Liebe zu ihr werde auf ewig verschwiegen in seiner Brust ruhen. Die Königin erklärt, ihrer Liebe zu ihm nie entsagen zu können.

Als der Marquis die Nachricht vom Nahen des Königs bringt*), will Karlos trotz des Drängens des Freundes und der Königin nicht von der Stelle, da er den Argwohn des Königs nicht zu fürchten brauche**); erst als diese ihn erinnert, wie schrecklich sie von der Eifersucht des Königs zu leiden haben würde, kann er nicht rasch genug von dannen eilen, doch noch einmal muß er zurück, er muß sie noch fragen, was er mit sich nehmen dürfe. Auch jetzt noch fällt es ihm schwer auf das Herz, daß sie bloß Freundschaft ihm weihen dürfe und sie nur seine Mutter sei, sie aber mahnt ihn durch die Briefe aus den Niederlanden, die

---

*) Nach der Thalia, und noch in der prosaischen Bearbeitung, verkünden zugleich Waldhörner die Ankunft des von einem Ausfluge zurückkehrenden Königs.

*) In der Thalia läßt der Dichter hier noch einmal das fürchterliche Gefühl in Karlos' Brust sich erheben, daß der König ihm seine Braut geraubt habe.

sie ihm übergibt, an seine ihr gelobte Pflicht. So schwer wird es Karlos, sich in die als nothwendig erkannte und beschworene Entsagung zu fügen.

Sechster Auftritt. Die Eifersucht des Königs, welcher die Königin allein überrascht, bricht fürchterlich aus. Sodann spricht er seinen Argwohn gegen Karlos aus, und er fordert alle auf, ihm nach Madrid zu folgen, wo er morgen ein großes Autodafé zu geben gedenkt.

Auf die zornige Frage*), wo die Frauen der Königin seien, erwidert diese, daß in ihrem Auftrage die Eboli sich wegbegeben habe. Wie wenig auch diese Entschuldigung dem König gefällt, läßt er sie doch gelten; als er dann nach der zweiten Hofdame fragt, opfert sich die Mondekar für ihre Königin. Rötscher hat gemeint, schon die ersten Fragen des Königs müßten den Ton eines tiefen Mißtrauens tragen, das, mit der ertheilten Antwort nicht zufrieden gestellt, weiter forsche. Das lag aber dem Dichter durchaus fern, der den König hier nur als rücksichtslosen strengen Bewahrer der steifen Hofetikette darstellen wollte. Die harte, alle erschütternde Bestrafung der treuen Mondekar sollte keineswegs,

*) Der König nennt sie Madame, welchen Titel die französischen Prinzessinnen führen. Sonst könnte man es als vornehme Bezeichnung der Gattin nehmen, wie im französischen Drama. — Ursprünglich rief Karlos am Ende des vorigen Auftritts: „Ha! ich verstehe“. Da 1801 die Worte gestrichen wurden, war der Vers: „So allein, Madame!“ unvollständig. Deshalb setzte Schiller 1802 am Anfange hinzu: „Was seh' ich? Sie hier?“, aber im Theater ließ er den halben Vers durchgehn. Nur die Worte „Warum allein?“ blieben 1801 von den viertehalb Versen stehn:

Und was ist das?
Sie scheinen ganz verwirrt, Madame — Wie Feuer
Brennt Ihr Gesicht — Es ist nicht, wie es sollte —
Warum allein? — Wo blieben Ihre Damen?

wie Rötscher meint, die Königin selbst treffen; aber diese fühlt sich dadurch bitter verletzt, und sie verhehlt dem Könige nicht, daß vor einer solchen öffentlichen Beschämung Spaniens Königin geschützt sein sollte; in ihrem Frankreich gäbe es kein Gesetz, welches die Tochter eines Königs, wie sie sei, vor Gericht stelle, dort schütze die Tugend der Frauen, kein ängstlicher Zwang ihre Treue. Von ihrem Gatten wendet sie sich zu der Mondekar, die sie zum Pfande ihrer fortdauernden Gnade mit ihrem eigenen kostbaren Gürtel beschenkt, und sie auffordert, nach Frankreich zu gehn, wo man sie als treue Dienerin der heimischen Königstochter willkommen heißen werde. Die Erinnerung an ihr schönes Frankreich, das sie jetzt so sehr vermissen muß, ergreift sie mit solcher Gewalt, daß sie vor Schmerz ihr Gesicht verhüllt*) und sich an die unterdessen stillschweigend herangekommene Oberhofmeisterin lehnt. Philipp fühlt den Schmerz der Königin, glaubt aber, ein Wort, das nur innigste Liebe ihm eingegeben, könne sie nicht betrüben. Seine schärfste Eifersucht, der Ausfluß des Mangels vollen Vertrauens auf die Treue der Gattin, spricht sich in dem Satze aus, für seines Weibes Liebe könne ihm nur sein eigenes Auge haften. Vergebens will sie ihn beschwichtigen, er fährt lebhaft fort, das Glück seiner Liebe als sein einziges persönliches Eigenthum zu bezeichnen**), dessen Verletzung er nicht ertragen könne. Als aber die Königin besorgt fragt***), ob er deshalb in Furcht sei,

*) Das im Karlos so häufige Verhüllen des Gesichtes bei großem Schmerze findet sich auch schon in Schillers frühern Dramen.

**) Daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe, pflegte Karl V. zu äußern, der hier mit „ein andrer" bezeichnet wird.

***) Sie braucht hier, wie auch sonst, die Anrede Sire, deren sich auch andere beim Könige bedienen. Es ist die französische Anrede des Königs. Das spanische sire ist zweisilbig.

erwidert er bitter (nach der Thalia spricht Philipp die Worte zur Königin, indem er sie scharf anblickt), er werde doch wohl nicht sein graues Haupt zu fürchten haben, wobei dem Dichter die Aeußerung Philipps vorschwebt, die er nach St. Réal (oben S. 11) beim ersten Begegnen mit seiner Braut gethan haben soll. Ruhiger, aber entschieden fügt er hinzu, wenn er einmal zu fürchten begonnen, habe er schon zu fürchten aufgehört, da die Furcht, die Treue seiner Gattin schwanke, alle Liebe gegen diese auf einmal auslöschen, und er dann nur kalt die ihm angethane Beleidigung bestrafen werde.

Von der Königin wendet sich Philipp zu den Granden, unter denen er Karlos vermißt, und da keiner von ihm zu sagen weiß (seltsam, daß auch Domingo schweigt, der in der Thalia, wie es recht ist, über sein das Stück beginnendes Zusammentreffen mit ihm berichtete), spricht er die Unruhe aus, welche ihm dessen kalt abgemessenes Betragen und das scheue Zurückhalten seit seiner Rückkehr von Alkala mache, ja er kann nicht umhin, ihn der Wachsamkeit seiner Großen zu empfehlen. Alba ist weit entfernt, den Verdacht des Königs irgend zu beruhigen, er versichert ihm nur, mit einer biblischen Anspielung (1. Mos. 3, 34), der treuesten Sorge für seine Sicherheit. Lermas gutgemeinten Zuspruch lehnt der König ab; er verlasse sich mehr auf Albas Schutz als auf Karlos' Herz. Zuletzt gedenkt er seines Abzugs nach Madrid, wohin ihn die Pflicht rufe, die er dort morgen als christlicher König durch ein großes Gericht über die Ketzer zu erfüllen gedenke.*) Auch des Aufruhrs der Niederlande erwähnt er hier-

*) Philipp schwur zu Valladolid den Eid, die Inquisition, die durch eine päpstliche Bulle vom 4. Januar 1559 die allerweiteste Ausdehnung erlangt hatte, aufrecht zu erhalten und zu schützen. Weder in Frankreich noch in England und

bei, den er eben nur für eine bloße Ausgeburt der Ketzerei hält.*)

Siebenter bis neunter Auftritt. Karlos, ganz begeistert für Flanderns Rettung, will sich gleich morgen die Statthalterstelle von seinem Vater erbitten. Mit dem Marquis schließt er einen ewigen, auf Offenheit ruhenden Freundschaftsbund; mit ihm vereint will er allen feindlichen Mächten zum Trotz das Jahrhundert zur höchsten Blüthe erheben.

Die Briefe aus den Niederlanden, deren Anliegen ihm die Königin durch ihre Uebergabe ans Herz gelegt, haben des Prinzen Entschluß bestimmt, für Flandern einzutreten, und, da man allgemein Albas Sendung dorthin für schon beschlossen hält, so will er gleich morgen die Statthalterschaft sich vom König erbitten. Die Hoffnung, daß diese ihm nicht entgehn könne, gründet er darauf, daß es seine erste Bitte sei und der König ihn ungern in seiner Nähe sehe, endlich auf die Gewalt der vollen, zum erstenmal vernommenen Stimme der Natur. Der Marquis freut sich, daß sein Karlos die frische, frohe Begeisterung seiner Seele wiedergefunden hat. Als Graf Lerma kommt, um die Abreise des

---

Deutschland verstanden sich die Fürsten dazu. — „Die Pest der Ketzerei.“ Schiller fand den Ausdruck mehrfach bei Ferreras.

*) Erst im Jahre 1801 strich Schiller den Schluß; denn vor der schließenden szenarischen Bemerkung stand noch:

„Der Königin den Arm reichend.
Und Sie begleiten mich.
Königin.
Barmherzigkeit!
Ich bin ein Weib — ein weiches Weib — ein Mensch —
König.
Auch eine Christin, hoff' ich. Kommen Sie,
Es zu beweisen.

Königs anzuzeigen und auch den Prinzen dazu aufzufordern, nimmt der Marquis ganz die ehrfurchtsvolle Miene eines Untergebenen an. Karlos geht darauf ein, bedeutet aber Lerma, er wolle noch mit dem Marquis einen Augenblick sich unterhalten und ihm dann bald nachfolgen. Daß dieser schon am Ende des ersten Auftritts Domingo folgen wollte, bleibt hierbei unberücksichtigt. Ursprünglich sollte Lerma hier noch die Einladung zum Autodafé hinzufügeu, wodurch Karlos zum heftigen Ausdruck seines Abscheus dagegen hingerissen worden wäre, wie dies in der Thalia im sechsten Auftritt auch bei der Königin in stärkster Weise der Fall war. Vgl. S. 183*

Karlos ist es zufrieden, daß der Marquis in anderer Gegenwart sich ihm als Unterthan unterordnet, nur wenn sie unter sich sind, wollen sie als Brüder miteinander verkehren. Dieser aber kann die Sorge nicht unterdrücken, ob diese ihre brüderliche Gleichheit immer Bestand haben könne. Wenn er einst Monarch, der größte Herrscher der Welt geworden, wenn er von seiner Allmacht trunken, von Schmeichlern umgeben ist, die seinen Leidenschaften fröhnen*), wird er dann noch die Offenheit des freien Bürgers ertragen wollen, der er selbst nie entsagen kann? Karlos meint, nur die Wollust sei fähig, auf solche Weise das Herz zum Laster zu verkehren, er selbst fühlt sich, obgleich er schon das dreiundzwanzigste Jahr erreicht hat, von aller Wollust rein**),

*) „Die Pflichten der Ewigkeit", das göttliche, in die Brust des Menschen gelegte Gesetz, die Stimme des Gewissens. — „Die Menschheit", die Menschen die er jetzt so hoch hält. — „Mit dem Leiden", das er nicht mehr schaut. Oder sollten die Worte enge mit „Mitgefühl" zu verbinden sein?

**) II, 10 gesteht Domingo, er habe vergebens Karlos durch Wollust zu entnerven gesucht.

und so kann er nicht fürchten, daß Weiberherrschaft ihn je aus seinem Herzen verdrängen werde. Als jener darauf zurückkommt, daß er ihm als König die Wahrheit zu sagen fürchten müsse, äußert Karlos. was freilich eine sonderbare Erwiderung, er brauche ihn nicht zu fürchten, da er seiner gar nicht bedürfe, nichts von ihm zu erbitten habe*), er ja vielmehr geistig über ihm stehe. Da dieser noch immer einzuschlagen zaudert, fragt er ihn, ob er denn an sich selbst zweifle, sich nicht für fähig halte, sich so frei ihm als König wie jetzt als Prinzen gegenüber zu halten.**) Diese letzte Ausführung, ganz abweichend von der frühern Fassung, möchte nicht als gelungen gelten dürfen. Jetzt erst geht der Marquis auf den Schwur eines ewigen Bündnisses in der verwegensten (kühnsten) Bedeutung des Wortes ein, und verspricht ihm selbst dann, wenn er je den Schmeichlern sein Ohr leihen sollte, „ein schreckenloser Hüter seiner Tugend"***) zu sein.

Nachdem Karlos den Freund noch um sein brüderliches Du gebeten, gehen sie beide ab, im begeisterten Gefühl, daß sie vereint jeden Widerstand des Jahrhunderts gegen ihre menschenfreundlichen Absichten brechen werden. Daß sie Arm in Arm abgehen, wie die prosaische Bearbeitung ausdrücklich angibt, ist freilich etwas wunderlich, da ihre Verbindung ja allen ein Ge-

---

*) Daß er ein reicherer Vasall sei, als er als König je sein werde, kann nur darauf gehn, daß alle Schätze seiner Reiche nicht genügen werden, das Gute auszuführen, welches er als König gern stiften möchte.

**) In der prosaischen Bearbeitung steht hier „daß du vor der Versuchung zitterst und an der Ewigkeit deiner Grundsätze zweifelst".

***) Sollte dem Dichter hier der freilich in anderer Weise gedachte Ausdruck des Horaz virtutis verae custos rigidusque satelles (epist. I, 1, 18) vorschweben?

heimniß bleiben soll. Freilich wird es dadurch erklärlich, daß Lerma IV, 4 von ihrem Freundschaftsbunde weiß, aber wenn sie wünschten, daß niemand ihre Freundschaft ahne, durften sie nicht in den königlichen Gärten sich Arm in Arm zeigen. Auch das kurz vorhergehende „Jetzt zum König!" ist auffallend, da der Prinz dem schon abgereisten König nach Madrid folgt und erst morgen bei ihm Audienz sich erbeten will. Kurz vor dem Schlusse sind neunzehn etwas überschwengliche an die Vorsehung sich wendende Verse der Thalia im ersten Druck weggefallen, aber doch in die prosaische Bearbeitung übergegangen.

Zweiter Akt.

Philipp lehnt die Bitte seines Sohnes ab, will ihn aber, wie er Alba mittheilt, in Zukunft dem Throne näher treten lassen. Die vom Prinzen verschmähte Eboli entdeckt dessen Liebe zur Königin, bei welcher er Erhörung gefunden haben müsse. Alba und Domingo verbinden sich mit der Eboli gegen den Prinzen. Der Marquis weiß diesen von seinem unedlen Entschlusse, der Königin die Treulosigkeit ihres Gatten zu verrathen, abzubringen, verspricht ihm aber eine zweite Unterredung mit seiner Mutter, durch die er ihn zur Flucht nach Flandern bestimmen lassen will.

Erster bis dritter Auftritt. Karlos sucht, nachdem er eine geheime Unterredung mit dem Könige erlangt hat, die Mißstimmung desselben durch die wärmste Verehrung seiner Liebe vergebens zu verscheuchen. Die entschiedene Ablehnung seiner Bitte, von ihm nach Flandern gesandt zu werden, regt ihn bitter auf. Der König verkündet Alba, daß er jederzeit zum Aufbruch nach den Niederlanden bereit sein solle, und befiehlt ihm, bei der

Königin sich zu verabschieden und mit dem Prinzen, der von jetzt an dem Throne näher stehn solle, sich zu versöhnen.

Karlos, der bei der ihm gewährten Audienz den Herzog Alba mit bedecktem Haupte nach dem Vorrechte aller Granden als Staatsminister in der Nähe des Thrones stehn sieht, will diesem den Vortritt lassen, da er mit dem Könige allein zu reden habe.*) Als aber Philipp die Anwesenheit des Herzogs befiehlt, bittet er den stumm da stehenden Alba selbst, ihn nur auf eine Stunde mit seinem Vater allein zu lassen. Philipp will davon nichts wissen; Karlos' Zweifel, ob Alba auch sein Freund sei**), zieht ihm den ersten Vorwurf seines Vaters zu, daß der Prinz den Freund seines Vaters nicht auch als Freund behandle. Karlos aber wird durch das starre, stumme Verweilen Albas so erbittert, daß er die Anmaßung, bei einem Gespräche zwischen ihm und seinem Vater nicht zurückzutreten, mit dem Ausdrucke der Verachtung straft.***) Wie sehr auch Philipp über die scharfe Verachtung Albas erzürnt ist, er fühlt, daß Karlos als Erster des

*) Nach der Thalia sollte unserm Auftritt einer zwischen dem König und dem Großinquisitor vorhergehen. — Gleich am Anfange hat Schiller im Jahre 1801 sechs Verse gestrichen.

**) In den Worten „Hab' ich es auch verdient, | Den meinigen im Herzog zu vermuthen?" spricht der Prinz die dauernde Spannung zwischen ihm und Alba aus, die eben eine freundliche Gesinnung des Herzogs gegen ihn nicht erwarten lasse.

***) Er müsse wissen, daß er bei diesem Gespräche ein Nichts sei, hier nichts zu thun habe, und dies Gefühl, daß er im Rechte sei, sollte seine Seele „durchbohren", schmerzlich zerreißen, seinen Zustand ihm zu beschämender Qual machen (daher „verdammt ist"). — Im folgenden ist eine große Stelle der Thalia, in welcher es zu lebhaftem Streite zwischen Alba und dem Prinzen kam, von Schiller gestrichen worden. — Statt „die geweihten Mysterien der heiligen Natur" (nach „Vater") wurde 1801 das einfache „unberufen" gesetzt.

Reiches nach dem Könige in seinem Rechte ist, und so läßt er Alba in das Cabinet neben dem Audienzsaal treten.

Philipp ist durch Albas und Domingos Verdächtigungen und das bisherige Verhalten des Prinzen von so bösem Argwohn gegen diesen erfüllt, daß er den heftigen Ausbruch kindlicher Liebe und herzlicher Wärme, mit welcher er vor dem Vater niederfällt und dessen Hand küßt, für ein bloßes Gaukelspiel hält.*) Wie sehr dieser auch darüber betroffen ist, er läßt sich dadurch nicht abhalten, mit vollster Offenheit sein Herz ihm darzulegen, das, wie schon Lerma dem Könige bemerkt hat, nicht schlimm sei.**) Etwas auffällig ist, daß Philipp die Reinheit seines Herzens zugesteht. Karlos fühlt sich dadurch um so mehr angetrieben, mit dem übermächtigen Gefühl von der Bedeutung dieses Augenblicks vor ihm niederzufallen und um Versöhnung zu bitten. Aber Philipp, der an die Sprache des Herzens nicht gewohnt ist, weist auch dies kalt als Gaukelspiel zurück und will sich von ihm losreißen. Und als gar dem Sohne über diese arge Verkennung Thränen in die Augen kommen, findet er, der der Thränen ungewohnt ist, dies unwürdig und weist ihn weg; lieber wolle er die größte Schmach sich von ihm gefallen lassen, ihn feige aus einer Schlacht zurückkehren sehn, als so in Thränen; denn jede Reue ist ihm verhaßt, da diese auf Schwäche der Seele deute — eine bei dem von der Bußlehre des Christenthums durchdrungenen Herrscher doch wunderliche Vorstellung. Die Art, wie Karlos den Vater deshalb als einen Unmenschen betrachtet, ist

*) Vor V. 5 hat Schiller schon 1801 drei gleichfalls mit „Warum" beginnende Verse gestrichen.

**) „Wilde Wallungen verklagen mein Herz", verursachen, daß man mein Herz beschuldigt. Vgl. V, 11: „Fürchten Sie keine Wallung mehr von mir."

auf eine widrige Weise übertrieben. Thränen seien die Beglaubigung der Menschheit, durch sie unterscheide sich der Mensch vom Thiere*), aber er sei kein Mensch, ihn könne kein Weib geboren haben.**) Dann aber kehrt er gleichsam zu seinem Vater zurück, den er gar sonderbar mahnt, doch zeitig weinen zu lernen, um es nicht spät desto schlimmer nachholen zu müssen.***) Doch Philipp läßt sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen, und wir müssen gestehn, daß sein Sohn sich hier wirklich schauspielermäßig beträgt. In allem sieht er nur schöne Worte, die ihm den Zweifel an seiner Gesinnung nicht benehmen können. Karlos will eben diesen Zweifel durch die herzlichste Liebe lösen. Die Männer, welche ihn mit berechneter Absicht aus des Vaters Gunst vertrieben haben, fühlen für ihn keine Liebe, Philipp kann sie nur erkaufen. Die verächtliche Weise, wie er Albas und Domingos Seelen seiner frischsprudelnden gegenüber als „trübe, sumpfige Behälter“ (Cisternen) bezeichnet, bringt den König auf, sodaß er ihm streng befiehlt, die bewährten Diener seiner Wahl zu verehren: allein dieser bleibt dabei, daß jene kein Herz für ihn haben, nur aus Eigennutz ihm dienen, und er macht sich anheischig, dasselbe wie sie zu leisten und zugleich ihn zu lieben. Die Andeutung, daß er auf seinem Throne einsam sei, trifft den König, der hier zuerst eine menschliche Regung fühlt, in tiefster Seele, und er gesteht, daß Karlos Recht habe. Die tiefempfun-

*) Nach Theophrast gab die Natur dem Menschen Thränen und Sprache zur Unterscheidung vom Thiere. Juvenal nennt die Thränen „den besten Theil unseres Gefühls“.

*) Nach der bekannten Stelle der Ilias XVI, 33 f., nachgeahmt von Virgil (Aeneis IV, 265).

*) Vor dem Verse „O zwingen sie“ fielen 1801 fünf zum Theil stark übertriebene Verse aus.

dene Schilderung des Glückes eines Vaters, der im innigsten Zusammenklingen mit dem Sohne seine Jugend noch einmal erlebt, indem er mit ihm und für ihn wirkt, rührt Philipps Herz, der nur zu erwidern vermag, ein solches Glück habe er ihm nie gewährt. Aber als dieser mit Recht entgegnet (wenigstens setzt der Dichter diese Berechtigung voraus), daß der Vater ihn von sich fern gehalten habe*), beruft er sich auf seine große Heftigkeit, die alles zerstören würde. Seltsam ist es, wie Karlos durch die Bemerkung: „Geben Sie mir zu zerstören?" Philipps Wort bestätigt. In der ersten prosaischen Bearbeitung ist dies mit Recht weggefallen. Mit lebhaftem Schwung spricht Karlos seinen Drang nach einer seiner und seiner Ahnen würdigen Thätigkeit aus**), wodurch er sich den Uebergang zu der Bitte bahnt, ihn nach Flandern zu senden.

Ruhiger fordert er entschieden, statt Albas nach den Niederlanden gesendet zu werden, für deren Gehorsam er in diesem Falle einstehe, da das Volk ihn liebe. Nach St. Réal ließ der Prinz dies dem König versichern, bat ihn aber nicht persönlich um die Stelle. Vgl. S. 20. Die Ausrede, das Amt eines Statthalters daselbst fordere einen Mann, weist Karlos damit zurück, daß es nur eines Menschen bedürfe; vergebens besteht der König darauf, die Empörung könne nur durch Strenge und Furcht gebändigt werden, er sei zu weich dazu.***) Karlos wieder-

*) Hier ist erst 1801 eine Stelle von fünfzehn Versen ausgefallen, die sich darauf beziehen, daß Karlos gern von den Zeiten spricht, wo er (Philipp) nicht mehr sein werde. Dieser Aerger liegt ganz in Philipps Charakter.

**) Bei St. Réal heißt es einmal, Karlos habe außerordentliche Scham empfunden. daß er noch nichts für den Ruhm gethan habe.

***) Daß sein Herz weich sei, widerspricht keineswegs seinem zerstörenden Ungestüm.

holt seine Bitte, indem er auf die Macht deutet, welche schon der Name des Königssohnes üben werde, im Gegensatz zu dem nur durch Zerstörung wirkenden Alba, und er gibt ihr dadurch eine besondere Kraft, daß er sie als seine erste bezeichnet, die er auf den Knieen thun will. Karlos muß dabei wirklich auf die Kniee fallen, obgleich dies von Schiller nicht bemerkt wird. Aber eben die leidenschaftliche Hast, mit welcher Karlos seine Bitte vorträgt, erregt in dem argwöhnischen Philipp den schärfsten Verdacht, er fürchtet, sein Sohn wolle nur deshalb sich seines besten Heeres versichern, um es gegen ihn zu verwenden. Sein auf das schärfste die Furcht vor Karlos' Plänen aussprechendes „das Messer meinem Mörder"*) beweist diesem, der dabei entsetzt aufspringt, daß er mit aller seiner ihm gezeigten Liebe nichts erreicht habe. Aber noch immer will er die Hoffnung nicht aufgeben: dringend bittet er den Vater, ihn gnädiger zu behandeln, da der Gedanke ihm unerträglich sei, sich so alles verweigert zu sehn. Und was ihn noch besonders schmerzt, ist der Spott der Höflinge, daß er von seinem Vater nichts erlangen könne. Um ihm diesen gegenüber ein Zeichen seiner Achtung zu geben, möge er ihn mit dem Heere nach Flandern senden. Zum drittenmale wagt er trotz des darauf angedrohten Zornes die Bitte zu stellen, wobei er hervorhebt, daß er es nicht länger in Madrid aushalte; was ihn eigentlich forttreibe, darf er nicht verrathen. Der König aber, dem die letzte Aeußerung als Beweis einer Störung seiner Seele gilt, erklärt entschieden, als Kranken müsse er ihn unter seiner

*) Bei St. Réal heißt es von Ruy Gomez, der Antheil, den dieser am Wohle des Königs genommen, habe ihn mit Schrecken dessen Schwäche entdecken lassen, daß er seinem Sohne die Waffen in die Hand gebe, um zuerst von ihm umgebracht zu werden.

Aufsicht halten, und so bleibe es dabei, daß Alba nach Flandern gehe. Karlos ist in solcher Aufregung, daß er leise den Himmel bitten muß, ihn von der gräßlichen That zurückzuhalten, wozu ihn gekränkte Liebe und Ehre fortreißen wollen. Ganz gebrochen, nachdem er sich selbst gewaltsam zurückgehalten, findet er nur noch die Kraft zur Frage, ob des Vaters Entscheidung feststehe*), worauf er mit der bittern Erklärung scheidet, dann habe er nichts weiter zu sagen. Mit Recht ist der darauf in der ersten Bearbeitung folgende widerwärtige Schluß der Szene weggelassen, in welchem Karlos unter andern der Verbrennung des Testamentes Karls V. durch Philipp gedenkt**), und dadurch dessen tiefste Bestürzung erregt. Die Erwähnung der Testamentsverbrennung fiel erst 1801 weg, wogegen schon in der ersten Ausgabe des Stückes der frühere Abschluß des Auftritts gestrichen war.

Dem erst nach einiger Zeit eintretenden Alba befiehlt der König, sich zum Abmarsche nach Brüssel***) bereit zu halten; vorher soll er von der Königin Abschied nehmen, auch den Karlos

*) Die Worte: „Sie kam vom König", sollen nur besagen, daß er als König, der nie sein Wort zurücknehme, so habe entscheiden müssen. Rötscher legt darauf zu viel Gewicht, wenn er meint, dadurch sei die völlige Entfremdung zwischen Sohn und Vater ausgesprochen.

**) In einer Anmerkung bemerkte Schiller, es sei bekannt, daß Philipp dadurch sein Andenken geschändet habe; allein bei St. Réal und sonst wird nur berichtet, daß die Inquisitoren das Testament zur Verbrennung verurtheilt, der König aber, weil er die übeln Folgen davon bedacht, die Ausführung zu hintertreiben gewußt habe.

***) Daß der Herzog erst nach Italien reiste, wo sein Heer sich versammelte, ist hier übergangen. Auch im fünften Auftritt wird „des Abgehens nach Brüssel" gedacht, später aber die Reise über Italien näher bezeichnet.

noch sprechen. Dieser kann nicht unterlassen, in der Bewegung in welcher er den König findet, eine Folge des Gespräches mi dem Sohne zu vermuthen, der wie ein Wüthender weggeganger sei. Aber zu seinem Aerger muß er, statt Näheres zu erfahrer und den König noch mehr zu reizen, von ihm hören*), daß di Unterredung eine ihm unerwünschte Wirkung geübt, daß Philipp über Karlos' Verachtung seines Alba erzürnt, ihm befiehlt, diese zu versöhnen, was er als eine Gnade von seiner Seite betrachtet ja daß er sich selbst vorwirft, auf seine Verdächtigung des Prinze gehört zu haben, und diesen jetzt seinem Throne näher trete lassen will, somit seine unumschränkte Herrschaft über den Köni bedroht ist.

Vierter bis sechster Auftritt. Sie spielen im Vorsaa des Zimmers der Königin. Wie es kommt, daß Karlos hierhe mit dem Pagen geht, sieht man nicht. Freilich hatte der Dichte dies nöthig, damit der vom Abschiede der Königin kommend Alba mit Karlos zusammentreffe. Letzterer ist gegen den Köni so erbittert und von seiner Leidenschaft so verblendet, daß e wähnen kann, eine Einladung einer Dame zu einem Liebes-besuche im Pavillon der Königin gehe von dieser aus. Beim Ab-schiede des ihn zu ungelegener Zeit aufhaltenden Alba kommt e in Folge von dessen Aufreizung zum Kampfe; der Zuruf der zu-fällig erscheinenden Königin aber übt auf Karlos eine solch Wirkung, daß er mit Alba in auffälligster Weise sich im N versöhnt.

Schon als der Page, der Schlüssel und Brief Karlos bringt sich auf dessen Frage als Edelknaben der Königin zu erkennen

*) Die Ausgabe von 1801 strich hier sechs Verse nach „War Herzog Alba"

gibt, zweifelt er nicht, daß er von dieser komme, und so hat er nichts eiligeres zu thun als ihm das strengste Stillschweigen aufzulegen. Nachdem er die Einladung gelesen, steht er lange starr und sprachlos da; kann er ja nicht glauben, daß die Königin, deren Tugend ihn noch gestern mit solcher Verehrung ergriffen, ihn jetzt zu einem Stelldichein einlade. Er meint, es müsse hier ein Trug zu Grunde liegen, zu dem die Eltern des Pagen sich hätten willig finden lassen. Als er aber vernimmt, der Vater des Knaben sei bei St. Quentin gefallen*), kann er den Verdacht nicht unterdrücken, daß der König ihn bestochen habe: des Pagen natürliche Empfindlichkeit schlägt seinen Zweifel fast ganz nieder, noch mehr die Lesung der Zeilen, die ihn eines für unmöglich gehaltenen Glückes versichern**), dessen Unendlichkeit er gar nicht zu fassen vermag.***)

Er ist so außer sich, daß ihn der Page zweimal ihm zu folgen auffordern, und ihn mahnen muß, er vergesse, wo er sei, da er sich nicht so laut äußern dürfe. Bei den Worten „Sie vergessen" wird Karlos an seinen Vater erinnert, der freilich davon

*) Die letzte Schlacht bei der Belagerung der Stadt durch den Herzog von Savoyen gewann Egmont. — Henarez ist nur Ortsname. Verwechselte Schiller ihn etwa mit dem Personennamen Henriquez?

**) Bis zum Jahre 1801 stand hier noch am Schlusse des Briefes die zweideutige Unterschrift E., die um so mehr wegfallen mußte, als Karlos auf diese gar nicht Bezug nimmt.

***) Bei seinen Worten: „Das ist mein rechter Arm ... wirklich" schwebt Sebastians Aeußerung in Shakespeares Was ihr wollt (IV, 3) vor:

Das ist die Luft, das ist der Sonne Glanz;
Dies Kleinod gab sie mir. ich fühl' und seh' es,
Und ob mich gleich ein Zauber rings umstrickt,
Ists doch kein Wahnsinn.

nichts wissen dürfe, aber es falle ihm so schwer, eine solche Seligkeit nicht laut auszusprechen, was er in ausschweifendster Weise thut. Als er sich aber jetzt ernstlich besinnt, daß ein so gefährliches Geheimniß auf das sorgfältigste verborgen bleiben müsse,*) macht er dem Pagen dies ängstlich zur heiligsten Pflicht**), ja er will ihn rasch fortschicken, daß niemand sie hier zusammensehe und daraus Verdacht schöpfe. Doch ehe er dem Pagen folgt, muß er ihm noch ausdrücklicher, wie sehr er auch mit ihm zusammengetroffen zu werden fürchtet, die Geheimhaltung anempfehlen. Das Geheimniß sei so gefährlich, daß es unwillkürlich sich verrathe. In breiter, an Polonius eher als an Hamlet erinnernder Weise räth er ihm, sich ja in Acht zu nehmen, sich selbst nicht zu gestehn, was er wisse, und immer so lustig wie früher sich zu zeigen. Ja er freut sich über die Klugheit der Königin, die einen solchen Boten ausgewählt habe, hinter welchem der König sein Unglück nicht suchen werde.***) Als aber der Page sich etwas darauf

---

*) In der ersten Ausgabe stand:

In diese Brust vermauern soll, das, das
Ist schrecklich — Unterirdisch Gold, sagt man,
Wird unter Todtenstille nur gehoben.

1801 strich er hier die ganze Stelle „Unterirdisch . . . gehoben", wonach aber „Ist schrecklich" einen Vers für sich bildete. Deshalb wollte er im Jahre 1805 die Worte: „In diese Brust . . . schrecklich" in einen Vers zusammenziehen, schrieb statt des zweiten „das" als Schluß des Verses „ist schrecklich", ließ aber aus Versehen die Worte „Ist schrecklich" am Anfange des folgenden Verses stehn. Schillers Absicht hat erst Joachim Meyer zur Ausführung gebracht.

**) Das Geheimniß soll so tief in seine Brust versenkt sein, wie ein Sarg in die Erde, daß niemand es merken kann.

***) Seltsam dient hier „Nattern" zur Bezeichnung desjenigen, der einem Qual bereitet. In der Thalia stand I, 1, 10 f. „daß er die Nattern (die Qual) seines Sohns zu Gaste ruft".

einbildet, ein Geheimniß zu besitzen, das dem König selbst verborgen sei, hält er ihm ernstlich vor, deshalb solle er eher zittern. Vor allem müsse er jede nähere Verbindung mit ihm möglichst verheimlichen, und er fügt vorsorglich hinzu, wenn er ihm später noch etwas von seiner Dame zu melden habe, solle er es ihm nur durch Zeichen zu verstehn geben, da Philipp überall seine Kundschafter habe. Das Shakespearesiren ist hier auffallend genug, ohne daß die Darstellung dadurch an Wirksamkeit gewänne. Die dreißig Verse von „Doch halt!“ bis „Hinweg“ fielen besser ganz aus. Schiller hatte im Jahre 1801 nur wenige Verse der Fassung von 1787 weggelassen.

Als der aus dem Zimmer der Königin kommende Alba den Prinzen anspricht, will dieser in seiner Eile sich sofort entfernen, doch, da der Herzog eine Unterredung auf seinem Zimmer sich in diesem Fall erbittet, bleibt er, bittet aber um möglichste Kürze. Alba will den Prinzen erbittern, dessen verächtliches Wort ihm nicht weniger auf der Seele brennt als die Furcht vor seinem drohenden Einflusse bei dem Könige ihn quält; dieser ist nichts weniger als bereit ihn zu reizen. Seinen wunderlichen Dank für die vorgebliche Verwendung bei dem Könige weist der Prinz einfach zurück und wünscht ihm kurz gute Reise. Aber Alba wundert sich über den Gleichmuth des Prinzen, dessen Veranlassung er gern herausbringen möchte. Doch selbst seine boshafte Anspielung, er habe ja früher gemeint, daß er selbst nach den Niederlanden müsse, verfängt nichts bei diesem. Kalt erwidert er, der König habe ganz recht, daß die Lage der Dinge einen guten General bedürle, was der Herzog ohne Zweifel sei, keinen jungen Menschen, und so will er Alba entlassen, da er jetzt keine Zeit habe. In der Verwirrung der Eile verschiebt er das, was

als Gott auf Erden gerichtet und seinen Willen ausgeführt, da kann der Prinz nicht umhin, seinen Mißmuth über den gottlosen Glaubenszwang auszusprechen, an den er eben nicht erinnert sein möge. Statt es aber dabei bewenden zu lassen, wird er von der durch Albas Stolz ihm zugefügten Kränkung und von seinem Freiheitsgefühl fortgerissen. Alba sei freilich in seiner Art ein großer Mann, aber er sollte erst zur Zeit des Weltunterganges erschienen sein*), wo er an seiner Stelle wäre. Dabei muß er des unglücklichen Flanderns gedenken, wofür Alba, wie man sage, schon eine Anzahl unterschriebener Todesurtheile mit sich führe**), was er bitter als eine gute Vorsichtsmaßregel bezeichnet. Mit steigender Bitterkeit fügt er hinzu, ein Anfang der Achtung seines Vaters sei es gewesen, daß er ihm ein solches Geschäft verweigert habe, worin seine Albas glänzen könnten. Als der Herzog dies für eine Beleidigung erklärt, gegen deren Sühne den Prinzen nur sein Stand schütze, nimmt Karlos diese Aeußerung als eine Beleidigung, die Blut fordere. Albas kaltblütige Frage „Gegen wen?" deutet darauf, daß er sich bewußt bleibe, Karlos sei der Königssohn. Erst auf dessen Drohung, ihn, wenn er sich weigere, zu durchbohren, zieht er. Die durch den Lärm aus ihrem Zimmer getriebene Königin bringt durch ihren unmuthig gebietenden Zuruf Karlos zu sich, so daß er das Schwert sinken läßt, auf den Herzog zueilt, ihn küßt und sich ausgesöhnt erklärt; vor der Königin wirft er sich nieder, stumm seine Schuld bekennend, so ihren Unwillen erregt zu haben, und enteilt sofort. Alba stutzt über diesen Einfluß der Königin auf Karlos. Diese, beunruhigt über

*) Zum biblischen Ausdruck vgl. Offenb. 14, 14—16. Matth. 13, 39.

**) Alba hatte vom Könige die Vollmacht erhalten, gegen alle, auch die Ritter des goldenen Vließes, das Todesurtheil vollstrecken zu lassen.

Albas Ahnung eines nähern Verständnisses, beruft ihn endlich in ihr Zimmer, um ihm ihren Wunsch, daß er über den Vorfall Schweigen beobachte, zu erkennen zu geben.

Den zu Grunde liegenden Vorfall erzählt Ferreras nach Cabrera also. Als der Herzog von Alba den über seine Sendung nach den Niederlanden mißvergnügten Prinzen besuchte, um ihm die Hand zu küssen und ihm seine Abreise mitzutheilen, drohte dieser in rasendem Zorne, ihn zu tödten, wenn er sich unterstände die Reise anzutreten und ihm den für ihn bestimmten Ruhm zu rauben. Vergebens suchte Alba ihn durch die Vorstellung zu beruhigen, der König habe sein Leben nicht der Gefahr aussetzen dürfen, später könne Seine Hoheit ohne Gefahr sich dorthin begeben. Karlos erwiderte, indem er den Dolch gegen ihn erhob, er werde nicht abreisen, Alba aber hielt ihm beide Arme fest, und sein Hülferuf zog einen Kammerjunker nebst andern Personen herbei, worauf der Prinz sich entfernte. Der König, den Alba davon benachrichtigte, wurde darüber sehr aufgebracht; auch die Königin und seine Tante waren schmerzlich dadurch berührt. Im Wesentlichen stimmt hiermit Stradas Erzählung überein, der nur Alba beim ersten Stoße des Prinzen einige Schritte zurücktreten und Karlos sich in sein Kabinet zurückziehen läßt. Vgl. auch St. Réals Darstellung oben S. 27.

Siebenter bis neunter Auftritt. Der Prinz wird betroffen, als er in dem ihm bezeichneten Zimmer statt der erwarteten Königin die Prinzessin Eboli findet, die durch die Zurückweisung ihrer ihm gestandenen Liebe sich tief verletzt fühlt, und da sie Verdacht schöpft, der Prinz habe bei der Königin Gegenliebe gefunden, wird sie von wüthender Eifersucht zum Entschlusse getrieben, es dem Könige zu verrathen und sich diesem, der sie

durch Domingo hat versuchen lassen, selbst preiszugeben. Ueber die zu Grunde liegende Erzählung St. Réals vgl. oben S. 14 f. Schiller that sich mit Recht auf diese Szene wegen der natürlichen Darstellung der Leidenschaft gegen Wieland etwas zu gut.

Die leidenschaftliche Ungeduld, mit welcher die von Liebe zu Karlos verzehrte Prinzessin auf die verheißene Ankunft des Prinzen harrt, tritt in der Szene mit dem Pagen bezeichnend hervor. Nachdem dieser seine Verwunderung ausgesprochen, den Prinzen noch nicht hier zu finden, was doch auffällt, da der Page den nächsten Weg zur Prinzessin zurückgenommen haben wird, vertraut er ihr, wie sehr sie von diesem geliebt sein müsse.*) Durch eine ununterbrochene Reihe ungestümer Fragen läßt sie den Pagen nicht zu Worte kommen. Wenn dieser berichtet, der Prinz habe gesagt, er wisse alles, so ist dies freilich in der Wirklichkeit nicht gegründet, aber Karlos gab doch zu verstehn, daß er nicht zweifle, wer die Schreiberin des Briefes sei. Die von ihm hinterbrachten Aeußerungen seiner Furcht vor dem Könige deutet die Eboli darauf, daß der Prinz von dem Antrage wisse, den der König ihr durch Domingo hatte machen lassen, und kann sie auch nicht vermuthen, woher er dies wissen möge, beruhigt sie sich doch gern mit der Bemerkung, daß die Augen der Liebe tief blicken. Daß des Pagen Gespräch mit diesem durch den Eintritt Albas gestört worden, ist ihr ärgerlich. Dem Prinzen kann sie es nicht verzeihen, daß er noch immer nicht da ist, ja sie fürchtet sogar, dieser habe ihren Boten irre geführt, sonst müßte er schon

*) V. 7 hat sich aus der ersten Bearbeitung die Anrede „Fürstin" statt „Prinzessin" erhalten, wie sie auch später vielfach heißt, selbst in szenarischen Anweisungen. — V. 9 sollte nach dem ersten „geliebt" statt des Gedankenstrichs ein Punkt stehn. — Das Theater hat V. 10 irrig „kanns" statt „kann".

längst da sein.*) Die Entschuldigung, der Herzog habe ihn wohl aufgehalten, will sie nicht gelten lassen; ärgerlich bemerkt sie, dieser habe eigentlich gar nichts bei ihrem Geliebten zu schaffen, und er hätte ihn stehn lassen sollen. Karlos verstehe sich offenbar auf die quälende Unruhe eines liebenden Herzens so wenig, wie auf Damenherzen, womit sie andeutet, er hätte ihre Liebe längst merken und ihr zuvorkommen sollen. Da sich endlich Tritte nähern, eilt der Page fort; sie aber wirft sich auf das Sopha und beginnt wieder das früher unterbrochene Lied.**) Der Prinz,

*) „Man berichtet“ (58) kann natürlich nur auf den Prinzen gehn. — „Wie glücklich wär' er schon in so viel Zeit gewesen?“ (58 f.) Sonst würde er schon so lange hier glücklich gewesen sein. — „Als du brauchtest . . . wollte“ (59 f.). Die Zeit, welche du schon hier verweilst, um mir zu erzählen, wie glücklich ihn meine Einladung gemacht.

**) In der Thalia waren die von der Prinzessin gesungenen Strophen angegeben und die ersten Worte, welche darauf folgen, bezogen sich darauf. Das Lied ist der Anfang einer Uebersetzung, die A. Fr. Ursinus von der englischen nach einem spanischen Vorbilde gemachten Romanze Alcanzor and Zaida in seiner Sammlung „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart“ (1777) mitgetheilt hatte. Ursinus erklärte selbst, seine Uebersetzung sei mehr denn frei, eine bloße Nachahmung, und er hätte sie schwerlich unter die bessern Stücke dieser Art mitaufgenommen, wäre nicht die Vignette dazu, die als Titelbild diente, schon fertig gewesen. Schiller änderte V. 2 „Rund der Thau umher“ in „Rings herum der Thau“, V. 4 „Noch den“ in „Nach dem“, V. 9 „Stets drauf seines“ in „Seines frohen“, V. 11 „zurück und —“ in „zurücke“. Dann ließ er drei Strophen weg und änderte die folgende, die bei Ursinus lautet:

„O!“ fuhr er empor und reckte
Hoch sich, hoch hinauf nach ihr:
„O um Alla's Willen! liebstes
Bestes Mädchen, sage mir.

Aber er folgte hier einer andern von Ursinus angeführten Uebersetzung, in der V. 2 „lispelt er ihr süß hinauf“, V. 4 „sprich: bin ich verdammt zum Tod?“ stand. Nach „ist sie wahr, die Botschaft“ folgen bis zur Strophe, mit welcher

äußerst betroffen, als er die Prinzessin erkennt, die ihm luftathmend entgegeneilt, bringt die verwirrtesten Entschuldigungen über sein Eindringen in ihr Kabinet vor. Vergebens will die Prinzessin, noch immer im Glauben, er habe sie hier zu finden erwartet, ihm zu Hülfe kommen; er nimmt jetzt das absichtliche Betreten des Zimmers auf sich, bittet aber um Entschuldigung und will sich durch seine Entfernung für seinen Vorwitz selbst strafen. Diese hält seine Aeußerung für eine höfliche Ausrede, ihn zum Bleiben zu nöthigen. Als er aber erklärt*), er fühle, daß er sich verwirre, doch wolle er sie nicht durch seine unerbetene Anwesenheit in ihrem Kabinet erröthen machen, findet sie eine solche Zartheit bei einem jungen Königssohne überraschend, und indem sie meint, bei so viel Tugend müsse auch die Angst des besorgtesten Mädchens schwinden, führt sie ihn zum Sopha, wo er zu seiner Strafe die Arie, in welcher sie von ihm unterbrochen worden sei, noch einmal hören solle. Der Prinz verräth in seiner mit feiner Artigkeit erwidernden Antwort, daß er das Lied angehört habe, was denn die Prinzessin auf den Inhalt desselben bringt, die Liebe. Karlos aber findet den Inhalt dieses Liedes

---

die Eboli fortfährt, sieben andere. Dann läßt Schiller acht Strophen weg und ändert die folgende, die bei Ursinus heißt:

'S ist umsonst, Alkanzor:
Wach' und Riegel sperrt mich ein!
Kaum erstehl' ich die Minute,
Jtzt mit dir allein zu sein.

Den Vers, nach dem Schiller den Karlos hereinstürzen läßt, hat dieser zu seinem Zwecke gemacht; bei Ursinus beginnt diese das Ganze schließende Strophe: „Und = = Doch horch, da tobt mein Alter!"

*) V. 38 Wo ich verlassen will. Seit dem zweiten Abdruck stand Was statt Wo, ein hartnäckig beibehaltener Druckfehler.

unwahr, da nur die unglückliche Liebe eine wahre Liebe sei, worüber er freilich mit der Prinzessin sich nicht verständigen werde, da diese wohl nie eine unerhörte Liebe zu beklagen habe. Da sie hiernach vermuthen muß, Karlos schmachte in Liebe zu ihr, wähne aber, sie erwidere diese nicht, antwortet sie, wie könne er leiden, da alle Frauen ihm, einem Ausbund von allen Gaben der Natur und des Glückes, zufielen, und, wie sie scherzend hinzufügt, nur eines fehle, daß er bemerke, wie er die Herzen aller Frauen besiege. Aber Karlos war bei dieser schwärmerischen Erhebung seiner Vorzüge und seines Liebesglückes völlig abwesend, seine Gedanken allein auf die Königin gerichtet, wie sich dies aus seiner Antwort zu erkennen gibt. Von der Prinzessin an seine Geistesabwesenheit gemahnt, will er von dannen eilen, da er sich in der Nähe des einschmeichelnden Mädchens so beengt fühlt, sie aber hält ihn mit Gewalt zurück und sucht ihn mit milder Zusprache der Liebe zu beruhigen. Eine ihr in flüchtiger Gedankenlosigkeit gegebene Antwort läßt sie von neuem vermuthen, der Prinz liebe sie doch, und aus einer andern schließt sie wieder, er wisse von den Anschlägen des Königs auf sie. Seine weitere Beziehung auf die heute empfangene abschlägliche Antwort seines Vaters hält sie für bloße Verstellung, und so wagt sie es (so weit treibt sie ihre eifersüchtige Liebe!), ihm vorzuhalten, er solle sich nur nicht so stellen, als ob er nicht verliebt sei. Es ist freilich sehr stark, daß Schillers Eboli es wagt, mit einer leichten Fingerbewegung seine Halskrause wegzuschnellen, und darunter eine durch Zufall etwas hervorstehende Bandschleife einer Dame herzuziehen. Der Prinz wird darüber betroffen, da diese Bandschleife von niemand anders als von der Königin selbst ist, und entsetzt fürchtet er, die Prinzessin wisse um seine Liebe. Diese

aber dringt nun weiter in ihn ein. Sie beruft sich darauf, daß so manche seiner unwillkürlichen Geberden und Seufzer ihn ihr als empfindsamen Liebhaber verrathen haben, wobei sie natürlich, ohne es zu gestehn, des Glaubens ist, seine Liebe gelte ihr. Die beiden Geschichtchen, die sie darauf gleichfalls als Beweise anführt, sind zu ihrem Zwecke vom Dichter gut erfunden, aber sie, wie auch der dabei angenommene Raub der Bandschleife, stehen mit demjenigen in Widerspruch, was früher von des Prinzen scheuer Zurückhaltung erwähnt ist, und sie setzen eine Zerstreuung voraus, welche den Prinzen auch andern gegenüber verrathen haben würde.*) Auffallend ist es, wie Karlos sich auch jetzt noch zu fassen weiß, und sich nicht der klugen Eboli deutlich verräth, ja diese durch sein einfaches „Schweigen wir davon!“ abfertigt: aber der Dichter wollte eben noch den Anschlag des Königs auf die Eboli als Mittel der Handlung benutzen, und so führte er diesen hier ein, um der Eboli durch einen geschickten Uebergang auf einen Augenblick die volle Ueberzeugung beizubringen, der Prinz liebe sie.

Noch immer meint sie, der Prinz liebe sie, hält ihn aber für zu stolz, es zu gestehn; deshalb stelle er sich so blöde, verschließe sein Herz, das zu öffnen sie alle Mittel vergeblich versucht hat. In ihrer Verzweiflung, die sie dem kalt erwidernden Prinzen nicht verhehlt, wagt sie es zu dem letzten Mittel zu greifen: sie

*) „Wo man das bischen Maske noch allenfalls zu loben fand“, wo einige Verstellung doch wohl gestattet war. In der Thalia unterbrach Karlos, die Rede bei den Worten „der Königin“ durch den bestürzten Ausruf: „Der Königin? warum der Königin?“ — „Gleich einem Ketzer“, nach dem Aberglauben, die Ketzer könnten es bei der Messe, besonders bei der Wandlung, nicht aushalten, sondern würden dabei von Unruhe ergriffen. Ursprünglich sagte man dies von denen, die sich dem Teufel verschrieben haben sollten.

stellt sich ihm als eine Unglückliche dar, deren Tugend von einer mächtigen Seite verfolgt werde, und weiß durch leidenschaftliche Schilderung ihres Unglücks die ganze Theilnahme des arglosen, tugendreinen Prinzen zu erregen. Zunächst beginnt sie mit der uns schon bekannten Bewerbung von Ruy Gomez (vgl. I, 3), stellt aber die Sache so dar, als ob sie der Verbindung nicht entgehn könne, da der König sie ihm verkauft habe, wodurch dem Karlos ein bitterer Ausruf entfährt, der auf den Raub seiner eigenen Braut durch den König, „den berühmten Handelsmann in Süden", deutet, was die Prinzessin in ihrer Hast überhört; denn vor allem gilt es ihr, durch den Beweis, daß man ihrer Unschuld nachstelle, ihn zum Bekenntniß seiner Liebe zu treiben. Zum Lesen des Briefes des sich heilig stellenden Heuchlers, den sie ihm übergibt, nimmt Karlos sich nicht Zeit, da er gespannt an ihren Lippen hängt. Als er aber durch ihre Aeußerung zur besorgten Furcht veranlaßt wird, sie sei gefallen, erhebt diese sich im vollen Gefühl begeisterter Liebe, die sich nur dem Manne ihrer Wahl ganz und frei hingebe.*)

---

*) Der Dichter bedient sich hier der Sage von einem venediger Kaufmann, der die kostbare Perle, welche keiner der reichen Handelsleute auf dem Platze Rialto ihm ihrem Werthe nach bezahlen wollte, um sie nicht unter demselben zu verkaufen, ins Meer warf. Diese Sage nahm Schiller aus der Anmerkung Eschenburgs zu den Worten im letzten Auftritt des Othello: „Als einem Mann, dessen Hand, gleich dem verworfenen Juden, eine Perle wegwarf, die reicher war als sein ganzer Stamm." Eschenburg bemerkte nämlich: „Die gewöhnliche Lesart ist: like the base Iudean, und Theobald und Warburton verstehen hier den Herodes, der seine Gemahlin Mariamne aus Eifersucht tödtete, und dessen Geschichte der Inhalt eines damals bekannten Trauerspiels war. Steevens macht gegen diese Erklärung verschiedene gegründete Erinnerungen, und glaubt, es sei eine Anspielung auf eine zu des Dichters Zeiten sehr bekannte Erzählung. — Vielleicht ist es folgende, die der gedachte Kunst-

Karlos wird von der durch die Lebhaftigkeit gehobenen Schönheit und dem hohen Geiste ihrer Liebe hingerissen, und als sie damit endet, daß sie längst sich in ein Kloster zurückgezogen haben würde, hielte sie nicht noch eine Liebe, die nicht erwidert werde, geht er mit feuriger Leidenschaft auf sie zu, und versichert sie, daß sie unaussprechlich geliebt sei, ja er geht so weit, was freilich bei dem durch die Liebe zur Königin gegen jede andere Neigung gewahrten Prinzen auffällt, sie mit Zärtlichkeit in die Arme zu schließen, ihr seine Bewunderung und Liebe zu betheuern und sich bereit zu erklären, sie gegen alle Teufel an Philipps Hofe zu schützen. Die Prinzessin, jetzt von Karlos' reicher Liebe voll überzeugt, will ihm die Hand küssen, welche dieser mit der Frage zurückzieht, wo sie jetzt sei; er glaubt, sie sei außer sich, da sie seine Hand küsse, als ob es die ihres Geliebten sei: sie aber ahnt nicht, was er damit sagen wolle, son-

---

richter in einem alten englischen Buche gefunden zu haben versichert (in some book, as ancient as the time of Shakespeare; though, at present, I am unable either to recollect the title of the piece or the author's name): Ein Jude hatte aus einer langwierigen Gefangenschaft in fremden Landen eine Menge Perlen mit sich nach Venedig gebracht und sie nach Wunsch verkauft, nur eine ausgenommen, die sehr groß war und auf die er einen unmäßigen Preis gesetzt hatte, wovon er nichts ablassen wollte. Als er sie dafür bei niemand anbringen konnte, ließ er am Ende alle Kaufleute der Stadt auf dem Rialto zusammenkommen, bot die Perle noch einmal aus, aber umsonst! pries weitläufig ihre große Schönheit und Kostbarkeit, und warf sie plötzlich vor ihren Augen in die See". Da man die Geschichte bisher nirgendwo aufgefunden hat, so haben neuere englische Kritiker Steevens mit Recht im Verdacht, daß er in seiner Weise dieselbe rein erfunden habe, um seine neue Erklärung zu begründen. Uebrigens hat man mit Recht die alte Lesart Indian wieder eingeführt. Es ist ein seltsamer Zufall, daß Schiller hier eine wahrscheinlich von einem Kritiker erfundene Geschichte benutzt und so verewigt hat.

dern preist, starr auf seine Hand schauend, deren Schönheit und Reichthum. Zwei Schätze habe diese zu vergeben, eine Krone und ein Herz: da beide zusammen für eine zu viel des Glückes seien, möge er sie theilen, und die eine davon gleich jetzt vergeben; aber vielleicht sei dies schon geschehen, und das wäre um so besser. Die das Geständniß, daß er sie liebe, endlich erwartende Frage, wer die Glückliche sei, hat zunächst nicht den erwarteten Erfolg; Karlos erklärt sich nur bereit, sich ihr, der reinen Unschuld, zu entdecken, und sofort verkündet er ihr, der ersten, die seine Seele ganz verstehe, daß er liebe. Die Prinzessin, glaubt gar nicht zweifeln zu können, daß dieses ein Geständniß seiner Liebe zu ihr sei, und so wirft sie ihm launig vor, wie schwer ihm dies Geständniß gefallen. Sein Stutzen versteht sie nicht: als sie nun aber in dieser Weise fortfährt und ihm das Verleugnen des Schlüssels als böses Spiel gegen sie vorhält, da endlich erkennt er seinen entsetzlichen Irrthum, daß die Einladung von der Prinzessin, nicht von der Königin ausgegangen sei: der Schrecken fährt ihm so in die Glieder, daß er sich an einen Stuhl festhalten muß, und vor schmerzlicher Bewegung verhüllt er sein Gesicht. Jene aber fällt, ihrer schrecklichen Täuschung bewußt, laut schreiend über die Verletzung ihrer Ehre, auf die Ottomane. Auch Karlos spricht den Verlust seiner gehofften Seligkeit in scharfer Weise aus. Schreckliche Eifersucht auf die glückliche Nebenbuhlerin ergreift die Eboli; Karlos ist ihr jetzt so verhaßt, daß sie seine Entschuldigung gewaltsam zurückweist, seinen Anblick nicht länger zu ertragen vermag. Dieser aber soll noch erfahren, daß der schleichende Verführer der Eboli sein Vater selbst ist. Vor dem Wegeilen verlangt sie Brief und Schlüssel zurück, worauf er beide suchen will, auch den andern Brief, dessen er ganz

vergessen hatte, so daß er fragen muß, welchen sie meine. Die unvorsichtige Bezeichnung des Briefes als vom König geschrieben erfüllt ihn zuerst mit Schrecken, aber je dringender sie diesen zurückfordert, um so deutlicher enthüllt sich ihm die Wichtigkeit desselben, den er ihr nun um keinen Preis zurückgeben möchte. Die Leidenschaft verblendet ihn so sehr, daß er nach seinem Rechte darauf gar nicht fragt, sondern troß der Verzweiflung der Eboli, auch ohne den von dieser an ihn gerichteten Brief ihr wiedergegeben zu haben, entweicht.

Vergebens ruft sie dem bereits während ihrer Betäubung Entwichenen nach; in dem zermalmenden Schmerze ihrer Leidenschaft fühlt sie sich von ihm verstoßen, verworfen: doch, bald wieder gefaßt, besinnt sie sich, nur eine andere Liebe habe sie verdrängen können, und so sucht sie die verhaßte Glückliche zu errathen. Rasch enthüllt sich ihr aus des Prinzen Aeußerungen, daß es die Königin allein sein könne, der seine Liebe gelte, was ihr der Anblick der Busenschleife bestätigt; nur sie kann der Gegenstand der warmen Liebe sein, deren Aeußerungen sie auf sich bezogen hatte. Die sich weiter ihr aufdrängende Frage, ob er ohne Hoffnung liebe, muß sie verneinen. Bei hoffnungsloser Liebe könnten unmöglich ihre unendlichen Reize, die sogar den König angezogen, die er selbst so innig fühle, ihn haben widerstehn lassen. Offenbar habe er geglaubt, ihre Einladung komme von der Königin, was unmöglich hätte geschehen können, wäre er nicht von ihrer Gegenliebe überzeugt. Ja, sie muß ihn lieben, sie, die sie als Heilige, als ein höheres Wesen verehrt hatte, sie, die sich mit einem Tugendschein umgab, während sie ihren Lüsten fröhnte. Dieser arge Trug muß entlarvt, diese schändliche Täuschung gerochen werden. Der König selbst soll es wissen; den

Weg zu ihm kann ihr Domingo öffnen. Offenbar ist hier noch nicht die Absicht ausgesprochen, sich dem Könige preiszugeben, wie es in der ersten Ausgabe (1787) in der zweiten der beiden hierauf noch folgenden Szenen der Eboli geschah. Erst 1801 fielen diese beiden aus, und so wurde die Zahl der Auftritte um zwei vermindert, so daß dem frühern zwölften Auftritt jetzt der zehnte entspricht.

Zehnter bis dreizehnter Auftritt. Alba, Domingo und die Eboli vereinigen sich zu einem Komplott gegen den Prinzen und die Königin. Die Eboli weigert sich nicht, nach Briefen von Karlos in der Chatulle der Königin zu suchen, und erklärt dem Beichtvater ihre Bereitwilligkeit, dem Könige zu Willen zu sein.

Alba theilt Domingo den wunderbaren Eindruck mit, deu diesen Mittag der unwillige Zuruf der Königin auf Karlos gemacht, was einen starken Verdacht gegen diesen in ihm erregt habe. Dieser verhehlt nicht, daß er längst ähnliche Verdachtsgründe gehabt, die ihm aber eben als Beweise zu unbestimmt geschienen (der Zuschauer erinnert sich dabei der unvorsichtigen Aeußerungen von Karlos im Gespräche mit Domingo)*); man müsse mit solchen Verdächtigungen beim Könige vorsichtig sein, wolle man nicht sich selbst dadurch in Gefahr bingen, wenn man sie nicht beweisen könne. Von einem Verständnisse zwischen dem Prinzen und der Königin sei er völlig überzeugt, aber es bedürfe zum Beweise der Schuld eines Augenzeugen oder einer brieflichen

*) „Zweischneidige Klingen“ sind Vermuthungen, weil sie auch den, der sie äußert, treffen können „ungewisse Freunde“, weil sie schaden können. — „Sind beleidigte Vertraute“, sie können Schaden bringen, wie Freunde, die das auf sie gesetzte Vertrauen, wenn sie beleidigt sind, mißbrauchen.

Aeußerung, woran bei der Strenge der spanischen Hofetikette, die so etwas unmöglich mache, eben nicht zu denken sei.*) Noch eine andere Beobachtung theilt Alba Domingo mit**), daß nämlich der Prinz, der am Morgen mit solchem Ungestüm vom König die Statthalterschaft von Flandern begehrt habe, am Mittage darüber erfreut gewesen sei, daß diese ihm nicht übertragen worden, wonach er vermuthen müsse, diese seine Sendung sei eher eine Art Landesverweisung als eine Gnade. Auffallend übergeht er hierbei die ausgesprochene Absicht des Königs, Karlos solle in Zukunft seinem Throne näher treten, deren Erwähnung sich wirklich früher hier fand, aber bei der Verkürzung des Jahres 1801 mit Unrecht gestrichen wurde. Domingo wird über diese Mittheilung sehr betroffen, da er nie gefürchtet hatte, der Prinz werde beim Könige irgend etwas vermögen; um so lebhafter regt er den Herzog auf, der ihm viel zu ruhig sei, die vom Prinzen drohende Gefahr nicht zu ahnen scheine. Persönlich sei er demselben nicht feindlich, wie Alba, aber er wisse, daß dieser den schrecklichen Gedanken hege, des katholischen Glaubens entbehren und einst als Freidenker, als Beglücker der Menschheit regieren zu können. Alba hält dieses nur für einen jugendlichen Rausch, der gleich vorüber sein werde, sobald er zur Regierung gelangt sei. Aber Domingo sieht hier tiefer, er kennt Karlos' hohen Sinn besser, den er selber durch sinnliche Lüste

*) „Gerade nur da", am Hofe, wo man am leichtesten es auskundschaften lassen könnte. Statt „überraschen" stand früher „überlisten".

**) Hier sind 1801 siebzehn Verse ausgefallen; 1805 wurden noch achtzehn vorhergehende Verse gestrichen, so daß hier früher noch 35 Verse standen, jetzt bloß der Uebergang ganz kurz mit „Hören Sie weder . . . beim König" gemacht wurde.

zu entnerven gesucht hat; eben sein in ungeschwächter Kraft erhaltener Körper, verbunden mit einem so mächtigen Schwunge des Geistes, macht ihm bange, und wer wisse, wie lange Philiipp noch leben werde, da er schon so alt sei. Vgl. oben S. 178*. Dazu sei die Königin ganz eines Sinnes mit dem Prinzen, von dem Gift der Neuerer ergriffen, und sie werde als eine Valois nicht ruhen, bis sie Gewalt über den König erlangt habe. Noch sei es Zeit; es gelte beide zugleich zu fangen, indem man dem Könige ein geheimes Verständniß zwischen ihnen zeige. Könne man vorab auch nur Zweifel an der Treue seiner Gattin in des Königs Brust erregen, so sei damit schon viel gethan; gingen sie auf weitere Beweise aus, so würden sich solche wohl auch finden. Aber sie bedürften zu ihrem Zwecke noch einer dritten Person, welche den Verdacht dem Könige beibringe, und als eine solche halte er die Eboli bereit, in welche der König verliebt sei, mit welcher er selbst im Auftrage Philipps, dessen Leidenschaft er zu nähren wisse, deshalb unterhandle; jene erwarte er eben in diesem Zimmer. Alba ist ganz entzückt von dem Plane des pfiffigen Dominikaners, dessen Erfolg nicht zweifelhaft sein könne.

Die Eboli geräth in Unruhe, als sie von Domingo vernimmt, Alba, den sie eben weggehn gesehen hat, wünsche nach ihm von ihr vorgelassen zu werden. Der Beichtvater aber will zuerst wissen, ob sie wegen des Wunsches des Königs sich jetzt anders besonnen habe, wo er denn erfährt, daß sie dessen Besuch zu empfangen bereit sei. Auf seine Verwunderung über eine so unerwartete Wendung vernimmt er, daß seine fernern Gründe ad maiorem dei gloriam sie nicht dazu bestimmt haben, sondern nur die unterdessen gewonnene Ueberzeugung, die Kö-

nigin betrüge den König, habe ihm die Treue gebrochen, wofür sie unwiderlegliche Beweise beibringen werde. Freilich muß sie zu ihrer Rache ihre eigene Frauenehre preisgeben, da sie nur so glaubt auf den König wirken zu können, aber dabei entzückt es sie, daß die Königin noch viel mehr dabei verlieren werde als sie selbst.

Domingo, der nun alles auf ungehoffte Weise zu ihrem Komplott reif sieht, ruft den Alba herein und theilt diesem mit, das Geheimniß, welches sie der Prinzessin verrathen wollten, sei von dieser bereits entdeckt, worauf Alba dem feinen Weiberblick sein volles Lob ertheilt. Was sie ihr darüber zu sagen haben, wollen sie an gelegenem Orte und zu besserer Stunde ihr mittheilen, wodurch der Dichter glücklich der Nothwendigkeit entgeht, das im vorigen Auftritt Erzählte noch einmal zu berichten. Die Prinzessin will sie den andern Mittag erwarten, da sie nicht länger ihr Geheimniß dem König entziehen möchte; auch Alba dringt darauf, daß Philipp sogleich die Sache erfahre, und zwar durch die Eboli, deren Mittheilung diesem unverdächtiger sein werde, als wenn sie beide, die als Feinde des Prinzen bekannt seien, dies thun würden. Alba dringt noch einmal auf rasche Erledigung der Sache, da er vor seinem jeden Augenblick bevorstehenden Abmarsche sich des Erfolges freuen möchte. Aber Domingo wünscht die allersichersten Beweise gegen Karlos (er zuerst nennt diesen ausdrücklich), weshalb er der Prinzessin nahe legt, aus der Chatulle der Königin sich Briefe desselben zu verschaffen. Auch das Auffangen von Briefen schlägt Domingo vor. Die von Alba zur Sprache gebrachte Gewinnung von Vertrauten des Prinzen, scheint weniger Erfolg zu versprechen. Albas dadurch veranlaßte Erinnerung an den Pagen der Eboli, den er

bei Karlos gesehen, ist für diese peinlich, weshalb sie das Gespräch abzubrechen und von dannen zu kommen sucht. Domingo aber unterläßt nicht, sie vorher noch einmal auf die Seite zu führen, um zu erkunden, wann sie den König zu empfangen bereit sei. Der glücklich dazu ersonnene Plan der Prinzessin erfüllt Domingo mit neuer Siegesgewißheit. Nachdem die Eboli durch die Glocke der Königin abgerufen ist*), sprechen Domingo und Alba die Ueberzeugung aus, daß ihre dreieinige Macht unüberwindlich sei. Darauf ließ in der ersten Bearbeitung (und diese Stelle hat die prosaische Bearbeitung statt des jetzigen Schlusses gewählt) Alba seinen Grimm darüber aus, daß er eines Weibes bedürfe, um sich des Königs Gunst ganz wiederzuerwerben; ja diese Schmach soll ihm Karlos bitter büßen. Aber der Dichter sollte gar nicht daran erinnern, wie sehr das ganze Intriguantenspiel Albas Charakter zuwider ist, wenn dieser freilich auch bei St. Réal sich darauf einläßt.

Vierzehnter und fünfzehnter Auftritt. Der Marquis vernimmt in dem zur geheimen Zusammenkunft bestimmten bei Madrid gelegenen Karthäuserkloster die Erfolglosigkeit von Karlos' Audienz, dessen unglückliche Zusammenkunft mit der Eboli und den von blinder Leidenschaft eingegebenen Plan des Freundes, durch den Beweis von der Untreue des Königs seine Verbindung mit der Königin zu ermöglichen. Von diesem so unedlen wie sinnlosen Plane bringt er Karlos ab, welchem er dagegen eine Unterredung mit der Königin verspricht, aus deren Munde er seine weitere Bestimmung erfahren soll.

Nachdem wir vom Prior des Klosters vernommen, daß der

*) Die szenarische Angabe: „Man hört eine Glocke", strich Schiller 1805 und setzte darauf „Man fragt nach mir" statt „Man läutet mir".

Marquis, der schon dreimal an diesem Morgen da gewesen, vor Mittag wieder kommen wolle*), schildert Karlos, indem er aus dem Fenster schaut, die einsame Lage des Klosters bei Madrid. Der Fluß Manzanares (Schiller schreibt Mansanares) mit der prächtigen, von Philipp darüber erbauten Brücke fließt west- und südlich von Madrid. Karlos erinnert dringend den Prior**) an die ihm zugeschworene Geheimhaltung, indem er die hohe Wichtigkeit hervorhebt, die er darauf lege, was er ihm doch schon früher mitgetheilt hatte. Dieser kann für das Geheimniß einstehn, da der Argwohn des Königs nicht diese Gräber treffen werde, wobei man freilich hervorgehoben wünschte, daß keiner der Brüder sich zum Verrathe hingeben würde. Gräber nennt der Prior die einzelnen engen, nothdürftigst ausgestatteten Zellen (laurae), welche die Mönche nur einmal wöchentlich verlassen dürfen. Der Prinz aber glaubt dem frommen Vater den Verdacht benehmen zu sollen, daß er eines Verbrechens wegen seine Zusammenkunft geheim halten müsse. Doch den dem Welttreiben abgestorbenen Prior kümmert dies nicht; das Kloster sei eine Freistatt sowohl für Schuldige als für Unschuldige, wobei der Ausdruck „Freistatt" in einem weitern Sinne steht, nicht auf das Asylrecht der Klöster geht. Aber Karlos möchte den Prior vergewissern, daß das, was sie verheimlichten, nichts Böses sei, sondern Gottes „eigenes, schönstes Werk"; als solches betrachtet er

*) Schon in der Thalia schrieb Schiller „hinterließ er nicht". In der ersten Ausgabe war „ers" als Druckfehler für „er" bezeichnet, aber 1801 und 1802 beibehalten, jedoch 1805 das „'s" handschriftlich gestrichen. Aber bleibt „'s" weg, so muß eine Unterbrechung angenommen und nach „nicht" ein diese bezeichnenden Gedankenstrich statt des Fragezeichens oder vor demselben stehn.

**) Statt der Anrede „gutherzger Mann" führte Schiller 1805 „hochwürdger Herr" ein.

den Weltbeglückungplan, aber Karlos hat jetzt etwas Schlimmes im Sinne. Der Prior lehnt jede Mittheilung fremder Absichten ab, da er sich von der Welt abgekehrt hat, er mit deren Angelegenheiten sich nicht mehr belasten mag**); in seiner Abwendung von der Welt, die er bald verlassen werde, finde er sich ganz glücklich.**) Seine Entfernung wird durch das Läuten der Hora begründet.***) Die hier gemeinte Hora kann nur die Sexte oder die None sein, da die übrigen beim Tagesanbruch, am Nachmittage oder Abend, diese am späten Vormittage gebetet wird. Hier ist es etwa zehn Uhr. da der Marquis noch vor Mittag wiederkommen will. Die ganze Szene, in welcher die Ruhe des frommen Karthäusers einen hebenden Gegensatz zu des Prinzen Unruhe bilden soll, könnte kürzer gefaßt sein. Ursprünglich schloß sie noch mit einigen von Karlos nach der Entfernung des Priors gesprochenen Worten. In der prosaischen Bearbeitung fiel dieser und der folgende Auftritt ganz aus, wodurch aber eine Lücke entsteht.

Der vor Ungeduld brennende Marquis wird durch die Nachricht von dem unglücklichen Erfolge der Audienz schmerzlich überrascht, wobei es freilich auffällt, daß er in der längern Zwischenzeit die Nachricht vom unglücklichen Ausgange der Audienz nicht vernommen, die sich am ganzen Hofe sogleich verbreitet haben muß, was Karlos schon der Eboli gegenüber vermuthet hatte.

---

*) Besinnt euch noch. Der Druckfehler des ersten Abdruckes der Ausgabe von 1787 „doch“ statt „noch“ ist erst neuerdings weggeschafft worden. Freilich steht die Frage etwas sonderbar.

**) Das „Geräthe“ der Welt bezeichnet alles, was der Welt angehört, weltliches Besitzthum und weltlichen Reiz; es ist „versiegelt“, für ihn außer Gebrauch gesetzt, „auf jene große Reise“, in Erwartung des baldigen Abscheidens von der Welt.

***) Ueberliefert ist hier „lautet“, aber oben stand die richtige Form „läutet“.

Letzterer kümmert sich darum jetzt wenig, ihn beschäftigt, wie der Marquis mit Entsetzen vernimmt, nur die Möglichkeit einer wirklichen Verbindung mit der Königin, welche er auf den mit Siegesgewißheit dem Freunde gezeigten Brief des Königs an die Eboli gründet. Die daran sich geschickt knüpfende leidenschaftliche Erzählung seiner Zusammenkunft mit der Eboli*) erfüllt den Marquis mit ängstlicher Sorge, da es ihm nicht entgehn kann, diese habe des Prinzen Liebe zur Königin errathen, und er fürchten muß, sie werde aus Rache wegen der Verletzung ihrer Frauenehre die Sache dem Könige, den sie beherrsche (woher weiß dies der Marquis?), entdecken. Karlos fürchtet dies nicht, da sich ihre Tugend ihm so glänzend offenbart habe (daß sie ihn mit Abscheu fortgewiesen, beachtet er in seiner Sorglosigkeit nicht); aber der Marquis weiß, was von dieser Tugend zu halten. Der Dichter ergreift hier die Gelegenheit, ein strahlendes Bild der hohen Weiblichkeit der Königin der von leidenschaftlicher Glut getriebenen Eboli gegenüber durch den von jener mächtig ergriffenen Marquis freilich in etwas überspannter Weise entwerfen zu lassen. Wenn die Tugend in jener ein angeborener, aus ihrem innersten Wesen entsprossener, ihr selbst unbewußter Vorzug sei, so gehöre diese zu denjenigen, die nur den Schein der Tugend mit bedachter Vorsicht zu wahren wissen, die auf ihre mühsame Zurückhaltung der Leidenschaft als ein von der Religion vorgeschriebenes, auf Himmelslohn angewiesenes Opfer sich etwas einbilden und damit vor der Welt prunken. Nie werde die Eboli es ihm verzeihen können, daß er, statt ihren Reizen zu huldigen, sich der Königin trotz der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zugewandt

*) Daß er aus „Ehrfurcht“ die Andeutung ihrer Liebe zu ihm stillschweigend angehört, steht in Widerspruch mit der wirklichen Ausführung in II, 8.

habe. Die Liebe zu ihm habe sie standhaft in der Tugend gemacht, weil sie ihm zu gefallen gewünscht; jetzt, wo er sie verschmäht habe, stürze sie auf einmal hin. Karlos wird durch die Herabsetzung seiner Eboli, deren Tugendbild sich seiner Seele lebhaft eingeprägt hat, tief verletzt; der Freund sucht ihn zu beruhigen, indem er seiner Verehrung der Eboli trotz allem, was er eben bemerkt hat, beistimmt, nur die Gefahr bedauert, in die Karlos sich durch den Verrath seines Geheimnisses gestürzt habe. Als dieser aber jede Furcht dadurch verscheuchen will, daß der Beweis, auf den die Eboli sich allein stützen könne, zugleich ihre eigene unerwiderte Liebe zu ihm verrathen würde, entgegnet der Marquis, schon manche hätten die Schande auf sich genommen, um ihr „Erröthen zurückzunehmen", d. h. über die Scham wegen der Ablehnung ihrer Liebe durch die Befriedigung ihrer Rache sich hinwegzusetzen. Doch Karlos hält die Eboli einer solchen ihre Seele verletzenden Rache unfähig, da sie stolz und edel sei, bricht aber rasch ab, um auf seine Mutter zurückzukommen, die er um jeden Preis sprechen müsse.

Aus Karlos' Aeußerung schließt der Marquis, daß dieser des Vaters Brief seiner Mutter zeigen wolle, wovon er ihn durch die Bemerkung abzubringen sucht, daß dies eine Lieblosigkeit gegen diese wäre; da der Freund aber schweigend zur Erde sieht und auf seinem Entschluß zu beharren scheint, wirft er ihm mit aller Schonung eigennützige Gier vor, die aus seinen Zügen spreche, und um die Sache zu vereiteln, Karlos zu sich selbst zurü bringen, zerreißt er den Brief, wodurch er sich freilich einer k Täuschung schuldig macht. Dieser fühlt sich betroffen, unter aber aus Liebe zum Freunde seine Empfindlichkeit. Na der Marquis ihn eine Weile durchdringend angesehen, wi

ihm vor, die Leidenschaft verblende ihn so arg, daß er den Treubruch des Königs als glücklichen Umstand zur Berechtigung seiner eigenen, durch des Königs Vermählung unmöglich gemachten Vereinigung mit der Königin betrachte.*) Sein einst so voll und warm für die Menschheit schlagendes Herz, fährt er nach einer ängstlichen Zwischenrede des die Wahrheit des Vorwurfs fühlenden Karlos fort, sei jetzt völlig von kleinem und kaltem Eigennutz eingenommen, so daß er nichts außer sich liebe. Karlos ist ganz verzweifelt, daß er die Achtung Roderichs verloren habe; dieser aber sucht ihn zu beruhigen, indem er in des Freundes Aufwallung nur die Verwirrung lobenswürdiger Gefühle sehn will. Bisher habe er noch seinen Rechten an der Königin mißtraut, da er nicht habe beweisen können, der König sei ihrer unwerth; jetzt aber, wo dessen Untreue offenbar vorliege, sei er überzeugt, daß das Schicksal sich tyrannisch gegen ihn betragen, einen Raub an ihm begangen habe, und der Gedanke, Unrecht zu leiden, habe ihm wohlgethan: aber statt sich damit zu begnügen, habe sein Stolz darin Genugthuung gefunden, daß Philipp weit unter ihm stehe, und darauf hin sein Herz Hoffnung gefaßt, noch endlich zum Besitze der Königin zu gelangen, welcher er werth sei. Karlos fühlt, wie sehr der Freund sich Gewalt anthue, in seiner glühenden Gier die Verirrung einer Tugend zu finden. Der Marquis aber meint, er kenne den Freund zu gut („Bin ich

*) „War Philipp dir gefährlich?" Gefährlich ist hier wenig bezeichnend. Hat Philipp deine Rechte auf sie durch seine Vermählung vernichtet, wie kannst du hoffen, daß die Königin ihre heiligen Pflichten gegen den Gatten vernachlässigen werde? — „Hat er gesündigt, wo du liebst?" Hat er bloß dadurch gesündigt, daß er die Eboli liebt, du nicht, wenn du denkst, die Königin werde deine Begierden befriedigen, durch ihre Zärtlichkeit für dich sich verleiten lassen? Ganz anders und weiter ist dies in der Thalia ausgeführt.

denn so wenig hier [in deiner Seele] bekannt?"), als daß er nicht bei den Fehlern, zu denen er sich hinreißen lasse, immer den Grund in einer Verirrung der zahlreichen Tugenden suchen sollte. Diese ganze Vertheidigung gehört wohl zu den gezwungensten Ausführungen des Stückes.

Jetzt endlich, nachdem der Marquis den Freund von seinem unedlen Plane abgebracht hat, verspricht er diesem, der vor Freude über diesen Beweis seiner ungeschwächten Freundschaft außer sich ist, ihm die gewünschte Unterredung mit der Königin. In seinem erfinderischen, Karlos und Flandern unendlich liebenden Geiste hat er gleich den Plan gefaßt, ihn durch die Königin bestimmen zu lassen, nach Flandern zu entweichen. Seine Bemerkung, er möge nicht vergessen, daß man einen aus dem Streben, dem Leiden der Menschheit abzuhelfen, gefaßten Plan nie aufgeben dürfe, und die Erinnerung an Flandern zeigen etwas zu deutlich, was er im Sinne hat. Vgl. oben S. 123*. Karlos ist ganz bereit, alles zu thun, was der Freund, von dessen hohem Tugendsinn er voll überzeugt ist, ihm gebieten wird. Aeußerlich wird die Trennung der Freunde dadurch begründet, daß der Marquis draußen das Gefolge des Prinzen hört, wodurch er ans Fenster getrieben wird. Die Aeußerung ist hier nicht ganz deutlich; in der Thalia hatte Karlos am Anfange der vorigen Szene sein Gefolge für die Zeit, während welcher er hier die Messe hören wollte, nach der Stadt zurückgeschickt. Die Trennung hätte leichter eingeleitet werden können. Ehe sie scheiden, theilt Karlos der Freunde noch eine Nachricht mit, die für seine briefliche Ve bindung mit Brabant*) von Wichtigkeit ist und deren Kenntn

*) Schiller wechselt mit den Bezeichnungen „Niederlande", „die flandrische Provinzen" und „Flandern". In Flandern hatte der Aufstand begonnen. Di

später glücklich verwandt wird, um den Marquis seine Selbs
aufopferung ins Werk setzen zu lassen. Auch hier ist wiede
St. Réal benutzt. Vgl. oben S. 27 f.

Dritter Akt.

Der von der vorgeblichen Untreue der Königin in Kenntni
gesetzte König wird durch die Verdächtigungen Albas und Do
mingos mit Mißtrauen gegen die Verdächtiger selbst erfüllt. I
seiner Rathlosigkeit wendet er sich an die Vorsehung, die ihm i
Marquis Posa einen freien offenen Mann zu geben scheint, dem
er sein ganzes Vertrauen schenken darf. Diesen zieht er in das
Geheimniß seines häuslichen Kummers und gestattet ihm den
freien Besuch der Königin, um ihr und des Prinzen Herz zu er
forschen.

Erster und zweiter Auftritt. Der König ist in Folge
der Verdächtigungen der Eboli in die wüthendste Eifersucht ver
setzt worden, welche ihn die ganze Nacht nicht hat schlafen lassen
Die Briefe des Prinzen und sein in der Chatulle der Königin
gefundenes Medaillon lassen ihn an dessen Liebe nicht zweifeln
daß die Königin ihn nicht unerhört gelassen, ist ihm gewiß
Träumerisch hält er sich vor, daß sie freilich Liebe bedurft habe*)

Bezeichnungen „Flandern" und „die Provinzen von Flandern" finden sich nebe
der gewöhnlichen „der Niederlande" bei Ferreras und St. Réal. Hier wird Bra
bant genannt, weil in Brüssel der Sitz der niederländischen Regierung wa
V, 3 ist so „Brabant und Flandern" verbunden. „Flandern" schloß hier de
Vers aus.

*) In der Thalia stand „daß sie Bedürfniß haben muß". 1787 schri
Schiller „daß sie sonst Schwärmerin gewesen", was kaum für eine Verbesserun
gelten kann. Im Jahre 1801 ließ er die szenarische Bemerkung „in einen tief

aber nie, obgleich er ihr keine Liebe geben konnte, Mangel daran zu fühlen geschienen; deshalb müsse eine andere Liebe ihr Herz erfüllt haben. Endlich aus seinem träumerischen Nachsinnen erwacht, merkt er an den herabgebrannten Lichtern, daß es schon Tag und er um seinen Schlummer gebracht sei.*) Auf das Läuten mit der Glocke erscheint der heute den Nachtdienst habende Graf Lerma. Aus der Anrede an diesen erfahren wir, daß ihm geträumt hat, im linken Pavillon brenne es, ein Traum, der sich daraus erklärt, daß die Königin dort schläft; weil der Traum ihn erschreckt, befiehlt er, dort in der Nacht die Wachen zu verdoppeln. Vergebens bittet ihn der Graf, nur ein paar Stunden zu schlafen: Schlaf, meint er, finde er nur im Grabe. In seiner Verstörung spricht er offen aus, was er geheim halten möchte. Der Zweifel an seiner Gattin Treue quält ihn, und doch mag er nicht daran glauben, da nur ein Weib, dessen Name Verleumdung sei**), diesen Verdacht ihm zugeflüstert. Da er sich nicht zu rathen weiß, läßt er Alba rufen: doch sogleich wendet er sich an Lerma mit der Frage, ob es wirklich wahr sei, daß er betrogen sei, und als dieser, durch des Königs nachtwandlerisches Gebahren immer mehr beunruhigt, ihn beschwören will, doch der Ruhe zu pflegen, fährt er vor dessen liebevoller Anrede zurück, da ihm statt der ersehnten Antwort nur unterthäniges Zeremoniell entgegentöne. Als dieser aber nun wirklich auf seine Frage eingehn will, bricht er ab und entläßt ihn, doch bald ruft er ihn zurück,

---

Traum verloren" weg. Die prosaische Bearbeitung hat einen ganz andern, vi[el] entschiedenern Anfang des Auftritts.

*) Die szenarische Bemerkung „Er läßt eine Uhr repetiren — es schlägt vier" blieb erst 1805 weg.

†*) Shakespeares Hamlet sagt (I, 2): „Schwachheit, dein Nam' ist Weib.'

um seiner schrecklichen Eifersucht in der leidenschaftlichen Frage Ausdruck zu geben, wie er es doch wagen könne, eine Nacht vom Hause zu bleiben, wo seine Frau mit seinem Sohne eben Blutschande treibe; das möge er ihm nur glauben. Des Grafen Bestürzung verräth ihm, daß er zu viel gesagt, und so will er das Gesagte zurücknehmen. Mit dem König sei es etwas anders, dieser brauche nichts zu fürchten*): Königinnen verfehlten sich nicht; wenn er daran zweifle, sei er des Todes. Als aber Lerma heftig erwidert, niemand könne eine so freche Verleumdung seiner „besten Königin" wagen, ergreift Philipps alles ins Schlimme verkehrende Eifersucht diese Bezeichnung zum wahnwitzigen Verdachte, sie müsse sich auch ihm preisgegeben haben, weil sie so gut bei ihm stehe, da sie nicht so viel besitze, um ihn zu bestechen.**) Endlich entläßt er Lerma; aber als dieser nun gehn will, bittet er ihn ernstlich, ja nicht an das zu denken, was er in fieberhafter Verwirrung gesprochen. So ist die den Geist fast zerrüttende wüthende Eifersucht des Königs, wenn auch etwas widerwärtig und zu weit ausgeführt, anschaulich uns entgegengetreten.

Dritter bis fünfter Auftritt. Alba und Domingo erwecken durch ihre zu geflissentlichen Anklagen den Verdacht des Königs, daß sie mit der Eboli im Komplotte seien, wodurch er zu der Bitte an das Schicksal getrieben wird, ihm einen offenen und hellschauenden Mann zu senden, der ihn die Wahrheit finden

*) „Weil ich, ich selber graue Haare trage?" und deshalb ebenso wenig wie ihr die Nacht über mein Weib allein lassen sollte.

*) Die zu Grunde liegende Ansicht, daß die Königin nur über Geringes zu verfügen gehabt, ist geschichtlich nicht begründet, vielmehr hatte nach Brantôme der König sie auf das reichlichste ausgestattet.

lasse. Das Nachschlagen in seiner Schreibtafel führt ihn auf den Marquis Posa, mit dem er es versuchen will.

Der König, über dessen verstörten Blick Alba selbst stutzt, wirft diesem vor, daß er ihn nicht vor einer Kränkung gewarnt, durch die er so schmerzlich getroffen worden. Nachdem er ihm die Briefe gezeigt, in denen dieser gleich Karlos' Hand erkennt, fragt er ihn, warum er ihn bloß vor dessen Ehrgeiz gewarnt und ob er ihm nichts anders von diesem zu entdecken gewußt. Alba hilft sich damit aus, daß seiner Wachsamkeit bloß das Reich anvertraut sei; was er sonst wisse, sei er nicht verpflichtet, dem Könige mitzutheilen, und bloße Vermuthungen, die er, wie sehr er auch von deren Richtigkeit überzeugt sei, als Wahrheit nicht beweisen könne, dürfe er ihm nicht vortragen. Wolle er alles, was er wisse und vermuthe, von ihm erfahren, so dürfe er dies nicht als König von ihm fordern. Als Philipp zum Beweise seines Zutrauens ihn den Brief lesen läßt, weiß Alba sich so geschickt zu stellen, daß ihm das Bekenntniß, er kenne die Person, an welche der Brief gerichtet ist, wie wider Willen entfährt, wonach der König glauben muß, das Verhältniß des Prinzen zur Königin sei allbekannt. Sein Grimm wird dadurch auf das glühendste aufgeregt.*)

Um aber den König zur Aufforderung ungescheuter Mittheilung von allem zu drängen, wirft Alba sich vor ihm nieder, gesteht seine große Schuld, daß die Furcht, sich selbst zu schaden, ihn zum Schweigen wider Pflicht und Recht verleitet habe, erklärt

*) Bei den Worten: „O einen neuen Tod hilf mir erdenken u. s. w.“ schwebte etwa der Ausruf von Shakespeares Othello (III, 3) vor:

O daß der Bube tausend Leben hätte!
Eins ist zu schwach, zu löschen meine Rache.

sich aber entschlossen, jetzt, wo alle von der Schönheit der Königin bezaubert seien, nichts mehr zu verhehlen, wie viel er auch von dem Einflusse des Sohnes und der Königin zu befahren haben möge. Als nun Philipp, in schrecklichster Spannung über das, was er hören werde, ihn auffordert, sich zu erheben und nichts zu besorgen*), beginnt Alba mit der Enthüllung, daß die Königin den Prinzen zu Aranjuez kurz vorher gesprochen, ehe der König sie allein überrascht. Die Begründung des Verdachtes, daß der Prinz dort gewesen, ist freilich schwach genug,**), aber für die Eifersucht des Königs genügend, der dadurch um so fürchterlicher aufgeregt wird, als er damals von der Königin vor seinem ganzen Hofe beschämt worden sei. Von tiefstem Schmerz erschüttert, muß er sich setzen und sein Gesicht verhüllen. Philipps Aeußerung, das könne ihn wirklich, wie er meine, zu etwas Schrecklichem führen, deutet dies auf eine strafbare Verbindung zwischen Sohn und Gattin. Doch will er sich erst alle einzelnen Beweise dafür vorhalten, um einen sichern Schluß daraus zu ziehen. Deshalb bittet er Alba, ihn einen Augenblick allein zu lassen. Doch der giftige Verfolger des Prinzen ist so gierig, dem Könige ja die traurige Ueberzeugung zu verschaffen, daß er, was immer auffällig bleibt, nicht weicht (in der prosaischen Bearbeitung will er sich wirklich entfernen), sondern, indem er scheinbar gewissenhaft bemerkt, auch das entscheide **noch nicht**

---

*) Hier fand sich in der **Thalia** eine Beziehung auf das Pasquill des Prinzen auf die Reisen Philipps, dessen St. Réal gedenkt; Schiller hatte sie in der ersten Ausgabe getilgt, aber in die prosaische Theaterbearbeitung ist sie übergegangen.

**) „Dem Prinzen begegnet." Die jetzt gangbare Lesart „Den" rührt nicht von Schiller her.

ganz, neue Gründe für die entsetzliche Schuld beizubringen sich beeilt. Der König aber unterbricht ihn, und, indem er mehrere der als Beweisstücke ihm vorliegenden Briefe aufzeigt, scheint es ihm nach dem, was er von Alba eben gehört, ganz unleugbar, daß die Königin den Prinzen liebe, ja es ist ihm unzweifelhaft, daß schon, als er sie zu Madrid aus Albas Händen empfing, ihre Treulosigkeit begonnen habe, da ihr Blick damals mit solchem Schrecken auf seine grauen Haare geheftet gewesen.*) Zu Grunde liegt die Erzählung von Saint Réal (oben S. 11), der aber Albas dabei nicht gedenkt, wenn er auch den Empfang irrig nach Madrid verlegt. Nach Ferreras empfing der König seine Braut zu Guadalajara vom Erzbischof von Burgos und dem Herzog von Infantado. Alba hatte sich früher zu Paris die Prinzessin im Namen des Königs antrauen lassen. Der gierige Verleumder will nun den schärfsten Stachel in die Seele des Königs drücken, indem er es ganz natürlich findet, daß die junge Königin, die einst dem Prinzen zur Braut bestimmt gewesen und sich schon in Träumen an das in ihm ihr blühende Liebesglück gewiegt habe, durch die Trennung von ihm sich verletzt gefühlt und dem ihr bestimmten, durch Gleichheit der Jahre und Neigung näher stehenden Prinzen vor dem König den Vorzug gegeben habe, da dieser ihr keine Liebe, nur ein Diadem habe zubringen können. Aber Alba hat hierbei die Eifersucht des Königs nicht in Rechnung gebracht, der durch die Herabsetzung seiner Person gegen den Prinzen sich so grimmig verletzt fühlt, daß er das Gespräch mit ihm in bitterer Betonung seiner weisen Unterscheidung und seiner Beredsamkeit, wofür er ihm dankt, sofort abbricht. Er erhebt

*) Schon der. Seit dem zweiten Abdruck der ersten Ausgabe hat sich der Druckfehler „der schon“ erhalten.

sich und erklärt mit kaltem Stolze, er habe Recht, doch läßt er zu Albas Ueberraschung jeden Verdacht der Untreue der Königin fallen, selbst in der Verheimlichung der Zusammenkunft mit dem Prinzen, die ihn noch eben in die fürchterlichste Aufregung versetzt hatte, sieht er nur falsche Großmuth, die er bestrafen werde. Da der verwöhnte Günstling sich nicht sofort entfernt, zieht er die Glocke*) und sagt ihm trocken, er möge abtreten, da er seiner nicht weiter bedürfe. Auf dessen Frage, ob er durch seinen Eifer, wie früher durch sein Schweigen (daher „zum zweitenmal"), ihm mißfallen habe, verräth ihm Philipp mit bitterer Schärfe, er lasse ihn an die Untreue seiner Gattin glauben, weil er den Prinzen hasse; denn nur dieses kann der freilich wunderlich gezwungene Ausdruck sagen sollen, das Verbrechen, das er ihn von Karlos gegen ihn habe fürchten lassen, könne gegen Alba selbst begangen werden. In der prosaischen Fassung (und ähnlich in der jambischen Theaterbearbeitung) heißt es, Alba hasse seinen Sohn, Rache könne seine Anklage leiten; deshalb müsse er einen Dritten hören.

Der pfiffige Domingo versieht es bei dem argwöhnischen Philipp gleich durch den Ausdruck seiner Freude, daß er den König trotz der schlimmen Entdeckung, die auch ihm bekannt geworden, so gefaßt finde, wodurch er sich in sein Zutrauen drängt. Nicht mit Ironie, sondern mit finsterm Unmuth äußert sich Philipp, der das Einverständniß Domingos mit Alba ahnt. Die unerwartete neue Mittheilung über der Eboli Bekenntniß in der

*) Die Frage: „Wer ist sonst im Vorsaal?" scheint ungehörig. An Alba kann sie kaum gerichtet sein, noch weniger der König sie vor sich hin sprechen. Auch liegt diesem, als er die Glocke zieht, schon die Berufung von Domingo im Sinne, woran er nicht erst beim Hereintreten des Pagen denken kann.

Beichte erregt nur seinen Spott, von dem er aber rasch sich zur Frage wendet, was Domingo über die Sache denke und rathe. Der „blinde Eifer", der ihn in dies Labyrinth geworfen, kann nur auf Alba gehn. Die Thalia nennt nach dem blinden Eifer noch Eigennutz; freilich gedenkt sie auch der Eboli, die ihre Königin zu verleumden nicht angestanden, aber noch stärker des Hasses Albas gegen Karlos. Der schlaue Pfaffe will unter dem Scheine besorgter Schonung das Herz des Königs blutig aufstacheln, indem er die Sache für erwiesen annimmt*) und noch viel Schlimmeres in Aussicht stellt. Deshalb bittet er den König, nicht weiter zu forschen: seine Ruhe werde auch die bösen Gerüchte niederschlagen, die freilich schändliche Lügen seien, aber doch so nachtheilig wie die Verbrechen selbst wirkten. Als der König in ihn dringt, um den guten Namen der Königin werde er, wie dieser angedeutet hatte, doch wohl nicht besorgt zu sein brauchen**), schweigt der Schurke, dessen Miene aber Philipp deutlich zu verstehn gibt, daß er von einem argen Gerüchte wisse, dessen er nicht gern gedenke. Natürlich macht er diesen um so gespannter, das Entsetzliche zu hören***), womit er denn endlich auch hervorrückt, nachdem er noch vorher das Gerücht als gewiß

---

*) „Bei dem Entdeckten stille stehn." Das Versehen des zweiten Abdrucks „Entdecken" hatte Schiller schon 1805 verbessert, doch war es in den Druck des Theaters übergegangen und ward weitere vierzig Jahre fortgepflanzt.

**) Bei den Worten „Guter Name u. s. w." schwebte die Aeußerung des Othellos Eifersucht weckenden Jago bei Shakespeare III, 8 vor:

Der gute Name ist bei Mann und Weib
Das allernächste Kleinod ihrer Seelen.

***) Hier hat sich die in der Thalia mehrfach gebrauchte Anrede Domingos als Kaplan erhalten. Schiller dachte ihn sich als Geistlichen der Hofkapelle. Die eigentliche Anrede wäre „Pater" gewesen, da Domingo als solcher

falsch bezeichnet, aber hervorgehoben hat, es müsse weit gekommen sein, daß ein solches Gerede habe entstehn können. Das Volk glaube, das ist das schreckliche Geheimniß, welches Domingo anzudeuten beginnt, die Tochter des Königs (er nimmt nur eine Tochter Philipps an) sei ein Bastard. Zu Grunde liegt hier ein ähnliches Bedenken des Königs, das St. Réal (vgl. oben S. 23 f.) erwähnt. In der Thalia äußert Domingo II, 13 gegen Alba, die Königin sei „am neuen Jahr" in die Wochen gekommen, und erst im vorigen April der König von seinem bösen Fieber erstanden. Diesem Fieber wird hier eine sehr lange Dauer zugeschrieben. Der König, der gleich merkt, worauf Domingo hinaus will, läßt ihn damit nicht weit kommen, sondern steht auf, und zieht die Glocke, worauf Alba hereintritt, den er bittet*), ihn vor diesem Priester zu schützen; er sei doch ein Mann, der nicht auf so feig hinterlistige Weise verletze. Dieses scheint der beabsichtigte Gegensatz zu Mann. In der prosaischen Bearbeitung steht dafür: „Ihr seid ein Mensch; schützt mich vor diesem Teufel!"**) Domingo, der dem Könige durch seinen Verdacht

---

dem Dominikanerorden angehörte, woher ihn Alba einmal „Dominikaner" anredet. — Den Druckfehler Schlimmes hat man erst neuerdings nach der Thalia durch Schlimmeres beseitigt.

*) Er redet ihn hier mit seinem Familiennamen Toledo an, was in der Thalia mehrfach sich findet. Den Familiennamen hat Schiller sonst sogar in dem Personenverzeichnisse weggelassen, nur der Prinz von Parma kommt in diesem, der Prinz von Eboli im Stücke selbst mit seinen Familiennamen (Ruy Gomez) vor.

**) Hier ist aus der Thalia, welche den König in Ohnmacht fallen läßt, eine starke Stelle ausgefallen, die in der prosaischen und der jambischen Theaterfassung sich erhalten hat. Unter andern sagt hier Philipp:

Allgütge Vorsehung — da steh' ich arm

seine ganze Familie rauben möchte, will vergebens mit seiner guten Absicht sich entschuldigen; daß die böse Kunde dem Ueberbringer selbst zum Nachtheil gereichen werde, habe er nicht ahnen können. Der König durchschaut den herrschsüchtigen Priester, der überall nur seinen persönlichen Zweck durchsetzen will; denn damals habe man diese frühe Niederkunft als ein Wunder gepriesen, welches der Himmel an ihm gethan, indem er die Frucht so frühe gezeitigt, und deshalb dem heiligen Dominikus feierlich gedankt, heute solle sie seine Tochter zum Bastarde machen. Mit Grausen betrachtet er Alba und bemerkt dann, indem er sich entfernt, einer Schlange (Alba) sei er entlaufen, um auf ein Krokodil (Domingo) zu treffen. Domingo hat sich gleich an Alba angelehnt, den er als Mitzeugen für jenes Gerücht anruft („wenn wir voraus es hätten wissen können"); das bestärkt aber nur den Verdacht des Königs, dem es klar geworden, daß ein Komplott gegen ihn geschmiedet sei. Albas und Domingos Abwehr eines solchen bringt den König zum leidenschaftlichen Ausdruck seiner Ueberzeugung, daß beide, die sich so sehr beeiferten, seinen Verdacht auf die Spitze zu treiben und ihn zu schrecklichstem Zorn zu entflammen, nur seinen Sohn zu stürzen suchten; doch ihn zu ihrem willenlosen Werkzeug zu machen, solle ihnen nicht gelingen, vielmehr wende sich sein Verdacht, den sie zu erregen so beflissen seien, zunächst gegen sie selbst. Albas Vertheidigung, nur aus Treue hätten sie diese Enthüllung gemacht, weist der König mit der Bemerkung zurück: statt ihn zu warnen, hätten sie ihm das schon begangene Verbrechen, um es zu rächen, mitgeteilt, nein sie bewiesen ihm nichts, stürzten ihn nur in den

---

Und einsam! keines guten Menschen Busen,
Wo ich mein Haupt zu Ruhe könnte wiegen!

schrecklichsten Zweifel. Mit Domingos Entgegnung (Alba ist betroffen zurückgetreten), die Beweise seien so überzeugend, wie es bei dem, was man nicht mit Augen sehn könne*), nur möglich sei, schlägt der König vor, die Großen seines Reiches als Richter zusammenzuberufen, um über die Königin richten zu lassen, doch unter der Bedingung, daß beide selbst, falls die Königin sich reinigen könne, als falsche Ankläger am Leben gestraft werden sollen. Domingo schweigt, aber der in der Ferne stehende Alba erklärt sich dazu bereit, doch der König, den diese Kühnheit in Staunen setzt, bedenkt, daß der tapfere Krieger, der so oft dem Tode ins Auge geschaut, schon das Leben verachten gelernt habe, und so will er dieser Tollkühnheit rasenden Hasses die Ehre seines Hauses**) nicht preisgeben. Was er beschließen werde, sollen sie bald im Audienzsaale erfahren.

Philipp wendet sich in seiner Rathlosigkeit an die Vorsehung mit der Bitte, ihm einen Freund zu geben, der ihm rathend zur Seite stehe; denn die, deren er sich bisher bedient, seien von Leidenschaften erfüllt, die er zähmen müsse, um sie seinem Zwecke dienstbar zn machen. Die Wahrheit zu finden sei Königen schwer, was nicht weiter begründet wird. Er bedürfe jetzt eines reinen Mannes von hellem Blicke, den er aber leider nur unter denen nicht finden kann, die von der Sonne der königlichen Gnade angezogen worden. Das Mittel, dessen er sich zu seiner „Loosung“

*) So fragt auch Jago den Othello (III, 3), welche Beweise er denn verlange; schwer würde es sein, durch den Augenschein ihn von der Untreue zu überzeugen.

**) Königliches Blut darf nicht auf dessen Vergießen bezogen werden. Erst 1801 wurde die unmittelbar vorhergehende überstarke Stelle gestrichen: „Welchen Reiz kann es [das Leben] | Für Euresgleichen haben, die in Ketten Geboren worden?“

bedient, ist etwas wunderlich. Unter den Namen der um ihn verdienten Männer trifft er zuerst auf den Sieger von Saint Quentin, der aber durch sein Verhalten in den flandrischen Wirren sich als Gegner seiner Macht erwiesen habe. Egmont war bereits im vorigen September durch Alba verhaftet worden; denn daß Alba jetzt noch in Spanien und sogar bei der Verhaftung von Karlos gegenwärtig ist, steht mit der Geschichte in Widerspruch. Nach ihm begegnet er dem Namen des Marquis von Posa, der ihn gerade dadurch ganz besonders anzieht, daß er, obgleich er sich, da er zweimal angestrichen sei, sehr verdient um ihn gemacht haben müsse, dem Hofe fern geblieben. Seltsam ist es doch, daß ein so sehr verdienter Mann ganz aus seinem Gedächtnisse geschwunden ist. Gerade, daß dieser seiner nicht bedarf, beweist Philipp, daß er sein Mann sei.

Sechster und siebenter Auftritt. Der König tritt in den Audienzsaal, fragt nach Marquis Posa und befiehlt dem Alba, diesen nach der Messe in sein Kabinet zu bringen. Der Dichter benutzt diese Szene, um des Königs Gerechtigkeitsliebe und seine ruhige Gelassenheit darzustellen und so sein düsteres Bild durch einen schönen menschlichen Zug zu erleuchten.

Schiller hat nicht allein den zehn Jahre spätern Verlust der unüberwindlichen Flotte unter dem Befehle des Herzogs von Medina Sidonia in diese Zeit verlegt, sondern er läßt den Herzog auch nach Madrid kommen, um dem Könige die erste Kunde von seinem Unglück zu geben. Ferreras erzählt nach Herrera, Philipp habe die Nachricht von diesem Unglück durch Don Balthasar de Zugniga erhalten, und weit entfernt, wie andere behaupteten, ihm den Zutritt am Hofe zu verweigern, ihm einen sehr verbindlichen Brief geschrieben, worin er seine geleisteten Dienste

und seine überstandenen Leiden dankbar anerkannt und geäußert, das, was von den Elementen abhänge, dürfe man den Menschen nicht zurechnen. Schiller folgt der von Watson angeführten Erzählung, Philipp habe, als er den Verlust vernommen, den Ausruf gethan: „Ich habe die Flotte nicht gegen die Winde und Unfälle des Meeres, sondern gegen die Menschen ausgesandt.“ Hier führt der Dichter auch zuerst den Herzog von Feria ein, den St. Réal bei der Gefangennehmung von Karlos nennt und als Großkomthur bezeichnet*), und den Alexander Farnese, Prinz von Parma, dessen St. Réal nur zur Zeit gedenkt, wo er mit Karlos nach Alkala ging; er hatte sich unterdessen mit Donna Maria von Portugal vermählt. Medina Sidonia wird in der Versammlung der Granden von allen gemieden, auch Alba erwidert ihm nur kurz und unfreundlich, bloß Karlos kommt ihm freundlich entgegen, und läßt ihn von der Gnade und Gerechtigkeit seines Vaters alles hoffen. Nach Schiller verlor der Herzog alle seine Schiffe, siebzig Galionen**), und auch fünf Söhne. Der Verlust betrug nach den einen 32, nach den andern mehr als 80 Schiffe; die Zahl aller Schiffe wird auf 130, ja auf 150 angegeben. Alle nahen sich knieend dem eingetretenen Könige, mit Ausnahme der beiden Prinzen, welche ihm die Hand küssen. Das Hofzeremoniell war unter Karl V. besonders entwickelt worden. Schiller hält sich hier streng daran.***) Der Dichter läßt den

*) Sein vollständiger Name war Gomez von Figueroa, Graf von Feria. Er war Oberster der Leibwache.

**) Galeonen oder Galionen hießen in Spanien große Kriegsschiffe mit drei oder vier Verdecken und drei Masten.

***) Daß die Granden vor dem Könige mit bedecktem Haupte stehen, das Recht der Cubertura, nahm Schiller vielleicht aus Zeiller.

König seinen Sohn und seinen Neffen auf ganz verschiedene Weise behandeln, den letztern als einen erst heranwachsenden Jüngling, nach dessen Verhalten sich seine Mutter, die Statthalterin der Niederlande, erkundigt habe. Der Prinz verräth in seiner Antwort den Krieger, zu welchem ihn seine Mutter erziehen ließ. Wenn der König dem Karlos, den er unbeachtet läßt, grollt, so zeigt er sich gegen Alba, obgleich er ihm persönlich zürnt, sehr gerecht; ihm verleiht er als seinem ersten Feldherrn das eben erledigte Großkomthurkreuz des Ordens von Calatrava, kann aber nicht unterlassen, ihm dabei zu bemerken, er solle nie mehr sein. In der prosaischen Bearbeitung spricht er die letztern Worte, die hier lauten: „Verlangt nie mehr zu sein, so wird auch meine Gnade nicht fehlen", leise, was auch in der jambischen Gestalt des Stückes erwähnt sein sollte. Der Großmeister des Calatravaordens war seit 1523 der König von Spanien. Bei dem Empfange des mit der Schreckenskunde von der Zerstörung der Armada nahenden Sidonia Medina bewährt der König ruhige Gelassenheit und großmüthige Gerechtigkeit.*) Hier schließen die in der Thalia mitgetheilten Szenen des Karlos.

Nachdem die Audienz zu Ende, fragt der König nach Marquis Posa, worauf Lerma bemerkt, dieser sei von seinen Reisen eben zurück und bereit, sich dem König bei der ersten öffentlichen Audienz vorzustellen. Alba, der gleich ahnt, daß dieser des Königs Gunst sich erworben, spricht mit einer für den Helden be-

*) Daß er dem Herzoge noch einen Wink gibt, sich zu bedecken, scheint unnöthig, da dies nach dem Aufstehen eines Granden sich von selbst versteht. Auch oben hätte der König die Erlaubniß an die Granden, sich zu bedecken, nicht zu geben brauchen; Schiller hat dies wohl bloß der Deutlichkeit wegen gethan.

zeichnenden Lebhaftigkeit von seiner Heldenthat in St. Elmo.*) Vgl. oben S. 118. Schiller folgt hier der Darstellung Watsons, von der er nur absichtlich abweicht. Die türkische Flotte erschien Mitte Mai 1565 unter Mustapha und Piali vor Malta, das sie verwüstete. Zuerst wurde das Kastell St. Elmo *) belagert, wohin auch die Korsaren Dragut und Ulucciali zur Verstärkung der türkischen Flotte kamen. Der von Schiller angeführte Hassem, Sohn des Barbarossa, kam erst nach der Zerstörung des Kastells vor Malta an. Nachdem die Besatzung, die von dem Großmeister La Valette jede Nacht Verstärkung erhielt, sich zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, schlug sie zwei Stürme am 16. und 21. Juli zurück; erst beim dritten am 30. ward das Kastell genommen, nachdem alle Ritter und Soldaten gefallen waren; nur zwei bis drei retteten sich durch Schwimmen. Der Orden verlor bei St. Elmo 130 Ritter. Nach viermonatlicher Belagerung der Insel sahen sich die Türken genöthigt, dieselbe zu verlassen. Was Feria von der Entdeckung der Verschwörung in Katalonien sagt, ist eine kaum glückliche Erfindung Schillers. Diese übereinstimmend günstigen Berichte**) über den Marquis Posa steigern Philipps Wunsch, den Mann kennen zu lernen, der den ungewöhnlichsten Charakter haben oder charakterlos, eine sich selbst ganz ungleiche Natur, sein müsse. Wenn der König sagt, Wunders wegen (ein hier doch etwas niedriger Ausdruck)

*) Schiller hat hier die ungehörige Form „Sanct Elmo"; in der prosaischen Bearbeitung steht „St. Ellmo". Bei Watson fand er das Castell „St. Elmo" genannt; eben so heißt es auch in seinen Maltesern.

**) Gestrichen wurde die nicht gerade bedeutende Aeußerung Lermas, er habe, als er durch den Tod seines Vaters Millionär geworden, Spanien verlassen, „im vollen Frühling seines jungen Ruhms, und lebe auch jetzt am Hofe sich selbst". Vgl. IV, 3.

müsse er ihn sprechen, so verhehlt er, was er mit ihm eigentlich bezwecke. Alba soll ihn nach der Messe, die der streng katholische König nie versäumt, zu ihm bringen; den Vorsitz im geheimen Rathe*), bei dem zu erscheinen ihn eben die Audienz des Marquis verhindert, solle heute Feria einnehmen.**) Ueber die Gnade des Königs zeigen sich Feria und Medina Sidonia höchst erfreut; Alba ist bereits abgegangen. Hatten alle den unglücklichen Medina Sidonia verlassen stehn lassen, so wenden sie sich jetzt, Feria voran, ihm wieder freundlich zu und zeigen so ihre Höflingsnatur. Lermas Schlußwort scheint nicht ohne Laune auf diese plötzliche Veränderung hinzudeuten.

Achter bis zehnter Auftritt. Der Marquis gewinnt den König, obgleich er sich als Schwärmer für Gewissensfreiheit und Menschenglück ihm verräth, doch ganz für sich, so daß dieser ihm freien Zutritt bei sich gestattet und ihn beauftragt, die Königin, die er in seinem Auftrag sprechen soll, und den Prinzen zu erforschen. Vgl. S. 124 ff.

Der von Alba in das königliche Kabinet geführte Marquis spricht diesem seine Verwunderung aus, daß der König ihn zu sprechen wünsche, was wohl aus bloßer Neugierde geschehe, so daß er die damit verlorene Zeit bedauert. Das ist denn doch auch für den Schwärmer etwas stark, und man sollte denken, Alba werde über eine solche Aeußerung eher sich entsetzen, als

*) In diesem saßen nach Strada außer Feria und Alba Espinosa, als Vorsitzender, Ruy Gomez, Juan Manriquez de Lara, der Großprior Antonio von Toledo, Albas Bruder, und Fresneda, des Königs Beichtvater. Vgl. Goethes Egmont III, 1. Schiller erinnert auch an den geheimen Rath, da es ihm galt, das Stück mit spanischem Leben gleichsam zu tränken.

**) Bei Mercier sagt der König im vierten Auftritt, er wolle nach der Messe einen geheimen Rath halten.

ihm den guten Rath geben, den glücklichen Augenblick zu benutzen. Nach dessen Entfernung meint der Marquis, diese gute Lehre wolle er in seinem Sinne benutzen, aber statt sich darüber auszusprechen, geht er einige Zeit durch das Zimmer, um sich zu fragen, ob es bloßer Zufall sei, daß er hier auf- und abgehe*), daß der König gerade an ihn gedacht habe, der doch an ihn am wenigsten habe erinnert werden können. Der Ausdruck ist hier stark übertrieben, und die Verwunderung des Marquis überhaupt höchst auffallend, da der Gedanke so außerordentlich nahe lag, der König sei gerade durch seine Rückkehr nach Madrid auf ihn aufmerksam geworden, und wolle ihn über seine Reise, besonders über den Zustand der Niederlande, lange befragen. Wäre es aber auch nur Zufall, fährt er fort, auch den Zufall bestimmt die Vorsehung; der Mensch muß ihn zu benutzen, zu seinem Zwecke zu verwenden wissen.**) Darin liegt freilich die völlige Verneinung des eigentlichen Zufalls. Dem Schwärmer steht es jetzt fest, daß er dem Könige ins Herz sprechen müsse; ein Funke Wahrheit könne von der Hand der Vorsehung vielleicht benutzt werden, auf ihn zu wirken, und so seine Berufung, die ihm anfangs eine bloße Grille schien, von der Vorsehung wohl erwogen sein. Demgemäß will er denn vor dem König auftreten. Während er nach einigen Gängen in aller Ruhe ein Gemälde betrachtet, was doch bei der Spannung des Marquis auffällt,

*) Dies scheint die etwas wunderliche Frage bezeichnen zu sollen, ob es Zufall sei, „was meinen Schatten zeigt in diesen Spiegeln". Erst 1801 schrieb Schiller: „Was mir mein Bild in diesen Spiegeln zeigt."

**) „Zum Zwecke gestalten." Es schwebt hierbei noch das Gleichniß vom Bildhauer vor; den Zufall verwendet er so, daß er mit ihm einen bestimmten Zweck erreicht. Aehnlich gab Goethe später (1814) den Rath: „Den Zufall bändige zum Glück."

sieht man den König im geöffneten Nebenzimmer, wo er einige Befehle gibt, dann tritt er in die Thüre und betrachtet den Marquis einige Zeit, bis dieser ihn bemerkt und ihm entgegengeht, sich auf ein Knie vor ihm niederläßt und, ohne irgend Verwirrung zu zeigen, sich wieder erhebt. In der prosaischen Bearbeitung tritt Philipp, nachdem der Marquis einige Gänge im Zimmer gemacht hat, in dasselbe und auf ihn zu.

Auf des Königs vorwurfsvolle Frage, warum er sich seinem Dank entzogen, erwidert der Marquis, erst vor zwei Tagen sei er zurückgekehrt (vgl. dagegen oben S. 141 f.), und als dieser ihn auffordert, sich eine Gnade zu erbitten, da er nicht in seiner Schuld bleiben wolle, weist er solche mit der Bemerkung zurück, er genieße die Gesetze und sei zufrieden. Ein solcher Stolz gefällt dem Könige, der den Spanier gern stolz sehe, selbst wenn der Stolz, wie hier, etwas weit gehe. Das dürfte doch zum Bilde des auf seinen Willen und seine Macht strenge haltenden Philipp kaum stimmen.*) Ausweichend antwortet er auf die Frage, weshalb er aus seinen Diensten getreten, er habe einem Bessern Platz machen wollen. Als der König meint, vielleicht habe er gemeint, nicht in die seiner Befähigung entsprechende Stellung zu kommen**), erwidert er mit einer schmeichelnden Erhebung der erfahrenen Menschenkenntniß und der beglückenden Gnade des Königs***), die doch kaum dem edlen Schwärmer anstehn dürfte, ebenso wenig

*) Vor den Worten „Ihr tratet" fehlt die szenarische Bemerkung „laut", welche sich in der prosaischen Bearbeitung findet

**) Die Anrede „Sie" hier und im folgenden hat Schiller 1801 in „Ihr" verändert.

***) Die „stolze Meinung" ist die hohe Meinung, welche der König in dem Bedauern ausgesprochen hatte, daß das Feiern solcher Köpfe ein Verlust für den Staat sei.

er zur Zeit noch für vergeblich, und deshalb thöricht; die Zeit sei für sein Ideal des Menschenglücks nicht reif, er lebe in der Zukunft, die einst sein Ideal verwirklichen werde, so daß Philipp von seinen Träumen nichts zu fürchten habe. Bei den Worten: „Kann ein Gemälde ihre Ruhe trüben?" schwebte wohl des Königs Wort an Laertes im Hamlet (IV, 7) vor: „Seid ihr gleich einem bloßen Gemälde von Gram?" Der König kann sich noch immer nicht in solche Gedanken finden, er sieht darin nur einen ganz eigenthümlichen Versuch, bei ihm sein Glück zu machen, und so will er für Posa eine Stelle ausfindig machen, in welcher er seinen freiern Ansichten folgen könne.*) Dieser fühlt, daß er selbst in seinem freien Bekenntnisse den Kunstgriff des Schmeichlers**) sehe, aber er kann es ihm nicht verdenken, daß er an wahre Menschenliebe nicht glauben wolle, da die Menschen sich vor den Königen so tief erniedrigten, ihre edle Natur, die hohe Würde und den Reichthum ihrer Seele so arg herabsetzten; sie selbst seien daran Schuld, daß er sie zu seinem Werkzeuge mache und sich als allgebietender Beherrscher fühle. Doch verhehlt er dem Könige nicht, daß er, indem er sich so der Menschen als Sklaven bediene, ganz des hohen Glückes einer mitfühlenden, mitgenießenden Seele entbehre, dessen Verlust er freilich über dem stolzen Selbstbewußtsein, als Einziger, als ein Gott über den Menschen zu stehn, verschmerzen könne. Vgl. hierzu V, 3 Philipps Wort, ihm habe nach einem Menschen gelüstet, mit

*) Vor den Worten: „Wenn Ihr es so verstehet", sollte die szenarische Bemerkung „laut" stehen.

**) Von einer „Schmeichelei" kann aber hier nicht die Rede sein, nur von einem Haschen nach Gunst, die der Schmeichler freilich auf diesem Wege sich zu gewinnen sucht.

der Antwort des Großinquisitors. Sollte dies nicht der Fall sein, sollte er nicht im Gefühle solcher Erhabenheit Ersatz für die vernichtete Freiheit des Volkes finden, so wäre es gar zu schrecklich.*) Da der Marquis merkt, daß er selbst von der hohen Bedeutung dieses Augenblicks hingerissen wird, der sein Herz dränge, sich vor dem mächtigen Herrscher auszusprechen, so wünscht er entlassen zu werden. Aber der König fühlt sich durch den sonderbaren Mann so mächtig angezogen, daß er auch durch Lermas Ankunft, der ihm eine Mittheilung zu machen, vielleicht einen andern Besuch anzumelden hat, sich nicht hindern läßt das Gespräch fortzusetzen. Der Marquis möchte nach einigem Stillschweigen auf seiner Entlassung bestehn, obgleich er den hohen Werth dieser Stunde zu würdigen wisse, aber der König will alles hören, was ihm auf dem Herzen liege. Dadurch wird er denn ermuthigt, des Unglücks der Niederlande zu gedenken, die er vor kurzem verlassen hat; in diesen blühenden Provinzen, die ein ganzes Volk bewohne, dessen Glück zu gründen die größte Wonne des Herrschers sein müsse, sei er auf Gebeine von verbrannten Ketzern gestoßen. Der König versucht seinen auf ihm ruhenden Blick auszuhalten, da er sich bewußt ist, nicht anders handeln zu dürfen, aber vergebens: betroffen und verwirrt muß er zu Boden schauen, da dieser Blick ihm tief ins Herz dringt und ihn fühlen läßt, wie unmenschlich dies sei. Er schaudere, fährt der Marquis fort, vor dem Gedanken, daß man so handeln müsse und könne; das Opfer klage fürchterlich

*) Auffallend dunkel heißt es hier: „Wenn die Freiheit, die Sie vernichteten, das einzige wäre, das Ihre Wünsche reifen kann.“ Es soll wohl heißen „wenn Sie keinen audern Wunsch damit erfüllen als die Vernichtung der Freiheit“. Wünsche reifen vom Befriedigen der Wünsche.

seinen Opferer an. Dann aber macht er einen merkwürdigen Uebergang auf die Stimme der Geschichte: diese werde mit höchster Mißbilligung eine solche Grausamkeit verzeichnen, wobei er mit Bitterkeit den Ausdruck „Wesen höherer Art“ von denjenigen braucht, welche über menschliche Gefühle sich hinwegsetzen; ein solches muß ein Fürst sein, der dieses zu thun sich entschließen kann. Die Hinweisung auf andere, menschlichere Zeiten, denen die Philipps ein Greuel sein werden, lehnt der König sonderbar mit der Behauptung ab, eben nur durch diese härtere Behandlung seien menschlichere Zeiten möglich. Als er aber dann auf die Ruhe und das Bürgerglück in Spanien deutet, das seine Flamänder auch genießen könnten, bezeichnet der Marquis Spaniens Ruhe selbst als eine traurige, als eine Kirchhofsruhe, gegen die er auf den eine neue Zeit verkündenden gewaltsamen Umschwung im ganzen übrigen Europa deutet, was nicht wohl dazu stimmt, daß eben die Gegenwart als „Philipps Zeiten“ sanftern Jahrhunderten entgegengesetzt wurden. Vergebens suche er sich der neuen Gestaltung des Christenthums, dem Fortschritt der Menschheit zu widersetzen, er werde, dadurch, wie er bereits begonnen habe, seine besten Unterthanen verlieren; diese würden ihren Fleiß und ihre Kraft andern Ländern zuwenden, Spanien werde herabsinken zur Freude der übrigen Völker, die in ihm seinen mächtigsten Feind haßten. Er erinnert an die Flucht so vieler Niederländer, die ihrer Religion wegen nach England ausgewandert. Watson berichtet nach van Meteren, daß vor Albas Ankunft hunderttausend Menschen ausgewandert seien, unter denen viele der besten Arbeiter, die ihre Kenntnisse in den Künsten und Handwerken den Ländern mitgetheilt, die ihnen Schutz verliehen, und dadurch die Staaten der Feinde Philipps

bereicherten, wogegen die seinigen arm geworden seien, und anderwärts erzählt er, daß Elisabeth, als Alba nach den Niederlanden kam, „die entwichenen Fläminger in Schutz nahm“. Vom Aufstande der Mauren in Granada*) kam die erste Kunde zu Madrid an dem Tage an, als Karlos entweichen wollte. Auch hier folgt Schiller Watson. Ferdinand hatte die Mauren 1492 zur Taufe gezwungen, aber sie blieben im Herzen ihrem alten Glauben treu, wodurch die Grausamkeit der Inquisition hier ein ergiebiges Feld fand. Viele flohen aus Furcht vor derselben nach der Berberei. Philipp verbot ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache sowie ihrer Namen, und unterdrückte ihre Nationalsitten. Da alle ihre Gegenvorstellungen erfolglos blieben, so stand das Volk auf, aber der Aufstand ward bald so grausam unterdrückt, daß an einigen Orten alle Einwohner getödtet wurden. Diejenigen, die sich nicht betheiligt hatten, wurden mit Ausnahme weniger, welche zur Fortführung von Fabriken nicht entbehrt werden konnten, in andere Provinzen verwiesen, so daß Schiller von dieser Zeit wohl sagen konnte, Granada liege öde (früher hieß es trauert), verlassen von dem Fleiße der „neuen (neuerdings zum Christenthum gezwungenen) Christen“.

Da der König durch die Erinnerung, welche Wunden seine despotische Herrschaft Spanien schlage, bewegt wird, tritt der Marquis ihm näher, um auf seinen Ehrgeiz weiter einzuwirken. Er denke für die Ewigkeit zu wirken, aber ein so erzwungenes Werk werde gleich nach seinem Tode zusammenstürzen, die Menschheit ihr heiliges Recht wieder fordern, sein Name in Zukunft

*) Schiller schreibt Grenada, nach der französischen Form Grenade.

unter den ärgsten Wütherichen genannt werden. Dies schmerze ihn aber, weil er so gut sei, was er aus der Bewegung seines Herzens schließt, die ihm nicht entgeht. Auf des Königs Frage, wer ihn dessen versichere*), betheuert er seine volle Gewißheit, und, immer mächtiger von der Wichtigkeit des Augenblicks und dem auf den König gemachten Eindruck hingerissen, wagt er diesen zu bitten, Menschenglück zu gründen, Geister reifen zu lassen, ein König zu werden, wie es noch keinen gegeben; er wünscht sich in diesem Augenblick die Beredsamkeit von Millionen, für die er flehe, beschwört Philipp die Selbstvergötterung des unumschränkten Königs aufzugeben und, allen Königen Europas vorangehend, Gedankenfreiheit zu gewähren. Die Kühnheit des um diese fußfällig im Namen der Menschheit flehenden Marquis überrascht Philipp, der sich durch die ihm eröffnete herrliche Aussicht so bewegt fühlt, daß er sein Auge von ihm wegwenden muß; dann aber sammelt er sich wieder, wendet sein Auge auf ihn zurück und fordert ihn, indem er ihn für einen sonderbaren Schwärmer erklärt, freundlich auf, sich zu erheben, was dieser aber seltsam genug unterläßt.**) Statt dessen ergeht sich der Marquis in einem schwungvollen Preise der in Gottes Schöpfung überall herrschenden Freiheit, und er stellt dann Gottes ruhiger, sich selbst verbergender Größe die armselige, ängstliche Gewalt des vor der Freiheit zitternden Königs entgegen. Als Philipp auch hier wieder seine Befangenheit in der Frage verräth, ob der Marquis denn ein solches freies

*) „Bin ich das in Ihren Augen?" fragt er in der prosaischen Bearbeitung.

**) In der prosaischen Bearbeitung fällt der Marquis gar nicht vor dem Könige nieder.

Leben in seinen Staaten herzustellen unternehmen wolle, erwidert dieser, von ihm allein hänge es ab, das Glück seiner Völker neu zu gründen; er brauche nur wieder die Wohlfahrt des Staates, nicht die Macht der Krone als Zweck seiner Herrschaft anzuerkennen, sich dem Volke gleich, nicht über dasselbe zu stellen, dann werde der Mensch das Gefühl seines Werthes wieder erhalten und die Freiheit die schönsten Tugenden reich erstehn lassen. Er schließt mit der seltsamen Wendung, wenn er so sein Reich zum glücklichsten der Welt gemacht, müsse er sich alle übrigen erobern.*)

Der König schweigt lange bedeutsam (das Stillschweigen ist „groß"), nachdem der Marquis seinen Traum von der durch ihn zu schaffenden Völkerbeglückung in feurigem Ergusse ausgeführt hat. Weit entfernt, auf seine Forderung einzugehn, sieht er in dem Verlangen nach Freiheit nur das Gift des Staates, das freilich in dem feurigen Kopfe dieses edlen Mannes eine edle Gestalt angenommen habe. Weil er von der Wahrheit seiner Aeußerung überzeugt ist, daß er die geäußerten Gedanken nur ihm allein offenbart habe, und er allein von seinem Gefühle sich hat hinreißen lassen, so rücksichtslos sich gegen die

---

*) Hier ist wieder 1801 eine kürzere, von Körner in einer Anmerkung angeführte Stelle (13 Verse) ausgefallen. In dieser stellte der Dichter dar, wie der Landmann und der Künstler sich ihres Berufes im freien Staate erfreuen, ohne den König zu beneiden, der König sich vor jeder Entheiligung des Familienlebens zurückhalte und sich in dem Bewußtsein beglückt fühle, so unbemerkt als möglich das Glück des Staates zu schaffen, wobei wieder das Bild vom Künstler, wie oben von Gott, gebraucht, das Volk aber als eine glücklich von ihm geleitete Maschine, welche diese Leitung gar nicht fühle, bezeichnet wird.

Majestät auszusprechen*), will er ihm verzeihen und ihn als Greis und nicht als König widerlegen. Die Widerlegung als Greis läßt er erst weiter unten folgen, wo er sich auf seine lange Erfahrung beruft: jetzt mahnt er ihn von neuem sich zu erheben, was er denn sofort thut, wie auch in einer der prosaischen Bearbeitungen bemerkt ist, in welcher Posa vorher nicht niedergekniet ist. Vor allem empfiehlt er ihm seine Inquisition zu scheuen.**) Der Blick des Königs ruht auf ihm mit innigem Antheil, aber daß gerade er ihn als einen grausamen Despoten sich denkt, kränkt ihn, und er will ihm sein Unrecht dadurch beweisen, daß er als freier Mensch unter seinen Augen leben solle. Vergebens mahnt der Marquis ihn wieder, daß er nicht für sich, daß er für alle seine Unterthanen um Freiheit gefleht, daß der König gegen so viele und besonders gegen sein Flandern ungerecht sei, da er die Freiheit für ein Schreckbild

*) Das muß doch mit den Worten gemeint sein „den Jüngling, der sich übereilte". Der König aber hatte ihn ja selbst aufgefordert, alles zu sagen, was er glaube.

**) H. J. Heller meint, Schiller habe gewußt, daß ein Verwandter des Marquis Posa auf dem Scheiterhaufen verbraunt worden; das ist aber erst durch Llorentes Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne, dreißig Jahre nach Schillers Karlos, bekannt geworden. Unser Posa ist ein Enkel des ersten Marquez de Poza Juan de Roxas, von dessen Kindern ein Sohn, der Dominikaner Domingo de Roxas, auf dem Autodafé zu Valladolid am 8. Oktober 1559, vierzig Jahr alt, verbrannt wurde, nachdem daselbst kurz vorher auf dem Autodafé vom 21. Mai ein anderer Sohn desselben nebst dessen Gemahlin, eine Tochter, ein Enkel und eine Enkelin als Lutheraner zur Einziehung ihres Vermögens, ewiger Einsperrung oder Verbannung verurtheilt worden waren. Der eine Enkel, Lodovico de Roxas, Sohn des Sanchez de Roxas Sarmiento, wurde des Rechtes der Nachfolge im Marquisat verlustig erklärt, das auf dessen jüngern Bruder Sanchez de Roxas Henriquez, unsern Helden, überging.

halte, was sie nicht sei: Philipp will auf seine politischen Aeußerungen nicht weiter zurückkommen, er begnügt sich mit der Bemerkung, einst werde er anders denken, wenn er so viel Menschenerfahrung habe, wie er. Aber der Marquis hat ihn so lebhaft angezogen, daß er ihn sich verbinden will, ihn nicht so von sich lassen kann, und da dieser sich weigert, er Philipp bittet, ihn so zu lassen, wie er sei, beseitigt dieser allen Widerspruch durch den Befehl, von jetzt an sei er, dagegen gelte keine Einwendung, in seinen Diensten, was freilich so willkürlich ist, wie es sich nur der unumschränkteste Herrscher erlauben darf. Es folgt hier eine peinliche Pause, in welcher der Marquis dem König, der ihn in Dienst genommen, nichts zu sagen vermag.

Jetzt erst erinnert sich der König, was er mit dem Marquis gewollt, und er muß sich gestehn, daß er in ihm noch mehr als Wahrheit gefunden, die er gesucht habe. Da gedenkt er denn auch wieder seiner Familiennoth, und so fragt er den Marquis, ob er, da er mit ihm als Herrscher sich befaßt habe, nichts von seiner Familie wisse, ein freilich sehr schroffer Uebergang.*) Das Bedenken des überraschten Marquis, auf eine solche Frage zu antworten, legt der König dahin aus, daß er von dem Unglück mit seinem Sohne wisse, der sich träumerisch zurückziehe, aber dieser erklärt darauf entschieden, daß er sowohl seines Sohnes wie seiner Gattin wegen sich glücklich nennen

*) Auch hier fehlen die nothwendigen szenarischen Bemerkungen, daß die Worte: „Aber wie ... mehr“ leise, das folgende laut gesprochen wird. In der prosaischen Bearbeitung ist auch vor der Anrede an den Marquis, die hier lautet: „Sie haben mich auf dem Throne beobachtet, Marquis; warfen Sie keinen Blick auf mein häusliches Leben?“ eine Pause angegeben.

dürfe. Schwer wird dem Könige das Bekenntniß seines Unglücks. Der Ueberzeugung, daß der Prinz edel und gut sei*), tritt er mit der Beschuldigung entgegen, daß er ihm seiner Gattin Liebe geraubt, wovon unwidersprechliche Zeugnisse vorlägen, andere ihn das Schrecklichste ahnen ließen**); doch muß er selbst gestehn, es falle ihm schwer, an den Treubruch der Königin zu glauben, und er halte die Verdächtigungen von Seiten der Eboli, des Alba und Domingo, den er bloß als Priester bezeichnet, eher für Verleumdungen. Sehr schwach ist hier des Marquis Berufung auf die Macht weiblicher Tugend, die ja auch der König anerkennt und bei der Königin voraussetzt. Dieser gibt ihm denn den Auftrag, Sohn und Gattin zu erforschen, wozu er ihm freien Zutritt bei letzterer gewähren will. Auffällt es doch, daß er den Marquis, dem er eben Erfahrung abgesprochen hatte, hier als Menschenkenner bezeichnet, und weil er sich ihm gegenüber so uneigennützig gezeigt, auch auf seine Gerechtigkeit und Leidenschaftslosigkeit baut, da er doch bei dem Schwärmer ein leidenschaftliches Vorurtheil für den Prinzen und die Königin vermuthen muß, und nichts weniger als eine ruhige Erwägung und besonnene Erforschung sich versprechen darf. Der Marquis drückt, ohne darauf ein Wort zu erwidern, nur den Wunsch aus, daß diese Unterredung eine

*) Hier stand vor 1801 eine andere weitere Ausführung, in welcher der König dem Marquis sogar bei dem Verluste seiner Achtung verbietet, etwas zu Gunsten des Herzens von Karlos, den er auf der hohen Schule gekannt hatte, zu sagen.

**) Die Stelle „Hier liegen Zeugnisse ... glauben" steht mit wenigen Abweichungen in der Thalia in dem Auftritte mit Domingo (III, 4). Die Theaterbearbeitungen, die prosaische wie die jambische, haben sie durch ein Versehen in beiden Auftritten.

Hoffnung ihm erfüllen werde, was nur auf eine mildere Beurtheilung der Menschen und Dinge von Seiten des Königs gehn kann. Der König darf ihm dies insofern bestätigen, als sie für ihn nicht ohne Bedeutung gewesen. Nach der Entlassung des Marquis, der knieend die vom Könige ihm dargereichte Hand küßt*), befiehlt Philipp dem Grafen Lerma, ihn in Zukunft unangemeldet vorzulassen — eine ganz unerhörte Gunst. Vgl. IV, 4, 23 f.

Vierter Akt.

Der Marquis, dem der Auftrag des Königs Zutritt bei der Königin verschafft, theilt dieser mit, daß der Prinz fliehen müsse; sie selbst soll ihm dieses in einer Zusammenkunft sagen, zu welcher sie ihm durch einige Zeilen Hoffnung macht. Lermas Verdächtigung, der Königin ohnmächtiger Fall im Kabinet des Königs und des Marquis unglückliche Geheimhaltung seines Planes gegen Karlos drängen diesen dazu, den Prinzen gefangen zu nehmen und sich selbst zu opfern. Er nimmt von der Königin Abschied und trägt ihr seinen letzten Willen auf. Der König, durch die Täuschung des Marquis von dessen Verrath überzeugt, wirft sich wieder Alba in die Arme.

Erster bis dritter Auftritt. Der Marquis bringt der Königin, die unterdessen den Schlüssel zu ihrer Chatulle vermißt hat, einen Auftrag des Königs, dessen nähere Beziehung zu ihm er vor ihr geheim hält, und theilt ihr einen Brief von Karlos mit, sowie seinen Plan, daß dieser nach den Niederlanden

*) Ausgefallen ist seit 1801 der Nachruf des Königs: „Und kommt bald wieder zu mir — hört Ihr?“, wodurch die Veränderung des ursprünglichen „der Malteser“ in „der Ritter“ bedingt wurde.

entfliehe; zu diesem soll die Königin selbst ihn bestimmen und in einigen Zeilen ihn darauf, wie auch auf eine baldige Unterredung mit ihr vorbereiten.

Die Königin vermißt den Schlüssel zu ihrer Chatulle, als die Eboli*) hereinkommt, über deren Herstellung sie sich freut, während die Gräfin Fuentes weiß, daß etwas Besonderes während der Zeit ihrer vorgeblichen Krankheit vorgefallen ist, und der Olivarez bekannt ist, daß es bei ihr nicht wie bei einer Kranken hergegangen war. Ihr Schuldbewußtsein beengt sie, so daß sie es in der Gegenwart der Königin nicht aushalten kann und ins Freie muß. Der Marquis läßt sich darauf bei der Königin anmelden und verlangt diese im Namen des Königs allein zu sprechen.

Auf die Verwunderung der Königin, den Marquis als Abgesandten des Königs vor sich zu sehn, antwortet dieser ausweichend; so seltsam es scheine, so lasse es sich doch, wie so manches, was man erlebe, leicht erklären. Warum sollte er nicht seine Hoffnung darauf gesetzt haben,**) den König zu seinen Ideen zu bekehren?***) Als sie meint, er müsse den König getäuscht haben, erklärt er, daß er diesem wirklich redlicher dienen

---

*) Zur Anrede „Fürstin" vgl. S. 171.

**) Bei den Worten: „Wär' es müde, an Philipps Hof den Sonderling zu spielen!" wird wieder vorausgesetzt, daß er schon längere Zeit in Madrid zurück sei, wie in den jetzt gestrichenen Worten Lermas III, 7. Vgl. S. 235. — „Der Sekte prahlerische Tracht" ist daß Verhalten eines sich zurückziehenden Sonderlings.

***) Den vierfüßigen Vers „Mich fast befremden könnte, wäre" hatte Schiller 1802 erst durch ein vor „fast" eingeschobenes „wirklich", dann durch ein zweites am Ende zugesetztes „wäre" vervollständigen wollen, aber bei der letzten Durchsicht ließ er ihn unverändert.

wolle, als ihm aufgetragen sei, wobei er im Sinne hat, daß er nicht bloß, was dieser gewünscht, die Königin ausforschen, sondern auch Philipps Verdacht niederschlagen will, von dessen Grundlosigkeit er überzeugt ist, ohne zu berücksichtigen, daß er den König völlig hintergeht. Auf ihre Frage, was der König mache, erwidert er, die Königin selbst scheine ebenso wenig redlich, wie sie es ihm vorgeworfen, da sie gar nicht nach seinem Auftrage frage, sondern zu wissen wünsche, was er ihr sonst von ihm hinterbringen könne. Nachdem er einen rein ersonnenen, ganz bedeutungslosen Auftrag an sie ausgerichtet, bemerkt er auf ihre weitere Frage, das sei alles ungefähr, weshalb er bei ihr sei, was auf etwas anderes neben diesem Auftrage hindeutet. Sonderbar ist es doch, daß er, statt sich darauf zu beschränken, er müsse wirklich etwas verschweigen, auf die ihr drohende Gefahr hinweist, die sie nie erfahren solle.*) Ohne weiteres wendet er sich dann zu dem von Karlos ihm gegebenen Auftrage, von welchem er ihr einen Brief zu überbringen hat (vgl. oben S. 125 f.). Auf die Frage, wie er Karlos verlassen habe, erwidert er, wie den größten Weisen, den es rastlos nach dem Anschauen der Wahrheit treibe,**) und beherzt wolle er für seine Liebe alles wagen, wie jener für die seinige, unter welcher eben nur die Liebe znr Wahrheit verstanden werden kann. In der Unterredung II, 15 hatte Karlos erklärt, an alles denken zu wollen, was der Freund und hohe Tugend ihm gebieten. Der

*) Wenn er vorher sagt, es brauche nicht (sei nicht nöthig) bei ihr, sie vor gewissen Menschen zu warnen, so soll dies wohl darauf deuten, daß niemand etwas Böses von ihr verrathen könne.

**) Schillers Gedicht das verschleierte Bild zu Sais, woran man hier erinnert wird, ist erst 1795 gedichtet.

Marquis bezeigt seine völlige Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Prinzen nach einer Zusammenkunft mit der Königin, die ihn nicht glücklicher*), aber thätiger und entschlossener machen werde (aber seine Entschlossenheit hatte er schon eben gerühmt), woran er die Erklärung anschließt, der Prinz müsse, da Alba als Statthalter nach Flandern ernannt sei, der König nie einen Beschluß zurücknehme (auf ihn einzuwirken kann er nicht hoffen), Flandern aber nicht aufgeopfert werden dürfe, nach den Niederlanden entweichen und den König mit Waffengewalt zwingen, ihn zum Statthalter zu machen.**) Daß der Marquis hinter dem Rücken des Königs den Sohn, den zu erforschen dieser ihm aufgetragen hat, zum Aufruhr gegen seinen Vater bestimmt, ist nichts weniger als edel, aber noch stärker, daß die Königin diesen Gedanken seiner Kühnheit wegen billigt und ihn zu verfolgen sich vornimmt, ja, als sie vernommen, Karlos solle diesen Gedanken zuerst aus ihrem Munde vernehmen, ihn groß findet und, lebhaft ergriffen von dem Gefühl, daß der Prinz die untergeordnete Rolle in Madrid nicht länger spielen dürfe, ihm gar den Schutz Frankreichs und Savoyens gegen ihren eigenen Gatten und dessen Reich zusichert. Von einer solchen Hülfe von Seiten Frankreichs und Savoyens findet sich in der Ueberlieferung keine Spur, nur von einer Unterstützung durch eine

*) Die Königin hat hier nur seine Liebe im Sinne. Aber sonderbar ist es doch, daß sie meint, die Zusammenkunft werde ihm durch den Augenschein zeigen, daß sie nicht glücklich sei. Karlos hat ihr ja versprochen, seine Liebe solle verstummen, diese von nun an Spanien und zunächst Flandern gewidmet sein.

**) Hier sind im Jahre 1801, obgleich dadurch ein Sechsfüßler entsteht, dreizehn Verse gestrichen worden, in denen u. a. bemerkt wird, Europa werde den Frieden zwischen Sohn und Vater vermitteln, letzterer „eben dieser Mensch“ heißt.

türkische Flotte redet St. Réal. Da die Königin sich für die Sache begeistert zeigt, so weiß der Marquis sie leicht zu bestimmen, dem Prinzen in seiner Schreibtafel in zwei Zeilen eine baldige Zusammenkunft in Aussicht zu stellen. Vgl. oben S. 126.*) Der Marquis aber hüllt sich auch noch zuletzt ihr gegenüber in sein Geheimnis, indem er den Grund, der ihm die Erlaubniß des Königs verschafft, sie zu jeder Zeit zu besuchen, zu verschweigen durch das Vertrauen des Königs gegen ihn sich verpflichtet glaubt. Die Königin, die ihm dies gern zugesteht, spricht zum Schlusse ihre begeisterte Freude aus, daß gerade durch ihren Karlos die Freiheit in den Niederlanden geschützt werden solle, wobei sie etwas übertrieben die Niederlande als letzte Zuflucht der Freiheit in Europa bezeichnet, ohne Englands zu gedenken und ihres Frankreichs und Savoyens, von denen sie doch die Unterstützung der Niederlande erwartet. Da am Schlusse die Oberhofmeisterin, man weiß nicht, wodurch berechtigt, an der Thüre erscheint, so entläßt die Königin den Marquis ganz förmlich als Abgesandten ihres Gatten.**)

Vierter bis sechster Auftritt. Der Marquis bringt Karlos die Zeilen der Königin und verlangt dessen Brieftasche, welche dieser, trotz dessen geheimnißvoller Zurückhaltung, welche den von Lerma erregten Verdacht zu bestätigen scheint, ihm nicht vorenthält, ja er vertraut ihm sogar auch den von der Königin ihm nach Alkala gesandten Brief an.

Karlos kommt mit Lerma, der ihm eine Entdeckung machen

---

*) Hier standen in der ersten Ausgabe noch ein paar nicht glückliche Verse, die sich auf den Ort bezogen, wo die Zusammenkunft stattfinden könne.

**) Der Schluß lautete in der ersten Ausgabe: „Legen | Sie Seiner Majestät den ehrerbietigsten | Gehorsam seiner Dienerin zu Füßen."

will, in eine abseits gelegene Galerie. Dieser hat erlauscht, daß der Marquis vom Könige beauftragt worden ist, die Königin und den Prinzen zu erforschen, und da er in Aranjuez bemerkt hat, daß der Marquis des Prinzen innigster Freund war (vgl. S. 187), so fürchtet er einen Verrath der Freundschaft. Schiller macht zu seinem Zwecke den guten Lerma zu einem neugierigen Lauscher. Lerma theilt Karlos mit, daß der Marquis, der, wie er wisse, sein Freund sei*), eine zweistündige Unterredung mit dem Könige gehabt, in welcher seiner mehrfach gedacht worden, und um anzudeuten, worum es sich handle, äußert er auch, daß der König in seinem Schlafgemache auf sehr räthselhafte Weise der Königin gedacht; auch habe der Marquis das Recht erhalten, was, so lange er wisse, der König noch niemand verliehen, unangemeldet zu kommen. Was der König in seinem Schlafgemache über die Königin geäußert, näher anzugeben, hält Lerma für eine Verletzung seines Dienstes, ja er verräth nicht einmal, daß dieser gegen ihn selbst die Aeußerung gethan. Lerma kann die Furcht nicht unterdrücken, die Gunst des Königs könnte den Marquis zum Verrath der Freundschaft verleiten.**) Da Karlos die Möglichkeit eines Verrathes der Freundschaft nur im allgemeinen zugibt, so glaubt Lerma seine, wie es scheint, diesem unangenehme Mittheilung dadurch entschuldigen zu müssen, daß es oft weise sei, dasjenige zu entdecken, was doch endlich

*) „Eurer Hoheit zur Beruhigung“, damit er nicht fürchte, das Geheimniß sei auch andern bekannt.

**) „Der Frage werth“, den Zweifel hervorgerufen, ob sie nicht der Tugend gefährlich werden könne.

herauskommen werde, eine hier recht kahle Bemerkung ist.*) Karlos fühlt, daß nur Liebe zu ihm Lerma bestimmt habe, dieser sein wahrer Freund sei.

Dem Prinzen fällt an dem hastig eintretenden Marquis gleich die Unvorsichtigkeit auf, daß er ihn hier sprechen will, ja ihn sogar vertraulich bei seinem Namen anruft, statt ihn nach Absprache im Karthäuserkloster zu treffen. Freilich war dem Dichter ein so häufiger Dekorationswechsel etwas unbequem, aber er selbst durfte wenigstens an die Gefährlichkeit nicht ausdrücklich erinnern, wenn nicht etwa schon hierin die Unbesonnenheit des Marquis sich verrathen sollte. Daß der Freund gar nicht seines Gespräches mit dem König gedenkt, und, daran erinnert, jede nähere Auskunft, auf die Karlos gespannt ist, mit ängstlicher Zurückhaltung vermeidet, ja den Erfolg desselben entschieden falsch darstellt, muß diesen stutzig machen; er geräth darüber in solche Zerstreuung, daß er die Worte, welche die Königin in die Schreibtafel des Marquis geschrieben, gar nicht beachtet und gleich ins Karthäuserkloster eilen will. Als der Marquis ihn zurückhält, kann er sein Staunen nicht verbergen, daß dieser heute so auffallend sicher sei, worauf jener nur leichthin erwidert. Nachdem er auf Mahnung des Marquis die wenigen Zeilen der Königin gelesen, wird er von feurigem Entzücken über die unendliche Liebenswürdigkeit derselben erfüllt, die ihn mahnt, ihrer Liebe sich werth zu zeigen, was er bald beweisen könne, da sie ihm einen Auftrag zu geben habe. Karlos schiebt seine unverkennbar sich zeigende Unruhe auf eine Zerstreuung, deren Grund er aber dem Freunde ebenso

*) In der prosaischen Bearbeitung stand hier vor „entdecken" noch „freiwillig", wie kurz vorher vor „werth" noch „schon".

verhehlt, wie dieser ihm wegen seines Gespräches mit dem König nicht hat Rede stehn wollen. Auf des Prinzen eine Bejahung erwartende Frage, ob er das Souvenir mit den Zeilen der Königin behalten dürfe, verneint er dies nicht allein*), sondern fordert sogar, er solle ihm seine Brieftasche mit ihrem Inhalte geben, obgleich er dem darüber ganz beunruhigten Freunde nur den räthselhaften Grund angeben kann, sie werde, auf den möglichen Fall, daß man ihn überrasche, bei ihm sicherer sein. Wie sonderbar ihm auch dieses ganze geheimnißvolle Verhalten auffallen muß, Karlos übergibt ihm doch die Brieftasche, nachdem er sie ihm besonders anempfohlen, da ihr Inhalt so höchst bedeutend für ihn sei. Der Marquis erwidert auch darauf nur leichthin, und will sich entfernen, indem er das übrige (was ist damit gemeint?) auf die nächste Zusammenkunft im Karthäuserkloster verschiebt, für die sonderbar genug keine nähere Zeit bestimmt wird. In der prosaischen Bearbeitung findet sich vor dem zweiten Lebewohl noch die zweckmäßige szenarische Bemerkung: „Da Karlos nicht antwortet und in Gedanken steht." Karlos kann aber endlich sich nicht enthalten, die Brieftasche wiederzufordern, um den Brief herauszunehmen, den die Königin ihm nach Alkala geschrieben hat. Auch des Marquis Bemerkung, um diesen Brief sei es ihm gerade zu thun, bleibt ohne Wirkung; doch als er zur Thüre gelangt ist, vermag er nicht vom Freunde zu scheiden, ohne dessen Bitte zu erfüllen, und so kehrt er, nach-

*) Denn nur eine höfliche Verneinung kann in „Nicht ganz" liegen: das Souvenir gehöre freilich ihm eigentlich, er könne es ihm aber jetzt nicht lassen. Welch ein Widerspruch wäre es sonst, wenn er alles von ihm verlangte, was nicht in eines Dritten Hände fallen dürfe, dagegen die Zeilen der Königin ihm ließe? Freilich wird der Rückgabe des Souvenirs nicht ausdrücklich gedacht.

dem er einen Augenblick nachdenkend stehn geblieben ist, von da zurück und übergibt ihm den Brief. Seine Erregung verrathen das Zittern der Hand und hervorstürzende Thränen (nach der prosaischen Fassung sollen sich beide nur gerührt ansehn); dann fällt er dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht an dessen Brust. Die Worte, mit denen er scheidet: „Das kann mein Vater — nicht wahr, mein Roderich, das kann er doch nicht!“ müssen sich auf seine Furcht beziehen, der Brief könnte durch den Marquis in die Hand des Königs kommen; dieser, hofft er, würde auch in dem Briefe keinen Beweis der Untreue seiner Gattin finden können. Der Ausruf ist freilich nicht allein dem Marquis unverständlich, sondern auch für den Zuschauer zu räthselhaft.

Dem Marquis entgeht zwar das Mißtrauen des Freundes nicht, aber er erklärt es für Lästerung, ihn dessen zu zeihen. Wenn er sich selbst „der Schwachen*) schwächsten“ nennt, so kann das nur darauf gehen, daß er selbst in Leidenschaft für die Königin entbrannt ist und er aus derselben Leidenschaft des Prinzen sein Mißtrauen herleitet. Nur befremdet, meint er, habe ihn sein Betragen, und gewiß mit Recht, da er eine solche Verschlossenheit an ihm nicht gewohnt sei; auch habe es ihn schmerzen müssen. Hierdurch hat sich der Dichter den Uebergang zum eigentlichen Zweck des Selbstgesprächs gebahnt. Noch weitern Schmerz könne er dem Freunde nicht ersparen; denn er müsse sich dem König für sein Vertrauen dankbar zeigen.**)

*) „Schwächen“ kann nur ein eit der ersten Ausgabe fortgepflanzter Druckfehler sein, da die Anwendung des Abstraktums in dieser Verbindung wider den Sprachgebrauch ist.

**) Wunderlich ist hier das Bild vom Gefäße mit dem Glauben verbunden.

Dabei denkt sich Schiller wohl, er wolle dem König auf diese Weise den Verdacht der Untreue seiner Gattin benehmen. Aber welcher Dankbarkeit kann sich der Marquis rühmen, wenn er im Begriff steht, den Sohn zum Aufstande gegen seinen Vater aufzureizen, und eben hierzu mit seiner Hülfe ihn entweichen zu lassen?*) Und was soll er Karlos das, was der König ihm aufgetragen, verrathen, da sein Schweigen ihm kein Unheil bringt, ihm eher erspart? Das muß der Sinn der wunderlichen Aeußerung sein: „Was wäre Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir nicht Leiden bringt? Vielleicht erspart?"**) Der Marquis beruhigt sich in dem Gedanken, daß er das dem Karlos drohende Unglück, ohne daß dieser es ahnt, an ihm vorüberführe. Das Selbstgespräch klärt uns keineswegs über das Handeln des Marquis auf; wir hören nur, daß er seine Pflicht gegen den König erfüllen will, ohne dem Freunde zu schaden.

Siebenter bis zehnter Auftritt. Die Königin will vom Könige die Untersuchung über die Erbrechung ihrer Chatulle fordern, erfährt aber durch einen Zufall, daß dieser selbst davon weiß, und sie in Folge der gefundenen Briefe als Buhlerin zur Rechenschaft ziehen will. Als sie mit dem von ihm unsanft weggestoßenen Kinde in dem mit aller Macht der Unschuld ausgesprochenen Gefühle bitterster Kränkung ihrer Ehre von dannen eilen will, stürzt sie ohnmächtig an der Thüre nieder. Der

*) Statt „Dankbarkeit" hatte die prosaische Bearbeitung „Redlichkeit", aber auch diese kann sich der Marquis nur neben der größten Unredlichkeit zuschreiben. In ähnlichem Sinne steht gleich darauf „Pflicht". Vgl. die folgende Anmerkung.

**) Die prosaische Fassung lautet: „Mein Verstummen macht dich nicht unglücklich; es kann dir Leiden ersparen, und ich erfülle meine Pflicht."

König, darüber in äußerste Bestürzung gerathen, sucht sie aufzurichten, ehe der durch das Geschrei des Kindes aufgeregte Hof sie überrasche. Die Königin wird weggeführt. Philipp, durch das Verhalten der Königin von ihrer Unschuld überzeugt, zeiht Alba und Domingo der Verleumdung.

Der vom schwersten Verdacht gequälte König hat sein dreijähriges Kind Klara Eugenia (vgl. S. 194**) kommen lassen, um an ihren Blicken sich zu überzeugen, ob sie seine Tochter sei; aber leider hilft ihm die Gewißheit, daß sie ganz seine Züge trage, nur einen Augenblick. Da er sie als sein Blut an sein Herz drückt, flüstert ihm die Eifersucht zu, seine Züge seien auch die seines Sohnes, was ihm zur quälendsten Gewißheit wird, als er die Züge des aus der Chatulle der Königin geraubten Medaillons des Prinzen mit den im Spiegel ihm erscheinenden des Kindes vergleicht. Eben drückt er in verzweifelnder Ungewißheit das Kind von sich, als ihm zu höchster Ueberraschung der Besuch der Königin angemeldet wird, die er in dieser ungewohnten Stunde und bei seiner gewaltigen Aufregung zu empfangen ablehnen will: aber diese, in ihrer dringenden Noth, Gerechtigkeit vom Könige zu erlangen, läßt sich nicht abweisen. Philipp zeigt sich zuerst über die Mittheilung verwundert, die ihn etwas in Verwirrung setzt. Als sie aber nicht eher aufstehn zu wollen erklärt, bis er ihr versprochen, den Dieb ausfindig zu machen oder sie von ihrem ganzen Hofstaat zu trennen, bittet der König sie wiederholt sich zu erheben, was sie dann als Versprechen auffaßt. Bei der Erwähnung der geraubten Briefe will der König wissen, welche Briefe es gewesen, sie aber läßt ihn nicht aussprechen, sondern erklärt, ohne etwas Arges darin zu finden, daß die Briefe nebst einem zugleich geraubten

lesen wollte. Als sie dann, nach einem bittern Vorwurfe über ein so unedles Verfahren, sich noch eine Frage erlauben will, äußert Philipp kalt, er habe Rechenschaft zu fordern. Dadurch läßt sie sich nicht irren. Da er gesteht, dieser Diebstahl sei auf seinen Befehl geschehen (die wahre Sachlage anzugeben scheut sich der seiner Schuld mit der Eboli bewußte König), bedauert sie mit einer an ihr fast auffallenden Bitterkeit, daß er keine Gattin gefunden, bei welcher solche Mittel wirklich etwas beweisen könnten. Doch der König will sich diesmal von ihrer vorgeblichen Unschuld nicht bethören lassen, wie es ihm in Aranjuez geschehen sei, wo sie sich so engelrein gestellt habe; jetzt kenne er sie besser. Als sie über diese arge Anschuldigung sich verletzt fühlt, fragt er sie in scharfem Tone, ob es wirklich wahr sei, daß sie damals, als er sie allein in Aranjuez überrascht habe, mit niemandem vorher gesprochen. Hier wird, abweichend von der wirklichen Darstellung, angenommen, sie habe dies damals dem König gegenüber behauptet. Offen gesteht sie, daß sie dort mit dem Prinzen gesprochen, und als der König über eine solche, seine Ehre verletzende Frechheit auffährt, erklärt sie mit stolzem Selbstbewußtsein, daß sie eine größere Ehre als französische Prinzessin wie als Königin von Spanien zu verlieren gehabt hätte.*) Hierbei schwebt dem Dichter der Bericht von St. Réal vor, die Königin habe bei Gelegenheit der Entscheidung des Papstes über den Vorrang zwischen den Kronen von Frankreich und Spanien zu Gunsten der erstern ihre Freude nicht verleugnen können, da dadurch jeder sehe, sie sei aus einem noch vornehmern Hause entsprossen als dasjenige, in

*) Hier sind 1801 die beiden Verse ausgefallen: „Geraume Zeit, eh König Philipp mich | Gemahlin hieß war ich schon Heinrichs Tochter."

Medaillon vom Prinzen seien. Der eifersüchtige König, dadurch gewaltig aufgeregt, hält ihr Geständniß, Briefe und Medaillon vom Prinzen zu besitzen, für eine arge Dreistigkeit, worauf sie ihn daran erinnert, was er sonderbar genug ganz vergessen hat, daß der Prinz ihr mit Bewilligung beider Höfe Briefe nach Saint Germain*) geschrieben, und sollte dieser auch die Sendung seines Medaillons ohne besondere Erlaubniß gewagt haben, so wäre dies leicht zu entschuldigen; habe er ja nichts Unrechtes dabei gedacht, da ihm nicht habe einfallen**) können, daß sie einst statt seine Gattin seine Mutter sein werde. Durch diese Erwähnung aber wird der König sichtlich betroffen, da ihm sich dabei der Gedanke aufdrängt, daß, worauf ihn Domingo aufmerksam gemacht hatte, die Neigung zwischen Sohn und Mutter schon von jener Zeit sich herschreibe.***) Aber ehe noch Philipp dies äußern kann, wird durch das Kind die Entdeckung herbeigeführt, daß er selbst sich im Besitze des ihr geraubten Medaillons befindet.†) Statt darüber verwirrt zu werden, sieht Philipp die über diese Entdeckung Erstarrte mit unverwandtem Blicke an, als ob er das Geständniß der Schuld aus ihren Zügen

---

*) Saint Germain war unter Heinrich II. sehr oft Residenz. Auch Elisabeth, die in Fontainebleau geboren war, weilte hier. I, 4 gedenkt die Königin ihres Zusammenseins mit dem Marquis zu Paris im Louvre.

**) Schiller braucht „beifallen" nach älterm Gebrauche.

***) Ursprünglich sollte der König hier sich von ihr entfernen und für sich sprechen: „Recht behält der Schlange — O das wußt ich wohl", die Königin aber seine Hand ergreifen, und die Worte sprechen: „Was ist das? was haben Sie!" Dafür ward 1801 bloß die szenarische Bemerkung gesetzt: „Sieht die Bewegung des Königs."

†) Das als Druckfehler in der ersten Ausgabe angeführte „Ach!" statt „Ah" hat sich 1801 wieder eingeschlichen und dann sich erhalten.

lesen wollte. Als sie dann, nach einem bittern Vorwurfe über ein so unedles Verfahren, sich noch eine Frage erlauben will, äußert Philipp kalt, er habe Rechenschaft zu fordern. Dadurch läßt sie sich nicht irren. Da er gesteht, dieser Diebstahl sei auf seinen Befehl geschehen (die wahre Sachlage anzugeben scheut sich der seiner Schuld mit der Eboli bewußte König), bedauert sie mit einer an ihr fast auffallenden Bitterkeit, daß er keine Gattin gefunden, bei welcher solche Mittel wirklich etwas beweisen könnten. Doch der König will sich diesmal von ihrer vorgeblichen Unschuld nicht bethören lassen, wie es ihm in Aranjuez geschehen sei, wo sie sich so engelrein gestellt habe; jetzt kenne er sie besser. Als sie über diese arge Anschuldigung sich verletzt fühlt, fragt er sie in scharfem Tone, ob es wirklich wahr sei, daß sie damals, als er sie allein in Aranjuez überrascht habe, mit niemandem vorher gesprochen. Hier wird, abweichend von der wirklichen Darstellung, angenommen, sie habe dies damals dem König gegenüber behauptet. Offen gesteht sie, daß sie dort mit dem Prinzen gesprochen, und als der König über eine solche, seine Ehre verletzende Frechheit auffährt, erklärt sie mit stolzem Selbstbewußtsein, daß sie eine größere Ehre als französische Prinzessin wie als Königin von Spanien zu verlieren gehabt hätte.*) Hierbei schwebt dem Dichter der Bericht von St. Réal vor, die Königin habe bei Gelegenheit der Entscheidung des Papstes über den Vorrang zwischen den Kronen von Frankreich und Spanien zu Gunsten der erstern ihre Freude nicht verleugnen können, da dadurch jeder sehe, sie sei aus einem noch vornehmern Hause entsprossen als dasjenige, in

*) Hier sind 1801 die beiden Verse ausgefallen: „Geraume Zeit, eh König Philipp mich | Gemahlin hieß, war ich schon Heinrichs Tochter.“

welches sie getreten. Auf die weitere Frage, warum sie den Besuch des Prinzen verleugnet habe, erklärt sie, daß sie als Königstochter nicht gewohnt sei, sich wie eine Verbrecherin in Gegenwart der Höflinge verhören zu lassen, daß sie verlangen dürfe, von ihm mit Ehrerbietung und Freundlichkeit befragt zu werden, was eben in Aranjuez nicht geschehen sei. Zur Sache selbst glaubt sie, daß sie berechtigt gewesen, dem Prinzen die erbetene Zusammenkunft zu gewähren; sie habe dem König nur deshalb sie verschwiegen, weil sie keine Lust gehabt, wegen dieser ihr zustehenden Freiheit vor seinem Hofe mit ihm zu streiten. Dies wirkt hier freilich auf den Zuschauer, da er sich eben nicht erinnert, daß sie doch hier die Unwahrheit sage; denn in Wirklichkeit verheimlichte sie die Zusammenkunft aus Furcht für sich und den Prinzen. Es ist dies einer der belehrendsten Fälle, wie der Dichter einen Widerspruch sich erlauben darf, wenn man an der betreffenden Stelle sich desselben nicht bewußt wird. Je heftiger der König auffährt, um so kühner macht sie das Gefühl ihrer Unschuld, und so wagt sie als Grund, weshalb sie dem Prinzen seine Bitte nicht habe abschlagen wollen, auch die Unbilligkeit anzuführen, welche der König gegen diesen übe, den sie sehr schätze und als ihren theuersten Verwandten liebe, ja der einst würdig gehalten worden sei, ihr zum Bräutigam bestimmt zu werden. Noch immer könne sie das nicht vergessen, wenn auch freilich die Politik des Königs solche Bande ebenso leicht lösen zu können meine, als sie diese schließe. Sie wolle nicht gezwungen sein nach Vorschrift zu hassen, und da sie sich erklären müsse, so sage sie ihm ungescheut, daß sie sich nicht zum Hasse nöthigen lassen, nicht in der Wahl ihres Umgangs gehindert sein wolle. Der König wird dadurch um so heftiger

erzürnt, als er glaubt, diese Kühnheit erlaube sie sich, weil sie ihn in Augenblicken seiner Liebeslust schwach gesehen (vgl. dagegen S. 177 f.) und dann alles über ihn vermocht habe; die Liebe, die ihn so schwach gemacht, bemerkt er wüthend, könne ihn auch zur Raserei der Eifersucht treiben. Vergebens will sie ihn dadurch entwaffnen, daß sie im vollen Gefühl ihrer Unschuld ihn fragt, was sie denn begangen habe. Mit Heftigkeit ergreift er ihre Hand und droht ihr, sollte er von ihr betrogen sein*) — und hierbei läßt er ihre Hand los, gleichsam zum Zeichen des schrecklichen Bruches —, dann werde er auch die letzte Schwäche, die er sich vorwirft, überwinden. Neu anhebend betheuert er, er wolle es und könne es, und in diesem Falle ruft er Wehe über sie beide. Ihre wiederholte Frage, was sie denn begangen habe, erbittert ihn noch mehr, so daß er mit blutiger Rache droht. Auch jetzt noch behält die Königin ihre Ruhe bei, trotz ihres Entsetzens über eine solche blinde Wuth. Als er aber sich dadurch nur weiter hinreißen läßt, ja droht, vor einer That nicht zurückzuscheuen, welche die ganze Christenheit (christianitas) mit Schrecken erfüllen werde, dann weder auf das, was als Sitte gelte, noch auf die Stimme der Natur, noch auf den Vertrag der Nationen (auf Frankreichs Drohung

*) Er bezeichnet dies zunächst durch das unbestimmte „es", hebt dann hervor, daß er an ihrer Schuld kaum zweifeln könne, gibt aber doch zu, daß es noch des allergeringsten neuen Verdachtes bedürfe, um das Maß ihrer Schuld (in der prosaischen Fassung trat hinzu „und meines Argwohns") zu füllen. Bei dem Ausdrucke „eines Athems Schwere" (die geringste Schwere) schwebt das Bild von der Wage vor, obgleich das vom Maße hergenommene vorhergeht. Solche Wechsel im Bilde sind uns auffallend, wogegen die Alten und auch Shakespeare sich ihrer häufig bedienen. — Doch ist, trotz ihrer Ableugnung, — Schon, nach den vorliegenden Beweisen.

wegen der Ermordung seiner Fürstentochter) achten zu wollen, da kann die Königin nur bedauern, daß die Leidenschaft ihn ganz außer sich setze, so daß er auf keine Mahnung höre, durch jede ruhige Betrachtung noch heftiger entflammt werde. Damit aber reizt sie seinen beleidigten Stolz aufs höchste, so daß er sie eine Buhlerin zu schmähen wagt. Das Wort versagt hier der Königin, nur Thränen verrathen ihre gepreßte Seele. Der Schreckensruf des sich mit ängstlicher Liebe an seine Mutter anschmiegenden Kindes, das ihn nur als König, nicht als Vater bezeichnet, erbittert diesen, in welchem der Verdacht gegen seinen ehelichen Ursprung gewaltig angefacht ist, in solchem Maße, daß er es unsanft von der Mutter wegstößt. Aber die Mißhandlung ihres Kindes ruft die Kraft der Königin von neuem auf; dieses wenigstens muß sie sichern, und so nimmt sie es auf den Arm, um mit ihm fortzugehn, indem sie bemerkt, daß sie den Schutz ihres Vaterlandes aufrufen müsse, wenn Philipp sein Kind nicht mehr anerkennen wolle. Dieser Muth macht den König stutzig, dessen Zuruf sie an ihre Pflicht als Königin Spaniens erinnern will; sie aber erklärt, daß sie es nicht länger mehr hier aushalten könne, daß sie zu schrecklich beleidigt sei: doch erschöpft fällt sie mit dem Kinde an der Schwelle des Zimmers nieder. Der Fall erregt des Königs Bestürzung, der sie ängstlich liebevoll bei ihrem Namen anruft, noch mehr als das Kind mit dem Rufe, seine Mutter blute, davon eilt.*) Auf einmal ist seine Wuth gekühlt. Mit ängstlicher Besorgniß ist er um die blutend in Ohnmacht daliegende Gattin beschäftigt, die er bittet, sich zu erheben, da er das nicht um sie verdient

*) Das Wegeilen und der Ruf des Kindes fehlten noch in der prosaischen Fassung.

habe; ängstlich spricht er ihr zu, sie möge sich von ihrem Schrecken erholen und aufstehn, damit man sie nicht also überrasche.*) Da sie noch immer sich nicht zu erheben vermag, wiederholt er die Bitte. Noch einmal stellt er ihr vor, was der Hof dazu sagen werde, und nun bittet er sie sich zu erheben, was ihr auch mit seiner Hülfe gelingt.

Als Alba und Domingo eintreten, denen die auf die Kunde vom Unfall der Königin herbeigerufenen Damen**) folgen, läßt der König seine Gattin, da ihr übel geworden sei, fortführen, dagegen müssen jene die ganze Schwere seines Zornes über ihre unselige Verleumdung fühlen, durch welche sie ihn gegen die Königin aufgestachelt, wider die er in seiner Wuth losgefahren sei, was ihn jetzt bitter reue, da die aus ihr sprechende Gewissensruhe ihre Unschuld beweise.

Elfter und zwölfter Auftritt. Der hastig sich anmeldende Marquis kommt dem König höchst erwünscht, der barsch Alba entläßt, Domingo keines Wortes würdigt. Er übergibt dem König die Brieftasche des Prinzen, in welcher sich das Billet der Eboli findet, wodurch dieser einen schrecklichen Einblick in das gegen ihn angezettelte Komplott gewinnt; jeden

---

*) „Stehn Sie auf! Erholen Sie sich! Stehn Sie auf!“ ist enge zusammen zu nehmen. Die prosaische Fassung hatte dafür das einfache „Stehn Sie auf!“ Auch „Man kommt! Man überrascht uns! Stehn Sie auf!“ gehört zusammen. Freilich finden sich in der Ueberlieferung hier mehrfach Gedankenstriche statt der Ausrufungszeichen, aber diesem willkürlichen Gebrauch des Gedankenstrichs statt eines Punks oder Ausrufungszeichens begegnen wir nicht bloß bei Schiller.

**) In der prosaischen Bearbeitung treten hier passender neben Alba und Domingo (Perez) Lerma und Feria ein, welche die Königin begleiten, wodurch Lermas Bericht über die Königin im zwölften Auftritt begründet wird.

Verdacht einer Liebe der Königin lenkt er geschickt ab, erbittet sich aber weitere Vollmacht, um den Prinzen zu beobachten, ja zuletzt sogar einen Verhaftbefehl für den Fall, daß dieser einen verzweifelten politischen Schritt wagen sollte. So hat er des Königs Eifersucht völlig beruhigt.

Seine Uneigennützigkeit bewährt der Marquis gleich in der Weise, wie er sein Bedauern über die harte Entlassung Albas ausspricht, der so oft für den König sich dem Tode ausgesetzt.*) Dies veranlaßt aber den König, im Gegensatz zu Alba als treuem Diener, den hohen Werth hervorzuheben, den er auf seine Freundschaft lege, und die Absicht auszusprechen, seine unbeschränkte Gunst solle aller Welt bekannt werden**), wogegen dieser das freilich wenig besagende Bedenken äußert, als sein Freund könne er nur dann förderlich wirken, wenn sein Verhältniß zum König im Dunkel bleibe, was rein unmöglich war. Als Freund des Königs bewährt er sich gleich dadurch, daß er besorgt fragt, ob das wahr sei, was er im Vorgemach gehört, und auch als der König darauf gar nicht hört***), sich nicht ab-

*) Ursprünglich sprach der Marquis dem Alba vorher seinen Dank dafür aus, daß er ihm die Gunst des Königs verschafft habe, und er umarmte ihn. Im Jahre 1801 hat Schiller hier die Fassung der ersten Ausgabe gekürzt. Der Marquis bemerkte, bei dem Geschäfte, das ihn zum Könige führe, habe er auf Albas Stimme sehr gerechnet.

**) Das Bild von dem auf seiner Stirne leuchtenden Siegel ist nicht ohne Anstoß.

***) In der prosaischen Fassung fragte der König: „Was für Entdeckungen haben Sie gemacht?", wie vorher: „Was bringen Sie mir für Nachricht?". In dem jetzt an dessen Stelle getretenen: „Ihr kommt von dort?" kann dort nicht auf das Vorgemach sich beziehen, sondern geht auf die Königin und den Prinzen, die er hatte erforschen sollen.

halten läßt, sein Entsetzen für den ihm nur zu wahrscheinlichen Fall zu äußern, daß der König von der Eifersucht gegen die Königin sich habe hinreißen lassen. Doch erläßt er diesem das peinliche Geständniß, und übergibt ihm gleich, ohne weiter zu sagen, wie er in den Besitz gekommen, die Karlos weggenommene Brieftasche, in welcher sich außer einigem andern, was seine besondere Neigung den Prinzen aufbewahren ließ, darunter ein Brief seines Großvaters*), das Billet der Eboli findet, deren Hand der König mit Entsetzen in echt dramatischer Belebung erkennt. Die darauf folgende Bestätigung durch das Zeugnis des Pagen Henarez dürfte weniger an der Stelle sein. Jetzt erkennt der König deutlich, wie nur Eifersucht die Eboli zum Verrathe gegen ihre Königin getrieben, ja er ahnt, daß Domingo sich dieser bedient habe, und so sieht er in allen Beschuldigungen gegen seine Gattin nur ein Bubenstück. Der Marquis freut sich über diese glückliche Entdeckung, während der König seine Reue ausspricht über die Mißhandlung der Königin, wodurch er die Wahrheit des Gerüchtes zugesteht, über welches er eben jeder Auskunft ausgewichen war. Um nicht den Verdacht der Parteilichkeit für die Königin zu erregen, wendet der Marquis des Königs Argwohn gegen diese auf eine andere Seite. Er habe erfahren, daß diese den Prinzen zu der Bitte um die Statthalterschaft von Flandern getrieben, wovon er den Grund in ihrem Ehrgeize findet, der, da sie sich von jedem Antheil an der Regierung ausgeschlossen fühle, den Prinzen zur Ausführung ihrer Plane benutze; nur ihren Ehrgeiz könne man fürchten,

*) Von der besondern Vorliebe Karls V. für ihn berichtet St. Réal (vgl. S. 15 f.)

ihr Herz sei wohl nicht der Liebe fähig.*) Dagegen will er weiter forschen, ob der Prinz Liebe für die Königin fühle, wie auch ob von seinem Ehrgeize nichts Schlimmeres zu fürchten stehe. Der König fühlt sich jetzt sicher, da die Sache sich in der Hand eines so besonnenen, ihm treu ergebenen Mannes befindet, dem er gern auf seinen Wunsch ganz freie Hand läßt. Besonders dankt er ihm, daß er ihn auf die politischen Plane der Königin und des Prinzen aufmerksam gemacht hat. Das Eintreten Lermas, welches des folgenden Auftritts wegen bedeutend ist, wird glücklich begründet durch die Nachricht, die er von der Königin zu bringen hat.**) Posas in der prosaischen Fassung gegebenes Versprechen, die Königin zu besuchen, ist ausgefallen. Geschickt weiß der Marquis sich nun auch für den äußersten Fall einen Verhaftbefehl gegen den Prinzen zu erwirken. Mit vollstem Vertrauen entläßt ihn der König, der von ihm völlige Herstellung seiner Ruhe erwartet. Sein Verdacht wegen Untreue der Königin, deren politische Plane er für nichts anschlägt, ist geschwunden, seine Eifersucht hat nur noch die Neigung des Prinzen zu ihr zu fürchten.

Dreizehnter Auftritt. Zufällig treffen sich Karlos und Lerma, die einander suchen, in derselben Galerie wie früher. Lerma verräth dem Prinzen, daß der Marquis seine Brieftasche dem König übergeben hat, wodurch dieser zu dem wunderlichen Entschlusse getrieben wird, die Eboli um Zutritt zur Kö-

*) Auch hier ist der Gedankenstrich irrig gebraucht. Nach „Entwürfen bar" sollte Punkt stehn und mit „ihr Herz" ein neuer Satz beginnen.

) Daß in der prosaischen Fassung Lerma die Königin begleitet hat und dadurch dessen jetziges Eintreten begründet wurde, das jetzt ganz unerwartet kommt, ist S. 267 bemerkt.

nigin zu bitten, die er vor dem Marquis warnen zu müssen glaubt.

Ueber das zum Prinzen gedrungene Gerücht, der König rase in Folge der Entdeckung eines Geheimnisses gegen Gattin und Kind*), kann Lerma diesen zwar beruhigen, aber mit Entsetzen erfüllt ihn dessen Entdeckung, daß der Marquis sein Portefeuille dem König übergeben habe. Ein solcher Treubruch scheint ihm so unmöglich, daß er den guten Lerma entschieden der Lüge zeiht und ihn für einen höllischen Verleumder erklärt: aber die Ruhe, mit welcher dieser den Verdacht über sich ergehn läßt**), macht ihn bedenklich, und so erhebt sich der erste Argwohn gegen den Freund. Lermas weitere Mittheilung, wie der König dem Marquis für die ihm gebrachte Neuigkeit gedankt***), regt ihn noch mehr auf; er fürchtet, durch ihn in seinem Verdacht bestärkt zu werden. Als dieser weiter meldet, Alba sei gefallen und dem Marquis das große Siegel übergeben, das Prinz Ruy Gomez†) bisher geführt, läßt des Freundes Verschweigen des Einflusses, den er beim König sich verschafft, den Prinzen darüber sinnen, was ihn dazu veranlaßt

---

*) „Gegen Kind (Tochter) und Mutter" heißt es bei Schiller weniger passend.

**) Vor der dritten, äußerst bewegten, etwas gezwungenen Anrede stand in der ersten Ausgabe noch: „Du treibst ein fürchterliches Handwerk, Mensch." Vgl. Kabale und Liebe III, 6.

***) Die Worte des Königs gibt Lerma nicht ganz genau wieder; er setzt Neuigkeit für Wink. In der prosaischen Fassung steht an der ersten Stelle „die gegebenen Nachrichten".

†) I, 3 heißt er einfach „Gomez", II, 8 „Ruy Gomez, Graf von Silva". Er war Prinz von Eboli, und saß im Staatsrath; als Großsiegelbewahrer wird er nicht genannt.

haben möge; aber nach seiner weitern Bemerkung, er sei jetzt der allmächtige Günstling, ist es ihm klar, der Marquis habe ihn nur deshalb aufgegeben, um sich ganz Spanien zu widmen; er habe seine Freundschaft nur der Tugend geopfert, dem Wirken zum allgemeinen Besten. Vgl. Karlos' Geständniß dem Marquis gegenüber V, 1. Aehnlich wollte Karlos II, 15 alles thun, was „hohe Tugend" ihm gebiete. Aber wie wenig er auch den Freund dieser Aufopferung wegen schelten mag, das Gefühl, ihn verloren zu haben, ergreift ihn so schmerzlich, daß er sich das Gesicht verhüllt und an aller menschlichen Treue verzweifelt, was sich in seiner bittern Erwiderung gegen Lerma ausspricht, den er als eine gemeine Höflingsseele betrachtet, die nur ihrem Vortheile folge. Dessen zweite Anrede überhört er ganz, übermannt vom Gefühle seines Verlustes und seiner Verlassenheit. Als Lerma ihn aber darauf mit theilnehmender Rührung an seine Rettung erinnert, scheint diese ihm nicht der Mühe werth. Erst auf dessen weitere Mahnung, ob er denn für niemand sonst zu fürchten brauche (weiß ja Lerma von dem Verdachte seiner Liebe zur Königin), gedenkt er dieser*), gegen die der König aus ihrem nach Allala an ihn geschriebenen Briefe Verdacht schöpfen könne. Seine Verzweiflung darüber läßt ihn dem Freunde den bittern Vorwurf machen, daß er auch ihrer nicht geschont habe, da er voraussetzt, der Marquis habe das Portefeuille mit seinem ganzen Inhalt dem Könige überbracht. Der Gedanke, sie vor dem Marquis zu warnen und auf den Vor-

*) Die Bezeichnung als Mutter scheint hier weniger an der Stelle. Das passendere „die Königin" in der prosaischen Fassung wurde nur des Verses wegen in „Meine Mutter" verändert. Auch im folgenden nennt Karlos die Königin mehrfach Mutter, wo es weniger angemessen scheint. Vgl. S. 276.

wurf des Königs vorzubereiten, ergreift ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Aber wie soll er Zutritt zu ihr erhalten? durch wen sie um eine Unterredung bitten?*) Er wendet sich an Lerma mit der ängstlichen Frage, ob er denn keinen Freund besitze.**) Aber rasch erinnert er sich, daß er noch einen Freund habe, und den aufzusuchen eilt er sogleich fort, indem er alle Bedenken gegen dieses allerunglücklichste Mittel mit der Erwägung zurückweist, schlimmer könne es doch nicht werdeu. Die Spannung des Zuschauers wird dadurch gesteigert, daß Karlos, der doch die Eboli im Sinne hat, sich der männlichen Bezeichnung „ein Freund" bedient.

Vierzehnter (dreiundzwanzigster) Auftritt. Die Königin fertigt Alba und Domingo geschickt ab, welche Verdacht gegen den Marquis bei ihr zu erregen suchen. Dieser Auftritt stand vor 1801 zwischen dem jetzigen zwanzigsten und einundzwanzigsten, wogegen sich hier zwei Auftritte zwischen Domingo, Alba und der Eboli fanden, die freilich sehr entbehrlich waren. Auch des vorliegenden bedürfen wir nicht. Die Königin zeigt sich hier neben ihrer hohen Ruhe doch etwas spitz gegen die gemeinen Seelen.

Auf der Königin verwunderte Frage, was Alba und Domingo gerade bei ihr wollen, theilen diese ihr mit, daß sie ein

*) Das muß das freilich nicht recht bezeichnende „Wen schick' ich denn?', („gleich" fügt die prosaische Fassung hinzu) bedeuten sollen. Ursprünglich folgte darauf noch: „Hab' ich denn niemand mehr?" Die Interpunktion ist hier, wie auch sonst häufig, sehr nachlässig. Nach „vorbereiten" muß Punkt stehn, nach „lieber Lerma" Komma.

**) Den glücklichen Zug der prosaischen Bearbeitung, daß der Prinz den Lerma in seiner Zerstreuung zuerst an den Marquis schicken will, hat Schiller im Jahre 1801 gestrichen.

Komplott gegen sie ihr entdecken und sie dagegen sichern wollen. Ueberrascht von einer solchen, ganz unvermutheten Ergebenheit, verlangt sie denn doch zu wissen, wer sie bedrohe. Als man ihr den Marquis nennt, freut sie sich, daß der König diesem, den sie als einen guten Menschen und einen großen Mann rühmen gehört habe, seine Gunst zugewandt; ihre seltsamen neuen Freunde aber wollen ihr beibringen, daß dieser am Diebstahl ihrer Chatulle betheiligt sei, wie er auch wichtige Papiere, die dem Prinzen abhanden gekommen, dem Könige übergeben habe. Wie Alba und Domingo letzteres wissen können, ist schwer zu sagen, da Lerma, der es wissen kann, ihnen gewiß dies nicht verrathen haben wird. Mit sicherer Ruhe erwidert die Königin, sie habe ebenso wenig im Marquis einen Feind vermuthet, wie in den beiden Angebern Freunde, denen sie vielmehr den schlimmen Dienst beim Könige zuzuschreiben, ja bereits zu vergeben in Gefahr gestanden. Da sie aber ohnehin den König habe ersuchen wollen, sie ihrem Kläger gegenüberzustellen, so freue es sie, sich dabei auf Albas Zeugniß berufen zu können. Dieser wird darüber bestürzt, Domingo aber will ihm mit der Bemerkung zu Hülfe kommen, sie würden in diesem Falle nicht mehr im Stande sein, ihr im Verborgenen zu dienen. Die Königin weist mit würdevollem Stolze die geheimen Dienste Domingos zurück; hier gelte es nur die Frage nach ihrer Schuld oder Unschuld. Der Mönch will die Beantwortung der Frage durch einen Ausruf geschickt umgehn, wogegen Alba auf die Möglichkeit einer augenblicklichen ungerechten Entscheidung hinweist; die Königin, die sich auf das Gefühl ihrer Unschuld beruft, läßt sie verächtlich stehn.

Fünf- bis siebenzehnter (sechs- bis achtzehnter)

Auftritt. Der Marquis überrascht den vor der Eboli flehend liegenden Prinzen und verhaftet ihn; im Wahne, sie habe das Geständniß seiner Liebe zur Königin erfahren, will er die Prinzessin erstechen, als ihm noch ein unblutiges Mittel zur Rettung des Prinzen einfällt. Vgl. S. 128. 148.

Zur Eboli, die eben von dem Vorfalle zwischen König und Königin vernommen, tritt der Prinz, dessen Erscheinung sie nach dem, was zwischen ihnen vorgefallen ist, überraschen muß.*) Im ersten Augenblicke glaubt sie, er wolle sein Vergehen gegen sie gut machen; sie zeigt sich erstaunt und will, als er ihre Hand heftig ergreift, sich von ihm losmachen. Bald fühlt sie sich durch sein Geständniß getäuscht, daß er nicht gekommen sei, die Zurückweisung ihrer Liebe zu bereuen. Verletzt durch diese wiederholte Beleidigung, weist sie ihn von sich; er aber bittet sie um ihre Freundschaft, da sie, die ihm einst so gut gewesen, nicht unversöhnlich sein könne. Die Prinzessin vermag die Berufung auf ihr Herz nicht zu ertragen, da sie sich eines so schweren Vergehens gegen ihn schuldig fühlt, sie muß ihr Gesicht von ihm abwenden. Als er nun mit der ganzen feurigen Herzlichkeit seiner so edlen wie arglosen Natnr sie an ihre einstige Liebe erinnert und sie beschwört, diesem Bilde das zu weihen, was sie ihm selbst nie mehr weihen könne, so wird ihre Seele von dem Gefühle der Seligkeit ihres schrecklich gestörten Traumes so tief erschüttert, daß sie ihn bitten muß, nicht so grausam mit ihr zu spielen. Er aber, der noch immer den Ton

*) 1801 beginnt die Eboli den fünfzehnten Auftritt mit den aus dem frühern vierzehnten genommenen Versen (dort gehörte „So ist" zum vorigen Verse):

So ist sie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt!

beleidigter Ehre zu hören glaubt, bittet sie, die ärgste Beleidigung, die ein Weib erleiden könne, zu vergessen, obgleich es etwas Unerhörtes sei, was er von ihr fordere, dem Beleidiger eine Wohlthat zu erzeigen. Statt des letztern spricht er sofort die Wohlthat aus, die er von ihr verlangt: sie solle ihn (und dabei fällt er vor ihr nieder) nur ein Wort mit der Königin sprechen lassen.*)

Der hereinstürzende Marquis tritt zwischen sie; er ruft der Eboli zu, sie solle nicht auf den Prinzen hören, von dem er sie dann mit Gewalt reißt. Aus Karlos' Beschwörung, bei allem, was ihr heilig sei, ihn zu ihr zu führen, kann er nur schließen, daß er zur Königin geführt zu werden verlange**); und so fürchtet er, daß er der Eboli, wie wenig dies auch an sich wahrscheinlich, seine Liebe gestanden habe. Sodann verhaftet er den Prinzen im Namen des Königs, wobei er selbst vor Aufregung heftig zittert. Karlos steht erschüttert da, die Prinzessin stößt einen Schrei des Entsetzens aus (daß sie fliehen will, ist hier ein Zusatz der jambischen Ausführung, der in der prosaischen mit Recht erst später steht), die den Marquis begleitenden beiden Offiziere erstaunen; es ist eine der ergreifendsten Gruppen. Von Karlos, als Gefangenem, läßt er sich den Degen geben; die Fürstin Eboli, die (zur Königin) entfliehen will, heißt er bleiben. Nachdem er dem Grafen von Cordua (vgl. S. 148) die strengste Wachsamkeit auf den Gefangenen anbefohlen und ihm noch einige Befehle insgeheim gegeben hat, trägt er dem andern auf,

*) Auch hier hat die jambische Fassung „meine Mutter" an die Stelle der Bezeichnung als Königin treten lassen; ursprünglich stand ganz einfach: „Laß mich die Königin sprechen!" Das Niederfallen tritt in der prosaischen Fassung schon vor der mit „Sei größer" beginnenden Rede ein.

**) In der prosaischen Fassung nennt er zweimal ausdrücklich die Königin.

dem Könige zu melden, daß er sofort ihm Bericht erstatten werde.*) Dem Prinzen verspricht er gleichfalls Rechenschaft in einer Stunde zu geben.**) Der Anblick des mit erloschenen Augen auf ihn schauenden Prinzen erregt des Marquis tiefsten Schmerz, doch bemerkt er, daß die Eboli entweichen will, die er dann am Arme gewaltsam zurückführt. Sein Blick erschreckt sie so, daß sie entsetzt ihn bittet, sie gehn zu lassen.***) Er aber, der sie jetzt verächtlich, da er sie als Verbrecherin kennt, in der zweiten Person anredet, will wissen, was der Prinz ihr gesagt, und als sie wiederholt ängstlich erwidert, er habe ihr nichts gesagt, sieht er in diesem Leugnen, daß er ihr überhaupt etwas gesagt habe, einen Beweis, sie wolle ihm etwas verheimlichen. Mit steigendem Ernste fragt er, wie viel sie vom Geheimnisse des Prinzen wisse. Sonderbar ist es, wie er ihr unmittelbar darauf droht, sie entkomme ihm nicht mehr, werde es niemand mehr erzählen; denn dadurch konnte er sie doch nicht zur Mittheilung bewegen, und wenn er die Absicht hatte, sie zu ermorden, brauchte er sie gar nicht zu fragen. Erst als sie in fürchterlichster Angst ihn fragt, er wolle sie doch nicht ermorden, zieht er wirklich den Dolch, um sie zu tödten, wobei er sie auf=

---

*) Daß so die Worte an diesen zu fassen: „Ich werfe sogleich mich u. s. w.", ergibt die deutlichere prosaische Fassung: „Und Sie hinterbringen dem Könige, ich würde mich sogleich zu seinen Füßen werfen und diesen Schritt bei ihm verantworten."

**) Die prosaische Fassung lautet einfacher und wohl sachgemäßer: „In einer Stunde, gnädigster Herr, werde ich bei Ihnen sein!"

***) Sie bedient sich des starken „um aller Himmel willen", wobei die Vorstellung von drei oder sieben Himmeln vorschwebt.

fordert, kurz zu gestehn, was sie vernommen.*) Vergebens ruft sie die ewige Barmherzigkeit an**); sie habe gar nichts begangen, was den Marquis so gegen sie aufbringen könne. Indem er den Dolch auf ihre Brust setzt, rechtfertigt er die That vor sich. Noch könne er durch einen Stoß das verderbliche Wort verstummen machen; Spaniens Schicksal, die Rettung des eine neue Zeit heraufführenden Prinzen, und das Leben eines Weibes ständen gegeneinander. Aber der Muth, mit welchem sie, neben ihm hingesunken***), ihm ins Auge schaut, und das reuige Bekenntniß ihrer wirklichen Schuld hemmen seinen Entschluß, der ihm jetzt so feig (eines Mannes unwürdig) scheint als grausam (insofern er sie bestrafen will). Ein anderes Mittel fällt ihm glücklich ein, und so läßt er den Dolch fallen und enteilt. Im Jahre 1796 schob Schiller hier zur Aufführung folgenden Monolog ein, der freilich wirkungsvoll ist und das deutlicher ausspricht, was der Marquis sich eben gedacht hat, aber die gespannte Erwartung zu sehr löst, auch nicht zu dem leidenschaftlich den Marquis treibenden Hasse stimmt.

So sei's! So rett' ich ihn! — Auf (mich selbst)
Will ich den Donner seiner Rache (leiten.)
Verwirren will ich dieses Königs Sinne;

*) Fast sollte man glauben, dem Dichter schwebe hier die Szene vor, wo Othello seine Gattin erwürgt, die er auffordert, was sie noch auf dem Herzen habe, dem Himmel abzubeten, aber es kurz zu machen.

**) Aehnlich ruft Karlos, als er Posa todt hinstürzen sieht (V, 3): „O himmlische Barmherzigkeit!" Sonst braucht Schiller in den Jugenddramen „Barmherziger Himmel!" oder bloß „Himmel!"

***) Wozu dies, sieht man nicht recht; etwa vor Erschöpfung? Es ist ein Zusatz der jambischen Bearbeitung.

Mich selber klag' ich als den Schuldgen an,
Und Frist verschaff' ich ihm, daß er entrinne.
Doch wie vollbring' ich's? Wie? hält es so schwer
Den Argwohn der Tyrannen aufzuwecken?
Das Gute nur hat Mühe, zu dem Thron
Hindurch zu brechen, doch auf tausend Straßen wandelt
Das Böse ihren offnen Ohren zu.
Vor ihrem Einbruch schützt nicht Schloß nicht Riegel,
Sie lösen selbst der Briefe heilig Siegel.
Dank sei es der Tyrannen Kunst und List,
Vor der nichts heilig und verschlossen ist;
Ihr eigen Werkzeug sollen sie mir jetzt leihen,
Den Freund aus ihren Händen zu befreien.*)

Achtzehnter bis zwanzigster (neunzehnter bis einundzwanzigster) Auftritt. Die Eboli ruft der Königin Hülfe für den gefangenen Karlos an, der, von ihr verrathen, sterben müsse; sie gesteht, daß sie ihre Chatulle erbrochen, ja auch ihre Hingabe an den König. Die Königin verläßt die Ehebrecherin, sendet dann ihre Oberhofmeisterin, um das Ehrenkreuz ihr abzufordern und die Entlassung ihr anzukündigen.

Die Königin ist durch das Geräusch, das sie in ihrer Nähe gehört hat, in Unruhe gesetzt, weshalb sie die Gräfin Fuentes

*) Wir geben sie nach dem vielfache Aenderungen zeigenden Facsimile der schillerschen Handschrift, das sich in unserm Leben Schillers (1881) finden. Die letzten Worte der beiden ersten Verse sind bei der Verbesserung in der Feder stecken geblieben. V. 9 ist ein Sechsfüßler. Ob der Dichter selbst die in andern Abschriften sich findende Aenderung „Zu bringen durch" gemacht und in V. 15 das überzählige „jetzt" getilgt, wissen wir nicht. Auch könnte 14 „nichts" statt „und" eine spätere Verbesserung sein, vielleicht auch anderes, jedenfalls aber schrieb Schiller nicht 13 „Furcht" statt „Kunst". Wie in seinen spätern Stücken, ließ er den Reim hier V. 3 und 5 und 11—16 eintreten.

fortschickt, um zu sehn, was es bedeute.*) Da stürzt die Eboli in leidenschaftlicher Angst herein und fleht der Königin Hülfe um den Prinzen an, den der Marquis gefangen genommen habe. Als diese sich darüber beruhigt, weil der Marquis dies gethan, spricht jene ihre Ueberzeugung aus, daß er sterben müsse, woran sie die Schuld trage. In lebhafter, echt dramatischer Darstellung schließt sich das Bekenntniß an, daß sie, weil sie keine Gegenliebe bei Karlos gefunden, und aus Haß der Königin (daß sie Karlos' Liebe zur Königin geahnt, sagt sie nicht ausdrücklich) ihre Chatulle erbrochen, die Briefe des Prinzen dem Könige übergeben und sie des Ehebruchs angeklagt habe. Die milde Güte der Königin, welcher diese Auflösung des Räthsels, die den König weniger schuldig zeigt, willkommen ist, vergibt der von wüthender Eifersucht Getriebenen, ja sie reicht ihr selbst den Arm zum Aufstehen. Aber diese muß das noch schlimmere Geständniß hinzufügen, daß sie sich der Lust des Königs hingegeben habe. Ein solches Verbrechen macht freilich jede weitere Verbindung mit der Königin unmöglich. Während die Unglückliche in tiefster, durch die englische Güte der Königin gesteigerter Scham ihr Gesicht an den Boden drückt, entfernt sich die Königin schweigend. Die von ihr abgesandte Oberhofmeisterin nähert sich der Eboli; diese erhebt ihr Haupt auf das Geräusch, und fährt wie rasend auf, als sie sieht, die Königin, die ihr allein vergeben könnte, habe sie mit Verachtung verlassen. Daß sie

*) Statt der abweichenden Ueberschrift des achtzehnten Auftritts: „Die Königin zur Gräfin Fuentes" hat die prosaische Fassung, welche ihn richtiger mit dem folgenden Auftritt verbindet: „Die Königin kommt ängstlich mit der Gräfin Fuentes", und es wird bemerkt, daß der Auftritt äußerst rasch gespielt werden müsse.

entlassen sei, kann sie nicht bezweifeln. Ihre Schlüssel und ihr Ordenskreuz, das die Königin ihr als ihrer Hofdame verliehen haben muß, gibt sie der Olivarez. Auf die Frage, ob sie denn von der Königin nicht Abschied nehmen dürfe, vernimmt sie, daß sie sich ins Marienkloster zu begeben habe, wo sie das weitere erfahren werde.*) Der Schmerz, ihre gute Königin nicht wiedersehn zu sollen, läßt sie heiße Thränen vergießen. Auch die Olivarez kann sie nur mit abgewandtem Gesicht umarmen. Die Umarmung bliebe wohl besser weg; die Worte: „Leben Sie glücklich!" dürften zum Abschied der Verbrecherin genügen, die alles Recht verwirkt hat. Hinter der Olivarez schließt sich sogleich die Thüre, welche zu den Gemächern der Königin führt. Die Eboli fällt vor ihr nieder und bleibt einige Zeit in stummem Schmerze davor knieen, bis sie mit verhülltem Gesichte sich entfernt. Die Szene ist für die Wirkung auf der Bühne sehr glücklich berechnet. In der prosaischen Fassung schließt sich die Thüre nicht und die Eboli entfernt sich sogleich. Alle prosaischen Bearbeitungen lassen die Königin darauf noch einmal mit der Olivarez heraustreten und diese beauftragen, sich nach der Gräfin Fuentes umzusehn, die ihr Nachricht bringen solle; dies ging auch in die jambische Bearbeitung über, und es schloß sich daran die Meldung Albas und Domingos mit dem Auftritte, der jetzt der vierzehnte ist. Erst 1801 trat die jetzige Ordnung ein.

*) In der prosaischen Fassung hieß es dafür: „Schon erwartet Sie der Wagen, der Sie noch heute nach Bayonne abführen soll. Sie schlafen keine Nacht in Madrid mehr." Freilich war es auffallend, daß die Schuldige nach Frankreich gebracht werden sollte, wohin die Königin mit Recht ihrer treuen Mondekar zu gehn angerathen hatte.

Ein (vier) undzwanzigster Auftritt. Der Marquis, der halbgebrochen zur Königin kommt, verkündet ihr, daß Karlos gerettet, er selbst in Folge seines gewagten Spiels verloren sei. Dann theilt er ihr mit, daß dieser noch heute Nacht fliehen müsse, legt seinen letzten Willen in ihre Hände, und beschwört sie, dem Prinzen in Zukunft zu sein, was er nicht mehr sein könne, ihn durch ihre Liebe zu halten, zu heben. Das Herz der Königin wird durch den Tod, den sich der Freund selbst zugezogen, so bewegt, daß sie in bitterstem Schmerze ihn beschuldigt, aus Großmannsucht sich geopfert zu haben. Als er ihr gestehn muß, daß jede Hoffnung auf Rettung für ihn verloren sei, erschüttert sie der Schmerz, daß ihr Ideal eines Mannes, das sie in ihm geschaut, geschwunden sei; das hierin sich aussprechende Gefühl, wie unendlich hoch sie ihn geschätzt, macht ihm das Scheiden aus dem Leben um so bitterer. Vgl. S. 149 f.

Die Königin, die sich über die Ankunft des Marquis freut, sieht zu ihrem Schrecken, welche Veränderung bei dem mit verfallenen Zügen wie ein Sterbender ihr nahenden Freunde eingetreten ist. Er bestätigt, daß er den Prinzen gefangen genommen, und als sie ihre Furcht über sein gewagtes Spiel äußert, gesteht er, daß er dieses Spiel verloren habe, doch der Freund sei gerettet; dabei aber klagt er sich selbst der Vermessenheit an und erklärt seine Strafe für gerecht. Doch bei sich will er nicht verweilen, da er in der kurzen ihm zugemessenen Zeit noch so vieles für den Prinzen ihr anzuvertrauen habe.*) Und so theilt er ihr mit, welche Anstalten zur Flucht

*) „Kostbar wie das Leben eines Menschen", wie ein ganzes Leben — ein ein sehr starker Ausdruck. — „Ob aus des Richters karger Hand nicht schon die

des Prinzen für die Nacht getroffen seien, und was sie diesem bei der nächtlichen Zusammenkunft mit ihm in seinem Namen sagen solle. Jede Andeutung, wie diese Zusammenkunft, ja, wie die ganze Flucht möglich sei, vermißt man. Die Mittheilungen des Marquis werden durch die besorgten Fragen der Königin über ihn selbst unterbrochen, der sich als einen schon dem Tod Verfallenen darstellt; er läßt sich aber dadurch nicht abhalten, in dem fortzufahren, was sie dem Prinzen sagen solle. Er habe gehofft in Karlos' Seele ein Paradies für Millionen zu schaffen, wahres Menschenglück durch ihn zu gründen; da er selbst nicht mehr vermöge, ihn darin zu bestärken, so möge an die Stelle des scheidenden Freundes die Geliebte treten. Diese möge ihn erinnern an seinen in der schwärmerischen Jugend auf die getheilt genommene Hostie*) geleisteten Schwur, alles an die Verwirklichung eines auf Freiheit und Menschenglück gegründeten Staates zu setzen (vgl. S. 167), er möge dies Versprechen halten, unbekümmert um den Erfolg, der vielleicht erst einem spätern, gleich ihm begeisterten Fürstensohne gelingen werde, nicht, wenn er ein Mann geworden, auf diesen Jugendtraum als auf eine Thorheit schauen**), sich nicht durch die Ver-

letzten Tropfen für mich fallen", ob nicht schon beschlossen ist, daß ich in den nächsten Augenblicken sterben soll, ob nicht meine Zeit um ist. Das Bild ist von der Wasseruhr hergenommen. Vgl. zum Tell S. 253*. Unter dem Richter ist der König gedacht.

*) Dieses Theilen derselben Hostie beim Abendmahle kommt sonst nur bei Verträgen zwischen regierenden Herren vor. Hier ist es ganz besonders auffallend, da es die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich gezogen haben würde, auch Mißtrauen vorausgesetzt. In der ersten Ausgabe war hier noch des Hochaltars gedacht, an welchem sie dies gethan.

**) Der sich als klug rühmende Verstand zerstört die begeisterten Entschlüsse, wie das Insekt in das Herz der Blumen dringt und es zerstört.

höhnung seines idealen Strebens, die er ihm vorausgesagt habe, zum Abfall bestimmen lassen.*) Sterbend lege er Menschenglück auf seine Seele; seinetwegen habe er sein eigenes Leben geopfert, da es bei ihm gestanden, selbst ein Leben der Freiheit in Philipps Reichen zu gründen, der ihm sein Herz geschenkt und unumschränkte Macht gegeben. Dies stimmt freilich gar nicht zum folgenden, wo er ausdrücklich sagt, vom Könige sei nichts zu hoffen, was die prosaische Fassung noch bestimmter durch den Zusatz bezeichnet: „Es ist zu spät die Seele eines Greisen zu verjüngen.“ Daß ihm das große Siegel übergeben, Alba gefallen sei, sagte auch schon Lerma IV, 13, aber wirklich geschieht dies nicht in der letzten Unterredung mit dem König IV, 12, und ebenso wenig nennt ihn der König dort seinen Sohn, wie der Marquis hier behauptet. Der Königin brechen bei der lebhaften Vorstellung einer solchen schönen Zeit Freudenthränen aus den Augen, die sie zu verbergen sucht. Aber leider ist dieser schöne Traum, an den er eigentlich nie gedacht, verschwunden. Erst als der Marquis ihr ausdrücklich sagt, was er früher nur angedeutet hatte, daß, da entweder der Prinz oder er verloren gewesen, er sich zum Opfer hingegeben, versteht sie, was er gethan. In der Aeußerung, er habe zwei kurze Abendstunden hingegeben, um einen hellen Sommertag zu retten, bezeichnet er mit dem erstern sein unter Philipp noch mögliches Wirken, das er sich doch eben als einen neuen Morgen gedacht hatte, und mit dem hellen Sommertag Karlos' langes

*) Die Königin fragt darauf, wie sie es fassen solle, daß sie ihm dies sagen müsse, und wozu es führen solle, daß er ihr dies mittheile. In der prosaischen Fassung folgt gleich auf das Wort der Königin: „Das ist die Sprache eines Sterbenden!“ die Stelle: „Sagen Sie ihm, daß ich Menschenglück u. s. w.“

gesegnetes Wirken. Daß er aber von seinem Wirken unter dem Könige nichts Gedeihliches habe hoffen können, gibt er darauf selbst zu. Den König gebe er auf*), bemerkt er, da er unter ihm seine Freiheitsideale nicht ins Leben führen könne (er sei ein harter Boden, in welchem seine Rosen nicht blühen könnten), dagegen hoffe er auf den Prinzen, auf den er Spanien weise. Die sich regende Furcht, daß er doch falsch gewählt haben, dieser von dem Wege der Freiheit und des Volksglückes sich entfernen könnte, verscheucht er mit dem Vertrauen, daß er ihn besser kenne. Zur Bürgin dafür nimmt er die Königin. Dadurch gewinnt der Dichter den Uebergang auf das Verhältniß des Prinzen zur Königin. Wir hören hier (was freilich nicht zur frühern Darstellung von I, 2 stimmt, wo die Liebe des Prinzen zur Königin den Marquis überrascht), wie er bereits im Herzen des Prinzen die Liebe zur Königin genährt, in welcher er ihn das höchste Ideal menschlicher Vollkommenheit habe verehren und lieben lassen, um an ihr die Begeisterung zur Heldentugend zu entzünden. Die Königin kann sich hierbei nicht enthalten, was freilich ihrer gerührten Spannung kaum gemäß sein dürfte, die Gefährlichkeit eines solchen Versuchs hervorzuheben, da nur zu leicht eine solche idealische Liebe sinnliche Neigung hervorrufe; bei ihr aber, meint der Marquis, sei dies unmöglich. Auch verliere Philipp nichts dabei, wenn Karlos in ihr die höchste menschliche Schönheit, das Urbild wahrer Menschlichkeit liebe; ihr Besitz, sofern er desselben fähig sei, werde ihm dadurch ja nicht geschmälert. Dies führt er bildlich aus. Philipp könne es nicht kümmern, wenn seine Verklärung

*) In der prosaischen Fassung stand: „Mit dem König geb' ich meine Hoffnungen auf."

Christi im Escurial*) einen Maler mit höchster Begeisterung erfülle, bleibe er ja immer der Besitzer des Gemäldes. Der Käufer eines kostbaren Saitenspiels habe das Recht, mit ihm zu verfahren, wie er wolle, aber er besitze als solcher nicht die Gewalt, es voll ertönen zu lassen, noch das Gefühl für die unendliche Schönheit der ihm entlockten Töne. Die Wahrheit erkenne nur der Weise, die Schönheit fasse nur ein fühlendes Herz. Die Königin und der Prinz seien geschaffen, sich zu lieben; diesen Glauben lasse er sich nicht dadurch rauben, daß die Königin Philipps Gattin sei; das wäre ein „feiges (sich falscher Beschränkung fügendes) Vorurtheil". Und so glaubt er sich vollständig berechtigt, dieser das feierliche Versprechen abzuverlangen, daß sie den Prinzen ewig liebe, welches diese auch mit dem Gelöbniß, daß über ihre Liebe nur ihr Herz entscheiden solle, in seine Hand ablegt. Vgl. S. 180.

Der Marquis will sich nun, ohne weitern Aufschluß übe sein eigenes Schicksal entfernen. Die Erwiderung auf ihr Frage nach der Zeit ihres Wiedersehens deutet ihr an, daß e ein Abschied fürs Leben sei. Ihr tiefster Schmerz über sein Selbstaufopferung drückt sich in der nach der prosaischen Fassun „mit schwerem Herzen und zitternder Stimme" gesprochen Worten aus: „Warum haben Sie mir das gethan?" nach de Frage Marias an ihren zwölfjährigen Sohn, den sie im Temp wieder gefunden (Luk. 2, 48). Vergebens erklärt er die Wa zwischen dem Prinzen und ihm selbst für nothwendig, i schneidender Schmerz reißt sie zu dem entschiedenen Verda

) Unter den Gemälden des Escurial, die auch erst viel später in densel kamen (vgl. S. 179), findet sich keine Verklärung Christi, dagegen Himmelfahrt Mariens von Annibale Caracci.

hin, sein feuriger Stolz habe ihn getrieben, durch eine solche Aufopferung sich berühmt zu machen. Sie selbst fühlt bald, daß sie ihm mit diesem ihn schmerzlich treffenden Wort Unrecht thue, und so bemächtigt sich ihrer der Wunsch, ihn, wo möglich, zu retten, wozu sie alles zu wagen bereit sei. Da er aber gestehn muß, daß er jede Rettung sich abgeschnitten sehe, will sie auch von ihm nichts mehr wissen, der ihre Hoffnung, in ihm einen besonnenen, nicht bloß an sich denkenden Mann zu finden, so grausam getäuscht habe. Doch muß er noch einmal seine hohe Verehrung der Königin ergreifend aussprechen. Der Ausruf, das Leben sei doch schön, drückt die Tiefe des Schmerzes aus, von der so mächtig auf ihn wirkenden, unendlich verehrten, ihm, wie er fühlt, liebevoll zugewandten Königin scheiden zu müssen.

Zwei- bis vier (fünf- bis sieben) undzwanzigster Auftritt. Der Brief, den der Marquis dem Oberpostmeister übergeben hat, wird, wie dieser vorausgesehen, dem König verrathen, der nun den noch eben allmächtigen Günstling für einen Verräther hält und sich wieder Alba in die Arme wirft. Die Aufregung des Prinzen von Parma und der Versuch der Eboli, zum Könige zu gelangen, um die von ihr gefürchtete Verurtheilung des Prinzen durch ihr Geständniß zu hindern, schlingen sich zur bewegten Belebung der sehr wirksam dargestellten Handlung zwischendurch.

Während der König auf die durch den einen Offizier ihm angekündigte Rückkunft des Marquis in düsterer Spannung wartet, erscheint der Oberpostmeister, der wegen einer dringenden, für den König höchst wichtigen Angelegenheit diesen zu sprechen wünscht. Ehe Lerma mit der Bewilligung der Audienz zurück-

kehrt, vernimmt Alba, auf Veranlassung der Erwähnung des Chevalier von Posa, daß der Oberpostmeister (vgl. oben S. 27 f.) einen von diesem mit ängstlicher Verlegenheit ihm empfohlenen Brief an den Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem neuerlichem Befehle (vgl. den Schluß des zweiten Aufzugs) dem König übergeben will. Lerma ruft den Oberpostmeister zum König.*) Die gespannte Verwunderung über das lange Säumen des Marquis sprechen Alba und Domingo aus. Da hört man im Kabinet ein Geräusch, und sofort erscheint der Oberpostmeister an der Thüre des Kabinets und ruft ängstlich nach Lerma. Alba und Domingo fürchten noch immer Schlimmes für sich, da Lerma, nicht der sonst allmächtige Herzog, hereinbeschieden worden. Domingo lauscht vergebens an der Kabinetsthüre. Alba wundert sich nach einiger Zeit, daß man drinnen keine Bewegung höre, nur das Athemholen. Domingo, der auf Albas Wort nicht geachtet hat, bemerkt, man könne wegen der doppelten Tapete, die sich im Kabinete befindet, nichts verstehn, wobei es freilich gar sonderbar ist, daß Alba, der ferner von der Thüre ist, sie athmen gehört hat. Da Alba auf dem Gange Tritte hört, fordert er den Lauscher auf, sich nicht in dieser Stellung treffen zu lassen.

Der junge Herzog von Parma, den Schiller mit den Herzogen von Feria und Medina Sidonia und andern Granden eben von der aragonischen Hauptstadt Saragossa ankommen läßt (was sie dort gethan, wird nicht gesagt, und sie können unmöglich in Saragossa gewesen sein, da sie ja noch an diesem Morgen (III, 6 f.) sich in Madrid befanden), möchte sofort den König

*) Hier ist eine Zwischenrede Lermas 1801 mit Albas Aeußerung verbunden worden.

sprechen, da die ohne Genehmigung der Kortes erfolgte Verhaftung des Prinzen, deren Kunde ganz Madrid aufrege, eine Verletzung der Staatsgesetze sei. Alba, der auf die Unterstützung aller Granden rechnen darf, will sofort unangemeldet ins Kabinet des Königs, als Lerma ihn hereinberuft, worin der herrschsüchtige Mönch den Sieg ihrer vereinten Macht erkennt, für den er Gott dankt. Lerma theilt des Königs Befehl mit, daß der Marquis, wenn er komme, warten müsse, bis er gerufen werde. Domingo aber möchte erfahren, was geschehen sei; Lerma sehe ja wie eine Leiche aus. Dieser jedoch will sich mit dem Ausrufe, das sei teuflisch, entfernen, als alle, der Prinz, die beiden Herzoge und Domingo, zu gleicher Zeit ihn mit der Frage bestürmen, was denn geschehen sei.*) Die Mittheilung, daß der König geweint habe, erfüllt alle mit Erstaunen, da sie ihn dessen für unfähig gehalten haben. Philipp fühlt sich eben über die Täuschung seines unbeschränkten liebevollen Zutrauens in innerster Seele verletzt, da der Marquis nicht bloß ein Aufrührer war, sondern selbst zur Königin seine Blicke erhoben hatte. Der Mönch möchte gern noch mehr wissen, besonders von Albas Berufung, aber Lerma ist schon wieder auf die Glocke des Königs ins Kabinet zurück.

Da kommt die Eboli hereingestürzt, die von Feria zum Könige geführt sein will, und als dieser erwidert, der König lasse niemand vor, leidenschaftlich erklärt, dem Könige, der wohl jetzt schon das Todesurtheil (des Prinzen) unterzeichne, beweisen

*) Auch hier ist die szenarische Bemerkung der Ausgaben, welche „zugleich“ nur bei der Rede Domingos hinzufügen, ungenau; aus der prosaischen Fassung, die freilich allen vieren dieselbe Frage in den Mund legt, sehen wir, daß ganz sachgemäß alle zusammen sprechen sollen.

zu wollen, daß er belogen sei. Da Domingo ihr aus der Ferne ein Zeichen zum Zurückbleiben gibt, so eilt sie auf diesen, der sie zu ihrem Diebstahle und ihrer Klage verleitet hat, hastig zu, um ihn mit sich ins Kabinet zu ziehen, aber Feria hält sie ab, da der König sie jetzt nicht anhören könne. Leidenschaftlich ruft sie aus, er müsse von ihr die Wahrheit hören, und wäre er noch zehnmal so mächtig („ein Gott"). Domingo, der am meisten ihre Enthüllung fürchten muß, will sie wegen der Gefährlichkeit dieses Schrittes zurückhalten, aber diese, von bitterster Wuth gegen den Schurken ergriffen, hat nichts mehr zu fürchten, auch nicht des Königs Zorn, vor welchem Domingo bebt.

In demselben Augenblick tritt Alba triumphirend heraus; er umarmt seinen Bundesgenossen Domingo, der in allen Kirchen ein Te Deum anstimmen lassen solle*), da sie gesiegt. Der Mönch gibt seine Freude über die Anerkennung seiner Bundesgenossenschaft in dem fragenden „Unser?" bezeichnend zu erkennen. Ehe Alba sich jetzt entfernt, um die Befehle des Königs auszuführen, fordert er die Granden nebst Domingo auf, zum Könige zu gehn**), von dem sie das weitere erfahren sollen. So haben Alba und Domingo gesiegt, während die von ihnen verleitete Eboli zu Grunde gegangen ist. Vielleicht bestimmte auch dieser Gegensatz den Dichter dazu, hier in der jambischen Bearbeitung die Eboli nochmal einzuführen, was in der prosaischen Fassung fehlt.

*) Die Aufforderung ist etwas seltsam, da Domingo zu einem Te Deum in allen Kirchen nicht die Vollmacht hat; denn an einen Befehl des Königs ist nicht zu denken. In der prosaischen Fassung hieß es einfacher und wohl passender: „Triumph, Domingo, Triumph! der Sieg ist unser!"

*) Die prosaische Fassung läßt passender vorher Parma, Feria und Sidonia sich um Alba drängen, den sie fragen, was der König mache, was geschehen sei. Auch geht Domingo (Perez) mit ihm ab.

Fünfter Akt.

Der Marquis fällt durch einen Schuß an der Seite des Freundes, nachdem er sich bei diesem gerechtfertigt und ihm die Rettung Flanderns an's Herz gelegt hat. Karlos wird von rasender Wuth gegen den ihm seine Freiheit wiedergebenden König erfüllt. Der Plan der Flucht des Prinzen und die verabredete Zusammenkunft mit der Königin werden verrathen. Der König läßt den Großinquisitor kommen, den er zum Richter über Karlos bestellt. Diesen trifft er bei der Königin, als er sich eben entfernen will, und überliefert ihn seinem grausamen Richter.

Erster und zweiter Auftritt. Der Marquis stellt Karlos, den er in seinem Gefängnisse im Palaste besucht, einige seiner Briefe zurück und klärt ihn über den Zweck seiner Verhaftung auf. Alba kommt im Namen des Königs, dem Prinzen seine Freiheit wiederzugeben, welche dieser aber nur vom Könige selbst annehmen zu wollen erklärt.

Karlos freut sich, daß der Marquis, der ihn seinem höhern Zwecke geopfert habe, ihm doch noch von Herzen gut sei und sich ihm persönlich freundlich erzeige. Auf des Marquis Aeußerung, er habe des Freundes gute Meinung verdient, deren Beziehung Karlos nicht ahnen kann, bemerkt er, diese milde Schonung stehe großen Seelen an. Was der Freund für ihn thun könne, thue er gerne; zwar habe die Tugend, die Erfüllung seines edlen Berufes, ihn zu einem harten Entschlusse getrieben, aber grausam könne die Tugend nie sein, sie thue nur weh, wo sie müsse. Sein sanftes Herz habe gewiß viel gelitten, als er

was wirklich insofern auffallend war, als eben der Marquis beim Könige bisher die durchaus nothwendige sofortige Meldung der Verhaftung unterlassen hatte. Die Verachtung des Marquis trat freilich dadurch deutlicher hervor, daß Alba, statt ihm zu antworten, ihm den Rücken kehrte, wogegen er jetzt das letztere gleich von Anfang thut. Auch Karlos will von einer Gnade nichts hören, er verlangt zu wissen, mit welchem Rechte man ihn gefangen genommen habe, worauf Alba erklärt, ein Betrüger habe den König verleitet, was er wiederholt auf die Bemerkung, daß es doch auf Befehl des Königs geschehen sei. In der prosaischen Fassung folgte unmittelbar auf die erste Bemerkung, ein Betrüger habe den König zu einem Versehen hingerissen, des Prinzen spitze Erwiderung, das thue ihm wirklich leid, mit der Forderung, der König müsse in eigener Person sein Versehen wieder gut machen. Die Verhaftung, fügte er hinzu, indem er Alba seinen höhern Rang bitter fühlen läßt, habe öffentliches Aufsehen erregt; seine Freilassung nehme er nicht als Gnade an, sondern verlange sie als Recht anerkannt, andernfalls sei er bereit, vor dem Gerichte der Kortes seine Sache zu vertheidigen*); aus Albas Hand nehme er den Degen nicht zurück. Daß letzterer ihm seinen Degen zurückbringt, hätte früher erwähnt sein sollen. Alba, der diese Beleidigung hinnehmen muß, zweifelt nicht, der König werde ihm selbst den Degen zurückgeben, wenn er in seiner Begleitung zu ihm gehe; dieser aber erklärt, das Gefängniß nur zu verlassen, wenn der König oder das durch seine Verhaftung beleidigte Madrid ihn abhole. Karlos, den die von Alba dem Marquis bewiesene

*) Die Kortes bilden eigentlich kein Gericht über den Königssohn, wie das englische Parlament.

Verachtung schmerzt, läßt diesen um so schärfer seine höhere Stellung fühlen, während seine Augen auf den Marquis gerichtet sind, dem dies Genugthuung geben soll.

Dritter Auftritt. Der Marquis verräth Karlos, wie er, um ihn zu retten, durch einen dem Oberpostmeister übergebenen Brief den Verdacht des Verrathes beim Könige auf sich gezogen, von dessen Zorn er jeden Augenblick den Tod zu erwarten habe. Karlos will sofort dem Könige den Betrug entdecken, der Marquis aber fordert ihn auf, sich für Flandern zu erhalten. Ein Schuß streckt ihn nieder; sterbend verweist er den Freund auf das, was er der Königin aufgetragen habe.

Auf Karlos' Verwunderung, wie Alba ihm, als Minister des Königs, so habe begegnen können, spricht der Marquis mit wehmüthiger Bewegung und frommem Danke gegen Gott die Gewißheit aus, daß sein Plan gelungen, Karlos gerettet sei. Das Bewußtsein, für den Freund alles, was ihm theuer ist, geopfert zu haben, erfüllt ihn mit frohem Stolze, mit dem begeisternden Gefühle, der Freundschaft höchste Pflicht erfüllt zu haben. Daran schließt er die ernste Erklärung, von ihm ewig Abschied nehmen zu müssen, mit der Bitte, durch den Ausdruck seines Schmerzes ihm die Trennung nicht zu erschweren. Karlos scheut vor dieser Erklärung in starrem Entsetzen zurück, in welchem er seine Hand aus der des Freundes zieht. Posa bittet ihn als Mann zu tragen; auf seinen Muth habe er gerechnet, und deshalb die letzte Stunde, die uns alle mit Bangigkeit erfülle, mit ihm zu theilen sich entschlossen, ja er habe sich darauf gefreut, als höchsten Genuß inniger Freundschaft. Aber durch die fürchterliche Aufregung der letzten Stunde fühlt er selbst sich so erschöpft, daß er sich setzen muß, wobei er an den

Freund, der noch stumm und regungslos dasteht, sich anlehnt und ihn zu sich niederzieht.*) Dann gibt er ihm über seine Handlungsweise vollständigen Bericht. Der König, der ihm sein Vertrauen geschenkt, habe ihm mitgetheilt, daß Briefe von ihm, die man in der Chatulle der Königin gefunden, gegen ihn zeugten. Da habe er sich entschlossen, selbst das Komplott zu regieren, das ihm den Untergang bereiten wollte. Aber von einem Regieren des Komplottes kann keine Rede sein, da der König dies schon durchschaut hatte. Auch daß er sich „der Rache des Königs versichert“ habe, ist ein nichts weniger als treffender, die Sachlage bezeichnender, den Prinzen über sein Verfahren mit dem Portefeuille aufklärender Ausdruck. Als seine Schuld bezeichnet er nur, daß er ihm im Vertrauen auf seine unvergängliche Freundschaft seine Gunst beim Könige verschwiegen, obgleich er selbst gesteht, daß er vorhergesehen, die Kunde davon werde zu ihm dringen. Eine solche Unbesonnenheit, die nicht im geringsten durch die Zärtlichkeit, ihm keine Sorge zu machen, und durch den Stolz, ohne ihn das Wagestück zu enden, erklärt wird, ist ganz unglaublich, was auch der Marquis zugeben muß, und hätte am wenigsten vom Dichter selbst hervorgehoben werden sollen.**) Der Marquis hält hier inne, worauf denn Karlos „aus seiner Versteinerung in lebhafte Bewegung übergeht“, wonach er also von der ganzen bisherigen Erzählung

---

*) Das Niedersetzen ist ein Zusatz der jambischen Bearbeitung. In der prosaischen Fassung folgt auf „darauf gefreut“ unmittelbar: „Ich will kurz sein“, mit der vorhergehenden szenarischen Bemerkung: „Karlos steht ganz erstaunt und schweigend“, wogegen die folgende vor „Sei ein Mann!“ fehlt.

**) Die vierzehn Verse „Du hörst mich nicht? . . . geschieht“ sind ein Zusatz der jambischen Bearbeitung.

nichts vernommen hat. Der Marquis erklärt sich selbst, wie alle Umstände den Karlos zwangen, an seiner Treue zu zweifeln, wobei er das, was dieser selbst im ersten Auftritt über seinen Abfall zu dessen Entschuldigung bemerkt hat (vgl. S. 291 f.), kurz andeutet.*) Dann erzählt er weiter, wie er Karlos zur Eboli, die ihn verrathen, habe eilen sehen, und leider erst ins Zimmer getreten, als diesen ihr sein Geheimniß anvertraut gehabt. Karlos' Erwiderung, die Eboli sei wirklich gerührt gewesen, wofür man eher erwarten sollte, er habe ihr nichts gestanden, überhört der Marquis, der daran nicht glauben kann. In seiner düstern Verzweiflung habe er die Eboli ermorden wollen, als ihm auf einmal der seiner würdigere Gedanke gekommen, mit Aufopferung seines Lebens, den Freund zu retten, indem er den König glauben mache, er selbst sei der Verräther; denn auch ein plumper Betrug werde bei diesem, der alles Böse gern glaube, Eingang finden, und während der König stutze und überlege, was zu thun sei, könne der Prinz Zeit zur Flucht gewinnen. An innerer Wahrscheinlichkeit fehlt es auch hier wieder, da ja auf jede andere Weise der Marquis mit Karlos hätte fliehen können, wenn überhaupt für letztern eine Flucht möglich war. Wir hören endlich, daß er einen seinen Verrath enthüllenden Brief an Wilhelm von Oranien der Post übergeben, da er durch des Prinzen eigene Mittheilung (II, 15) Kenntniß davon hatte, daß alle nach den Niederlanden gehende Briefe dem Könige ausgeliefert wurden. Wenn Karlos nach dieser Mittheilung in den Schreckensruf ausbricht: „Gott! so bin ich verloren!“ so muß

*) Auch die fünf Verse „Doch, zu edel . . . verehren darfst“ schob der Dichter in der jambischen Bearbeitung ein, die das unmittelbar Vorhergehende erweiterte.

dies so verstanden werden, daß der Verlust des Freundes ihn selbst zu Grunde richte. Freilich forderte die Erwiderung auf des Marquis Verwunderung: „Unglücklicher, und du bist mit verloren!“ eine deutlichere Fassung. Seltsam ist es, daß Karlos meint, der König müsse den Betrug gleich als solchen erkennen, und sich vorstellt, nicht der Glaube an die Wahrheit des Inhaltes, sondern der Zorn des Königs, daß er gewagt habe, ihn täuschen zu wollen, bringe ihm Verderben, was man doch kaum mit dem Marquis auf die Zerstreuung des Prinzen schieben kann, an die hier überhaupt nicht zu denken ist. Als der Marquis ihn fragt, wer denn dem Könige sagen werde, daß der Brief auf Betrug beruhe, will er selbst sofort zu diesem eilen, der vielleicht schon in diesem Augenblicke Mörder gegen ihn dinge; denn daß der König ihn gefangen nehmen und aburtheilen lasse, glaubt er, bei dessen Verfahren in solchen Fällen, ebenso wenig als der Marquis selbst. Dieser möchte, da er keine Rettung für möglich hält, seine letzten Augenblicke benutzen, um ihm manches zu sagen, was er für ihn noch auf dem Herzen hat. Als dieser dennoch forteilen will, faßt ihn der Marquis beim Arme, und hält ihn seltsam genug durch die Frage, ob er „auch so eilig, so gewissenhaft“ (in der prosaischen Fassung steht blos „auch so gewissenhaft“) gewesen, als er noch im Knabenalter für ihn gelitten; diese erregt seine rührende Bewunderung, und läßt ihn in den Ausruf: „O gute Vorsicht!“ ausbrechen. Der Marquis soll andeuten, daß er jetzt sich eben so für Karlos aufopfere, wie dieser einst als Knabe für ih[n] sich geopfert habe; aber die Fassung ist nicht glücklich. D[er] Freund müsse sich für Flandern retten, bemerkt er wei[l] Karlos' Beruf sei das Königreich, wogegen es seine eigene

stimmung gewesen, für ihn zu sterben. Der Prinz wird durch diese Großmuth so gerührt, daß er sich in dem Gedanken ergeht, mit dem Freunde Arm in Arm vor den König zu treten und ihm zu sagen, was dieser für ihn gethan; solcher Großmuth werde jener nicht widerstehn können, sondern ihnen beiden verzeihen, wobei man an die von Schiller später in der „Bürgschaft" behandelte Sage von Dionysius den Tyrannen denken könnte. Flandern und seinen Beruf, eine neue Zeit herbeizuführen, hat er darüber ganz vergessen. Da fällt ein Schuß, der den Marquis niederstreckt; nur wenige Augenblicke bleiben diesem, den Freund an seine Rettung zu mahnen und auf das, was er der Königin*) aufgetragen, hinzuweisen. Wie todt fällt Karlos bei dem Leichnam nieder. Dann tritt der König mit seinen Granden ein, und es bildet sich eine ergreifende Gruppe.

Vierter und fünfter Auftritt. Karlos stößt in wüthendem Schmerze den König von sich, in welchem er den grausamen Mörder des edelsten Lebens verabscheut; er erklärt ihm, daß Posa sein Herzensfreund gewesen, der sich für ihn geopfert, den König durch den plumpsten Betrug getäuscht habe, und indem er ihm und seinen Reichen entsagt, wirft er sich vor der Leiche nieder. Da alle gerührt verstummen und zu Boden schauen, fühlt der König sich gerichtet und von allen verlassen; verzweifelnd weist er sie auf seinen Sohn hin, dem sie in Zukunft dienen mögen; er zerreißt seinen Mantel und fällt ohnmächtig hin. Den Tumult des unterdessen ausgebrochenen Aufstandes, die davon gebrachte Kunde und die allgemeine Aufregung der Granden bemerkt er in der Verwirrung seines

*) Die jambische Bearbeitung hat auch hier „deine Mutter". Vgl. S. 272. 276.

dies so verstanden werden, daß der Verlust des Freundes ihn selbst zu Grunde richte. Freilich forderte die Erwiderung auf des Marquis Verwunderung: „Unglücklicher, und du bist mit verloren!“ eine deutlichere Fassung. Seltsam ist es, daß Karlos meint, der König müsse den Betrug gleich als solchen erkennen, und sich vorstellt, nicht der Glaube an die Wahrheit des Inhaltes, sondern der Zorn des Königs, daß er gewagt habe, ihn täuschen zu wollen, bringe ihm Verderben, was man doch kaum mit dem Marquis auf die Zerstreuung des Prinzen schieben kann, an die hier überhaupt nicht zu denken ist. Als der Marquis ihn fragt, wer denn dem Könige sagen werde, daß der Brief auf Betrug beruhe, will er selbst sofort zu diesem eilen, der vielleicht schon in diesem Augenblicke Mörder gegen ihn dinge; denn daß der König ihn gefangen nehmen und aburtheilen lasse, glaubt er, bei dessen Verfahren in solchen Fällen, ebenso wenig als der Marquis selbst. Dieser möchte, da er keine Rettung für möglich hält, seine letzten Augenblicke benutzen, um ihm manches zu sagen, was er für ihn noch auf dem Herzen hat. Als dieser dennoch forteilen will, faßt ihn der Marquis beim Arme, und hält ihn seltsam genug durch die Frage, ob er „auch so eilig, so gewissenhaft“ (in der prosaischen Fassung steht blos „auch so gewissenhaft“) gewesen, als er noch im Knabenalter für ihn gelitten; diese erregt seine rührende Bewunderung, und läßt ihn in den Ausruf: „O gute Vorsicht!“ ausbrechen. Der Marquis soll andeuten, daß er jetzt sich ebenso für Karlos aufopfere, wie dieser einst als Knabe für ihn sich geopfert habe; aber die Fassung ist nicht glücklich. Der Freund müsse sich für Flandern retten, bemerkt er weiter, Karlos' Beruf sei das Königreich, wogegen es seine eigene Be=

stimmung gewesen, für ihn zu sterben. Der Prinz wird durch diese Großmuth so gerührt, daß er sich in dem Gedanken ergeht, mit dem Freunde Arm in Arm vor den König zu treten und ihm zu sagen, was dieser für ihn gethan; solcher Großmuth werde jener nicht widerstehn können, sondern ihnen beiden verzeihen, wobei man an die von Schiller später in der „Bürgschaft“ behandelte Sage von Dionysius den Tyrannen denken könnte. Flandern und seinen Beruf, eine neue Zeit herbeizuführen, hat er darüber ganz vergessen. Da fällt ein Schuß, der den Marquis niederstreckt; nur wenige Augenblicke bleiben diesem, den Freund an seine Rettung zu mahnen und auf das, was er der Königin*) aufgetragen, hinzuweisen. Wie todt fällt Karlos bei dem Leichnam nieder. Dann tritt der König mit seinen Granden ein, und es bildet sich eine ergreifende Gruppe.

Vierter und fünfter Auftritt. Karlos stößt in wüthendem Schmerze den König von sich, in welchem er den grausamen Mörder des edelsten Lebens verabscheut; er erklärt ihm, daß Posa sein Herzensfreund gewesen, der sich für ihn geopfert, den König durch den plumpsten Betrug getäuscht habe, und indem er ihm und seinen Reichen entsagt, wirft er sich vor der Leiche nieder. Da alle gerührt verstummen und zu Boden schauen, fühlt der König sich gerichtet und von allen verlassen; verzweifelnd weist er sie auf seinen Sohn hin, dem sie in Zukunft dienen mögen; er zerreißt seinen Mantel und fällt ohnmächtig hin. Den Tumult des unterdessen ausgebrochenen Aufstandes, die davon gebrachte Kunde und die allgemeine Aufregung der Granden bemerkt er in der Verwirrung seines

*) Die jambische Bearbeitung hat auch hier „deine Mutter“. Vgl. S. 272. 276.

er verschmäht, um für ihn zu sterben.*) Diese erschütternde Kunde vernichtet den König, so daß er starr und ohne Bewegung dasteht. Dagegen ruft er in der prosaischen Fassung aus: „O so wurde noch kein König betrogen!" Karlos kommt jetzt noch einmal darauf zurück, daß der König eine so plumpe Lüge habe glauben können, um daran den Spott zu knüpfen, der Marquis habe Philipp für so unbedeutend gehalten, ihn zu täuschen. Einer so schwachen Probe sei der König unterlegen, der ihm doch seine Freundschaft habe schenken wollen; aber freilich sei der Todte nichts für ihn gewesen, wie dieser sehr wohl gefühlt, er habe ihn nur ermorden können. Alba will hier den König von der schrecklichen Aufregung befreien, indem er ihn auffordert, nicht so in sich versunken dazustehn, sondern sich umzuschauen und mit ihnen zu sprechen: an Karlos wagt er sich nicht. Dieser aber wendet sich von neuem zum König. Auch sich selbst habe er durch die Ermordung dieses mächtigen Geistes beraubt, der längst Antheil an ihm genommen gehabt — eine Ausführung die um so weniger wirksam ist, als sie seiner unmittelbar vorhergehenden Aeußerung widerspricht.**) Er schließt mit der niederschmetternden Frage, was er thun könne, um diesen einzigen Geist der Welt wiederzuerstatten. Die Granden sind so bewegt, daß sie entweder den Blick wegwenden oder das Gesicht in ihre Mäntel verhüllen.***) Gefaßter wendet er sich jetzt, nachdem sein

*) Erst 1805 ließ Schiller bei anderer Vertheilung der Verse vor „Ihre Freundschaft" die Worte „Ihr königlich Vertrauen" aus, und setzte dafür „und."

**) Ausgefallen sind hier 1801 die Worte: „O der königlichen Dummheit, die so viel Göttliches zerstört", wodurch aber der Vers litt, den Körner willkürlich herstellte, indem er nach „Bestohlen" unpassend einschob „sich und mich".

***) Die prosaische Fassung läßt alle sich verhüllen, was entsprechender sein dürfte. Vorher fehlten die fünfzehn Verse „O, nein" bis „wie diese war".

wilder Schmerz ausgetobt hat, zum Könige, dem er seinen Degen zurückgibt*): jetzt könne er als König über ihn verfügen, was er wolle, auch ihn morden; wisse er ja wohl**), daß er jetzt das Leben durch die unehrbietige Art, wie er gegen den König sich geäußert, verwirkt habe; ihm sei es nichts mehr. Er möge sich jetzt einen andern Erben suchen; das einzige, was für ihn noch Werth habe, liege am Boden. Erschöpft sinkt er dann am Leichnam nieder.

Nach längerer Zeit erhebt endlich der König sein Auge, und da keiner ihn anblicken noch ansprechen will, erklärt er, seine Unterthanen hätten ihn gerichtet, versinkt dann aber in eine starre Betäubung, worüber er alles Folgende überhört. Das ist höchst unnatürlich, wie überhaupt das Haschen nach Wirkung hier geschadet hat. Der Tumult, den man schon länger gehört, kommt immer näher. Ein Offizier drängt sich endlich durch und verkündet (in der prosaischen Bearbeitung kam Lerma mit dieser durch nichts vorbereiteten Kunde), daß Soldaten und Volk den Palast umringten und die Stadt anzuzünden drohten, wenn man sie nicht vom Leben des Prinzen überzeuge. Weder diese Kunde noch der Rettungsruf der Granden, noch Albas

---

Nach „wie diese war" standen in der ersten Ausgabe noch sieben Verse, auch noch eine rührende Anrede an die Versammelten, sie möchten diese Sprache dem Sohne gegen den Vater vergeben, indem sie bedächten, was dieser ihm geraubt.

*) In der prosaischen Fassung findet sich hier die szenarische Bemerkung: „wirft es (das Schwert) zu seinen Füßen, läßt seine Hand frei"; vor „Blutender Leichnam", wie es hier heißt, wird bemerkt, Karlos halte den König noch immer bei der Hand. Aber daß er die ganze Zeit über seine Hand halte, scheint doch etwas unnatürlich.

**) „Ich weiß (es)", ist Einschiebung der jambischen Bearbeitung. Die Worte sollten wenigstens nicht so ganz allein als Satz für sich dastehn.

Aufforderung zur Flucht*) hört der König, der endlich aus seiner Betäubung von selbst erwacht, und unter die Granden, ohne sie anzuschauen, tritt, die er sich noch in ihrem frühern Zustande denkt. Er sei nicht mehr König, bemerkt er; man weine über den Jammer seines Sohnes und erwarte nur das Zeichen, von ihm abzufallen; sie alle seien Rebellen.**) Ohne auf Albas Zwischenreden zu achten, ruft er sie auf, sich vor dem jungen Könige niederzuwerfen, ihn mit seinem Mantel, den er zerreißt, zu bekleiden und wie auf einem Schild auf seinem zertretenen Leichnam ihn als neuen Herrscher dem Volke zu zeigen. Erschöpft von seinem schrecklichen Wahnbilde sinkt er ohnmächtig hin, wird aber von Albas und Lermas Armen aufgefangen. Da ersterer wegeilen muß, um den Aufstand zu beruhigen, überläßt er die Sorge um den König Feria und Lerma. Daß an die Stelle Albas Feria tritt, nimmt sich doch sonderbar auf der Bühne aus. Besser fiele der König gleich in Lermas und Ferias Arme.

Sechster und siebenter Auftritt. Der Leibarzt der Königin bestellt Karlos zur nächtlichen Zusammenkunft. Lerma kommt, ihn zu warnen; er gibt ihm zu seiner Flucht, von welcher er durch die Königin weiß, einen Dolch und Terzerolen, und nimmt rührenden Abschied von dem geliebten Prinzen fürs Leben. Vgl. S. 153 f.

---

*) Letztere ist Zusatz der jambischen Bearbeitung.

**) Irrig ist es, wenn Rötscher meint, der König beziehe sich auf den ausgebrochenen Tumult. Weshalb er glaubt, sein Thron stehe nicht mehr, er sei nicht mehr König, spricht ja das Folgende aus. Hätte er von der wirklich ausgebrochenen Rebellion gewußt, so mußte er dieser gedenken, während er jetzt nur *ihren* Ausbruch vorhersieht.

Die Königin bestellt den Prinzen durch einen vertrauten Boten wegen wichtiger Geschäfte zu sich, aber für ihn hat nichts mehr Wert*); erst als er von einem Auftrage des Marquis hört, ist er sofort bereit: kein Wagniß kann ihn zuückhalten, kein noch so abenteuerliches Mittel; um Mitternacht will er bei der Königin erscheinen. Lerma kommt nun, ihn zu warnen und zur Flucht zu treiben. Daß er von den Anschlägen wider des Prinzen Freiheit und Leben nichts verrathen will, erklärt sich daraus, daß er es in seinem Dienste beim Könige vernommen, aber was er vom Wüthen des Königs und von dessen Anschlägen gegen ihn sagt, paßt nicht zum Anfang des neunten Auftritts, wo der König ganz vom Gedanken an die Verrätherei des Marquis, der ihn verachtet habe, beherrscht ist. Karlos' Antwort, er sei in den Händen der Vorsehung, spricht einen merkwürdigen Mangel an Vertrauen gegen diesen aus, welcher der prosaischen Fassung fremd ist, wo der Prinz sich sogleich nach der Warnung und der unmittelbar damit verbundenen Darreichung eines Dolches als Lermas dankbarer Schuldner freudig bekennt, während er ihm jetzt erst nach der Mittheilung dessen, was er durch die Königin von den Anstalten zu seiner Flucht weiß, herzlichen Dank ausspricht. Lerma kann nicht ohne Rührung des Opfertodes des Marquis gedenken. Wenn er sagt, alle Vaterlandsfreunde weinten um ihn, doch mehr könne (früher dürfe) er jetzt nicht sagen, so fällt dies am treuen Diener des Königs doch auf, da an eine Verbindung desselben

*) Schiller hat 1801 die szenarischen Bemerkungen „Merkado nähert sich, Karlos sieht sich um" ausgelassen, dann mußten aber auch in der folgenden die Worte „sieht wieder weg und" gestrichen werden.

mit den Freunden der Freiheit kaum zu denken ist. Karlos kann nicht umhin, hier der ehrenvollen Anerkennung Lermas als eines edlen Mannes von Seiten des Marquis zu gedenken; wirklich hatte dieser im Stücke nur geäußert, der Mann habe nicht lügen gelernt. Lerma huldigt dem Prinzen schon jetzt, da er ein alter Mann sei, der die künftigen schönen Zeiten nicht mehr erleben werde.*) Der Prinz will ihn vergebens abhalten, vor ihm niederzufallen; auch rühre es ihn zu sehr, und nicht gern möchte er sich jetzt weich stimmen.**) Indem er seine Hand küßt, huldigt er ihm als König seiner Kinder, die gern für ihn sterben würden, was er nicht dürfe; möge er sich seiner in seinen Kindern erinnern. Hier würde eine Zwischenrede von Karlos, bei welcher er den Alten aufhöbe, an der Stelle sein, dagegen der Wunsch glücklicher Rückkehr, den die jambische Bearbeitung einfügte, besser fehlen. Sehr wohl ziemt dem alten guten Lerma die Mahnung, der Prinz möge menschlich auf dem Throne sein; habe er ja auch selbst Leiden kennen lernen. Daran schließt sich der dringliche Wunsch, daß er nichts Blutiges gegen seinen Vater unternehme, damit er nicht einst von seinem Sohne gleiches zu fürchten habe, wie sich an Philipp der Zwang räche, den er gegen seinen Vater geübt, was freilich geschichtlich unbegründet ist. Mit einem Segensspruche eilt er fort, da die Rührung ihn übermannen will. Lerma erscheint von hier an nicht mehr beim Könige.

---

*) Das in der jambischen Bearbeitung eingeschobene „Noch einmal, Prinz! Reisen Sie glücklich!“ scheint wenig angebracht.

**) Auch diese Abhaltung Lermas, welche die prosaische Bearbeitung nicht hat, dürfte kaum zu billigen sein.

Karlos muß, ehe er weggeht, sich noch einmal vor der Leiche niederwerfen und sie in seine Arme schließen. Nach der prosaischen Fassung kommt darauf ein Offizier mit Wache, und die Leiche wird durch diese weggetragen. Passender würde wohl hier die Dekoration sich ändern, nachdem Karlos sich noch einmal vor der Leiche niedergeworfen, so daß wir ihn hier verließen.

Achter und neunter Auftritt. Von Alba, der die Stadt beruhigt hat, vernehmen wir, daß man wichtige Papiere gefunden, welche den grenzenlosen Verrath des Marquis ins hellste Licht setzen und auf eine Unterredung deuten, die der Prinz am Abend seiner Flucht mit der Königin haben solle. Der König rafft sich aus seiner Verzweiflung, daß der Marquis ihn verachtet hat, gewaltsam auf und beschließt diesem zum Trotz von jetzt an die grausamste Unterdrückung aller Freiheit, und zunächst die Vernichtung der Plane seines Sohnes. Nachdem er die den Verrath entdeckenden Briefe durchlaufen, läßt er den Großinquisitor zu sich bescheiden, und beschließt, da alle Anzeigen darauf deuten, daß der Prinz in dieser Nacht fliehen und noch vorher mit der Königin sich unterreden will, ihn bei dieser gefangen zu nehmen. Vgl. S. 154 ff.

Feria, der beim König geblieben war (Lerma fehlt hier), berichtet Alba, wie dieser keinen Menschen vor sich lassen wolle; seine ganze Natur sei durch den Verrath des Marquis umgekehrt, so daß er von niemand wissen möge.*) Alba aber hat eben die Stadt beruhigt; zu gleicher Zeit sind bei einem verhafteten Karthäusermönche Papiere des Marquis entdeckt worden, welche

*) In der prosaischen Fassung sind die Rollen Albas und Ferias umgekehrt vertheilt.

den ganzen Plan des Aufstandes und die heute Nacht nach einer Unterredung mit der Königin beabsichtigte Flucht des Prinzen verrathen. Sonderbar wird dem Prinzen die Absicht beigelegt, sich in Cadix einzuschiffen, und von da nach dem von den Niederländern besetzten Kriegshafen von Vließingen auf Walchern zu fahren. Bei der Flotte Solimans, die den König im mittelländischen Meere angreifen soll, benutzte der Dichter zu seinem Zwecke die Angabe bei St. Réal, Soliman habe zur Zeit des niederländischen Aufstandes eine Flotte an der Küste von Granada landen lassen wollen, Karlos aber ihn veranlaßt, diese nach Flandern zu schicken. Als Alba der Reisen erwähnt, welche der Marquis zur Aufregung der nordischen Mächte gegen Spanien in ganz (?) Europa gemacht, bricht Feria in die Worte: „Das war er!“ aus, welche nichts anderes besagen können, als darin erkenne er seinen die größten Plane fassenden und mit Umsicht ausführenden Sinn. Sein weiterer Ausruf: „Welch undurchdringlicher Verräther!“ nach Albas Erwähnung des ins einzelnste ausgearbeiteten Entwurfes des Marquis, dessen Vortrefflichkeit er bewundern muß, soll darauf deuten, daß er, ohne entdeckt zu werden, sich die genauesten Angaben über „alle Quellen, alle Kräfte des Landes“ zu verschaffen gewußt. Auch die verabredete mitternächtliche Zusammenkunft mit der Königin ist entdeckt.

Eben als Alba die Nothwendigkeit, dem Könige diese Entdeckungen mitzutheilen, ausgeführt hat und trotz des von Feria hervorgehobenen Verbotes des Königs in dessen Kabinet dringen will*), tritt dieser in einem wachen Traume heraus. Nachdem

*) Hier hat Schiller 1801 wieder sieben Verse gestrichen.

er langsam an den „anwesenden Granden“*), die er anstarrt, vorübergeschritten ist, bleibt er gedankenvoll stehn, die Augen zur Erde gesenkt, bis er nach einiger Zeit zum Ausdrucke seiner Verzweiflung sich sammelt. Die Ewigkeit, fordert er, soll ihm den Marquis Posa wieder geben**), damit er nicht so verächtlich von ihm denke, wie Karlos es Philipp vorgehalten hat. Da Alba, von Domingo getrieben, ihn anreden will, beginnt er zu erwachen. Daß die Granden nicht vor ihm niederfallen, verletzt ihn; er glaubt, aber er will es nicht dulden, daß alle ihm die gebührende Achtung verweigern, weil der Marquis ihn verachtet habe. Albas Zwischenrede überhört er***): als aber Feria des Prinzen gedenkt, läßt er diesen nicht weiter reden; er erinnert sich, daß der Marquis für diesen in den Tod gegangen ist, während er mit ihm selbst die Herrschaft hätte theilen können.†) Auch kann er nicht vergessen, mit welchem Stolz Karlos

*) Nach der Ueberschrift des achten Auftritts wären freilich nur Alba und Feria „die Vorigen“, zu denen im neunten Auftritt der König tritt. Aber in der ersten Ausgabe kommt am Ende noch Domingo hinzu und nicht bloß diesen, sondern auch Taxis finden wir im nächsten Auftritte. In den prosaischen Fassungen trat zu Alba und Feria zuerst Taxis, dann Perez mit einigen Granden oder zugleich Domingo, Taxis und Granden. Die Eile des Abschlusses der jambischen Bearbeiung hat diese und ähnliche Mißstände verschuldet.

**) Die Anrede der Ewigkeit ist in der jambischen Bearbeitung ausgefallen.

***) In der ersten Ausgabe sagt Alba: „Vergessen Sie jetzt diesen Nichtswürdigen!“ Durch die letztere Bezeichnung erregt er aber des Königs Grimm, der bemerkt, sie alle gesammt, in einen Menschen zusammengenommen, könnten ihm diesen Todten nicht ersetzen; leichter wäre es ihnen, rechtschaffen zu sein als zu dieser Nichtswürdigkeit emporzusteigen. Im Jahre 1801 wurden hier acht Verse gestrichen.

†) Den scharfen, bittern Ausdruck seiner unköniglichen Scham und Albas Zwischenrede hat Schiller hier 1801 gestrichen, wie er auch gleich darauf gekürzt hat. — Zu diesem Bunde vgl. S. 299. — Vor „Das sind Menschen“ hatte

auf ihn heruntergesehen, wie viel dieser sich im Gefühle, dessen Freundschaft gewonnen zu haben, wußte, welch eine Größe des Verlustes sein Schmerz aussprach, wie seine Klagen zeigten, daß er ihn für etwas Uebermenschliches gehalten. An diese Erinnerung, wie hoch Karlos den Marquis geschätzt, schließt sich der sehnsüchtige Wunsch an, diesen wieder zu haben, für den er gern ein ganzes Indien hergeben möchte. Aus Westindien flossen ungeheure Reichthümer nach Spanien, wie Ferreras anführt. Aber leider kann seine Allmacht einen Todten nicht mehr ins Leben zurückrufen. Unglücklich fühlt er sich, daß einer im Grabe ruhe, der ihn verachtet habe, der freieste Mann des ganzen Jahrhunderts, was in ähnlicher Weise Karlos gesagt hatte. Alba fühlt sich dadurch beleidigt, daß sie alle dem Könige nichts gegen diesen einen seien. Ohne darauf zu hören, setzt sich dieser erschöpft nieder, und indem er den Kopf auf den Arm stützt, hält er sich lebhaft vor, daß er ihm also gestorben, daß er den größten Verlust in ihm erlitten. Auch Karlos hatte hervorgehoben, daß der König viel in ihm verloren. Vgl. S. 302. Geliebt habe er ihn, fährt er fort, wie seinen Sohn, in dem ihm ein neuer Morgen aufgegangen, er hätte ihn vielleicht gar zu seinem Thronfolger erkoren; sei dieser ja der einzige gewesen, den er geliebt, und möge Europa ihm als Unterdrücker der Freiheit fluchen, wie der Marquis ihm gesagt hatte, von ihm habe er Dank verdient. Auch Domingos Zwischenrede überhört Philipp völlig. Nicht aus Liebe zu Karlos, fährt der König fort, habe jener dem Leben entsagt, sein Herz habe für die ganze Menschheit geschlagen, und wenn er, statt unter ihm seine auf Gründung

---

die jambische Bearbeitung die szenarische Bemerkung: „Sich unter den Anwesenden umschauend."

von Menschenglück gerichtete Leidenschaft zu befriedigen, ihn aufgegeben, so habe er nur den alten Mann, unter dem er seine Ideen nicht mehr ganz habe ausführen können, dem Jünglinge geopfert, der in einer langen Regierung das Werk vollenden werde; man betrachte ihn nur als Hinderniß der vollen Entwicklung, die man erst mit dem Antritte der Regierung seines Sohnes beginnen zu können glaube. Vgl. S. 285. Freilich sieht man dabei nicht, weshalb der Marquis es dahin gebracht, daß einer von ihnen beiden untergehn mußte. Auch diesmal beachtet der König noch nicht Albas Hinweisung auf die den Aufstand des Sohnes beweisenden Papiere, sondern leidenschaftlich fährt er fort; aber der Marquis solle sich verrechnet haben, und vergebens gestorben sein. Sein Sturz solle sein Jahrhundert und seinen Freund mit sich reißen; er wolle die Menschheit in der seiner Herrschaft noch gegönnten Zeit so zu Grunde richten, daß sie in zehn Menschenaltern nicht hergestellt werden könne, und zunächst gegen seinen Sohn sich wenden, daß dieser nie zur Regierung gelange.

Jetzt endlich hat er in seinem gereiften Entschlusse die Ruhe wieder gewonnen, und so kann er das beachten, was Alba ihm so lange vergebens hatte mittheilen wollen. Er durchliest die ihm übergebenen Papiere und läßt sofort den Großinquisitor zu sich bescheiden, dessen Händen er seinen Sohn überliefern will.*) Die weiter gemachten Mittheilungen von Taxis, Alba und Feria (vgl. oben S. 307 f.) dienen nur dazu, seinen Ent-

*) Bei Mercier tritt der Kardinal Spinola ein, nachdem Ruy Gomez dem Könige des Prinzen Plan zur Flucht verrathen hat. Der König sagt, er habe ihn rufen lassen und trägt ihm auf, den geheimen Rath zu versammeln und auch die Mitglieder der Inquisition bereit zu halten.

schluß zu bestimmen, den Prinzen bei der Königin gefangen zu nehmen. Schon verräth ihm Albas Erwiderung auf seine Frage, ob noch Licht im Zimmer der Königin sei, daß die Unterredung von Karlos mit der Königin bald stattfinden wird*), als die Kunde vom Gespenste, in der Gestalt Karls V.**), das im Vorgemach der Königin verschwunden sei***), ihn nicht mehr zweifeln läßt, daß der Prinz sich eben bei der Königin befinde, worauf er gleich den Zugang zum Flügel der Königin zu schließen befiehlt, damit dieser ihm nicht entwischen könne. Den Schluß bildet das Erscheinen des blinden Generalinquisitors, mit dem der König allein sein will.†)

Zehnter Auftritt. Diesen in der prosaischen und der jambischen Fassung fehlenden Auftritt, in welchem der König seinen Sohn dem Großinquisitor zu übergeben verspricht, hat der Dichter zu gewaltiger Wirksamkeit erhoben, indem er ein=

---

*) Die prosaische Fassung stellt dieses in lebendigerer dramatischen Bewegung dar. Parma bringt die Nachricht von der Gefangennahme eines Pagen der Königin, der den Prinzen eingeladen habe, wodurch der König in äußerste Wuth versetzt wird.

**) Das Hieronymitenkloster nennt Schiller „Justi". Bei St. Réal, Ferreras und sonst fand er „St. Just", doch steht in der Vorrede des französischen Uebersetzers in der deutschen Uebertragung von Ferreras einmal „des Klosters S. Justi", neben „das Kloster S. Justus vom Orden S. Hieronymus". Spanisch heißt es „Yuste". Die lateinische Form „Justi" allein ohne St. bleibt anstößig. Karl trug nach Ferreras im Kloster immer schwarze Kleider, seine Zimmer waren nicht tapeziert, sein Schlafzimmer schwarz ausgeschlagen. St. Réal spricht von seiner „Zelle".

***) Medina Sidonia bringt in der prosaischen Fassung die Kunde von der Erscheinung des Gespenstes, die ihm ein Soldat, welcher von der Wache gekommen, berichtet und alle Wachen bestätigt hätten.

†) In der jambischen Bearbeitung befiehlt der König, das Inquisitionsgericht solle sich versammeln, vor dem er selbst als König erscheinen werde.

fach ergreifend, freilich mit freier Umgestaltung der wirklichen Verhältnisse darstellt, wie die spanische Regierung seit Karl V. sich unter dem über die ganze Welt ihre Netze spannenden Einfluß der Inquisition befand, und er letztere als Siegerin hervorgehn läßt. Vgl. S. 156.

Der König gesteht dem blinden Großinquisitor, jetzt als Greis müsse er ihn wie einst als Jüngling um Rath fragen. Daß er und sein Vater Schüler des Großinquisitors gewesen, ist eine Erfindung Schillers.*) Als Philipp einen von ihm begangenen Mord eines Betrügees als Grund seiner Berufung bezeichnet, erklärt dieser zu seiner höchsten Ueberraschung, daß er davon wisse. Weiter hören wir, daß er von dem ganzen Plan des Marquis unterrichtet gewesen sei, ja auch dessen Unterredung mit dem Könige kenne, was freilich im Grunde unmöglich, aber doch an dieser Stelle von ungeheurer Wirkung ist, und eben in Folge derselben nicht auffällt. Der Sitz des Großinquisitors wird hier als Santa Casa bezeichnet, wie die Gefängnisse der Inquisition hießen.**) Als der König unwillig fragt, weshalb die Inquisition ihn nicht vor diesem als einen Ketzer gewarnt habe***), schlägt der Großinquisitor ihn mit der

*) Hier wurden die zwischen den beiden „Ich habe“ (7 und 10) stehenden Verse 1801 gestrichen. Gleichzeitig änderte Schiller Philipps Anrede des Großinquisitors, indem er „Ihr“ statt „Sie“ schrieb.

**) Jedes Inquisitionsgericht in Spanien hatte sein besonderes Archiv, Register. Um zu erfahren, ob gegen einen Angeklagten etwas vorliege, ließ man in allen diesen Registern nachschlagen.

***) Der Sechsfüßler V. 23 „In wessen Hand“ hat Schiller erst 1801 hereingebracht. Früher schloß der erste Vers mit „versäumte“, der folgende begann „Man, mich zu warnen?“ Auch im folgenden hat Schiller 1801 manches geändert.

andern Frage, warum er nicht bei der Inquisition angefragt; doch nein, er habe ihn ja auf der Stelle als Ketzer erkennen müssen, aber trotzdem mit ihm sich verbunden und ihn ihrem Arme entziehen wollen, wozu er, bestehe die Inquisition überhaupt zu Recht, nicht befugt sei. Vergebens glaubt der König sich damit ausreden zu können, daß jener seinen Lohn empfangen, der Großinquisitor erklärt den Fall des Marquis für einen Meuchelmord, den der König begangen, da doch jener der Kirche zu Ehren auf dem Scheiterhaufen hätte enden sollen. Gott habe diesen Menschen, da es der Zeit Noth thue, bestimmt gehabt, daß er „in seines Geistes feierlicher Schändung die prahlende Vernunft zur Schau führe"; er zeige, daß die sich überhebende Vernunft den göttlichen Geist durch hochtönende Redensarten schände: auch dieser habe endlich, nachdem er so glänzend überall aufgetreten und sich als einer der begeistertsten Verehrer der Denkfreiheit offenbart, seinen Irrthum öffentlich bekennen und büßen sollen.*) Da der König, der die Wahrheit des Vorwurfs nicht leugnen kann, sich mit seiner Leidenschaft entschuldigen will**), wirft der Uralte ihm vor, wie er, schon ein Greis, der Leidenschaft sich hingeben dürfe? Gehe er in seinen Ketten (den Ketten seiner eigenen Leidenschaft), so müsse er auch die Gewissen seiner Völker frei geben, sie nicht starr festbannen wollen, wie die Kirche und seine Monarchie es thue. Des Königs

*) Hier standen vor 1801 noch die Verse:

Ihn hätten wir — auf langer Seelenfolter
Zur Mißgeburt verzerrt — dem schaudernden
Gelächter seiner Rotte vorgewiesen.

**) Hier tritt zum erstenmal die Anrede des Großinquisitors „Du" statt „Ihr" ein.

Entschuldigung, er sei in diesen Dingen (in der strengen Durchführung dieser Grundsätze) noch ein Neuling, mit dem man Geduld haben müsse, kann der Großinquisitor nicht gelten lassen. Wie sei es möglich, fragt er strafend, daß er in einem Augenblicke so seine bisherige Regierung habe schänden, seinen feststehenden Grundsatz verlassen, die Unterscheidungsgabe verlieren, von einem in einem sechzigjährigen Leben befolgten Vorsatz habe abweichen können? Philipp weiß sich nur dadurch gegen den blinden Großinquisitor zu vertheidigen, daß die Augen dieses Schwärmers eine wundervolle Gewalt auf ihn geübt. Man schreibt eine solche einzelnen Menschen zu, die eine ungewöhnliche Wirkung üben, wie dem berüchtigten Cagliostro, dessen Treiben damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Jener fragt, ohne diese Entschuldigung der Rede werth zu halten, wie er sich durch dessen Worte habe berücken lassen können. Dürfte er sich so beirren lassen, so wäre es ein Unrecht gewesen, daß er unzählige Todesurtheile der zum Scheiterhaufen verurtheilten Ketzer unterschrieben habe.*) Freilich sollten eigentlich nur die rückfälligen und verstockten Ketzer verbrannt werden. Gegen die weitere Vertheidigung des Königs, er habe sich durch seine nähere Umgebung so beengt gefühlt, daß er nach einem Menschen verlangt**), bemerkt der Großinquisitor, für einen König müßten die Menschen nur Zahlen sein, er dürfe nichts für sie fühlen; dies sei der erste Grundsatz der Kunst eines Monarchen. Der Gebieter, der sich als Gott der Erde

*) Der König schrieb zur Genehmigung der Urtheile der Inquisition an den Rand die Worte: „Wie es scheint.“

**) Nach „dieser Domingo“ stand bis zum Jahre 1801 noch „die man fälschlich mir dafür verkaufte“.

fühlen wolle, dürfe nicht nach Mitgefühl verlangen, das ihm ja verweigert werden könne. Thue er dies, so gestehe er zu, daß die Welt (eigentlich sein Volk) noch Seinesgleichen habe, wodurch jedes Recht zur Herrschaft für ihn schwinden würde, das ja darauf sich gründe, daß der Herrscher mehr als die übrigen, von Natur ein höherer Mensch sei. Vgl. oben S. 242. Der König gesteht, daß er es dazu noch nicht habe bringen können, er sich dazu zu schwach fühle; es sei dies eine Höhe der Selbstgenügsamkeit, die der Schöpfer allein besitze. Aber der Großinquisitor sieht in seiner ganzen Verbindung mit dem Marquis nur einen Versuch, sich von der ihn drückenden Oberherrschaft der Inquisition*) frei zu machen, und als Philipp darauf schweigt, spricht er seine Freude aus, daß dieser Versuch sich also gerochen habe. Die Kirche wolle als gütige Mutter ihn nicht weiter bestrafen; sie habe seinen Versuch nur zugelassen, damit er durch dessen Erfolg bestraft werde. Daß er so belehrt selbst zu ihnen zurückkehre, sei sein Glück, sonst würde die Inquisition ihn morgen vor sich geladen haben. Diese Drohung ist freilich dem König zu stark, aber seine auffahrende Bemerkung dagegen erweist sich nur als schwacher Versuch des Widerstands, den der Großinquisitor leicht durch die drohende Frage zurückweist, warum er den Schatten Samuels heraufrufe. Der von Saul durch das Weib von Endor beschworene Schatten Samuels verkündete diesem, der Herr werde das Reich ihm entreißen, weil er der Stimme des Herrn nicht gehorcht und den Grimm seines

*) Ein „Orden", wie Schiller sie hier nannte, ist die Inquisition nicht, wenn auch der Dominikanerorden sie leitete; sie heißt eigentlich „das heilige Officium" oder, wie Schiller es oben wiedergibt „das heilige Amt", während die Uebersetzung von St. Réal für S. Office „das heilige Gericht" hat.

Zornes wider Amalek nicht ausgerichtet habe (1 Sam. 28, 17 f.). Vergebens, fährt der strenge Großinquisitor fort, habe er gehofft, durch Karl und Philipp das spanische Reich fest zu begründen; Philipp selbst erschüttere sein Gebäude, das Werk seines Lebens. Nach dieser sehr verständlichen Drohung kommt er auf Philipps Beschickung zurück, indem er fragt, was der König von ihm wolle, da er vor ihm noch einmal zu erscheinen keine Lust habe.*) Dieser will vorerst seinen Frieden mit dem Großinquisitor geschlossen wissen. Philipps Frage: „Wir sind versöhnt?" bejaht der Großinquisitor, unter der Bedingung, daß er sich in Demuth beuge.**) Nun aber soll der Großinquisitor ihn in dem schrecklichen Entschlusse bestärken, seinen Sohn, welcher des Hochverraths verdächtig sei (1801 „auf Empörung sinne"), dem Tode zu übergeben. Auf die Frage, ob er ihm den Glauben verleihen könne***), daß er seinen eigenen Sohn tödten lassen dürfe, verweist dieser ihn auf Christi Kreuzestod†); als er dann seine Scheu vor der Stimme Europas äußert, will

---

*) Statt „Verloren seh' ich"... „gerufen?" hieß es vor 1801:

Mein Tagwerk nun gethan. Umsonst gelebt
Zu haben schmerzt an des Jahrhunderts Neige.
Verzeihung, Sire! — Und jetzt — wozu bin ich
Gerufen? Meine Zeit ist edel. Die
Minute steigt bei Neunzigern im Preise.

„Des Jahrhunderts Neige" geht hier natürlich auf sein eigenes Alter.

**) Daß der Blinde ihm dabei die Hand reicht, hat Schiller 1801 gestrichen.

***) In der ersten Ausgabe stand: „Können | Sie einen neuen Glauben mir erdenken, | Der Kindermord des Gräßlichen entkleidet?"

†) Nach St. Réal verglichen die Inquisitoren einstimmig Philipp mit Gott dem Vater, der um des Wohls der Menschen willen seinen eigenen Sohn geopfert habe. Vgl. S. 301.

er überall Philipps Recht vertreten, soweit das Christenthum herrsche; die Stimme der Natur komme gegen den christlichen Glauben nicht in Betracht. Mit solchen Sophismen beruhigt er Philipps ganz gebrochene Seele. So übergibt dieser denn das Richteramt dem Großinquisitor, der seine Frage, ob er ganz dabei zurücktreten könne, bejaht, und als sich im Könige die Stimme des Vaters noch einmal regt, der gern das Seine einem Sohne hinterlassen möchte, schlägt er ihn damit nieder, daß besser alles untergehe, als daß die Freiheit herrsche.*) So eilt denn der König, dessen Bedenken alle beschwichtigt sind, den Händen des Großinquisitors den eigenen Sohn, der aus dem Palastflügel der Königin nicht entwischen kann, zu übergeben.

Letzter Auftritt. Der Prinz und die Königin verbinden sich vor des erstern Abreise zu festem Zusammenstehen. Entschlossen, mit aller Kraft die Sache der Freiheit gegen den König zu führen, will Karlos eben scheiden, als er von diesem überrascht und dem Großinquisitor übergeben wird. In der prosaischen Fassung ging ein kurzes Selbstgespräch des Prinzen vorher, der zuerst in den Saal der Königin tritt und durch den Schlag seiner Uhr (es ist zwei) der Königin das verabredete Zeichen gibt, dessen früher nicht gedacht wurde. Daß der Prinz erst jetzt eintritt, entspricht freilich der Zeitfolge nicht recht, da wir schon im neunten Auftritte vernahmen, daß die Wachen gesehen, wie er in den Zimmern der Königin verschwunden sei.

Der Prinz, der zur Befreiung Flanderns auf ungewisse

---

*) Der Ausdruck, besser habe er für die Verwesung gesammelt als für die Freiheit, scheint doch hier, wo von Schätzen die Rede ist, etwas anstößig.

Zeit von der Königin scheiden soll, wagt jetzt zum erstenmal, indem er knieend vor ihr niedersinkt, sie mit dem Namen Elisabeth anzureden, in welchem sich seine ganze innige Anhänglichkeit ausspricht; die Königin aber wird von dem Gefühl ergriffen, daß er seines edlen Freundes so grausam auf immer beraubt ist. Karlos kann ihre schmerzliche Frage nur mit den nämlichen, die Wahrheit derselben tief empfindenden Worten bejahen. Nach einiger Zeit faßt sich die Königin und bittet ihn aufzustehn; er möge sich nicht dem Schmerze hingeben; der große Todte wolle nicht durch Thränen, sondern durch Thaten geehrt sein.*) Mit seinem Blute habe der Hingeschiedene des Prinzen Leben gerettet; dieses dürfe nicht für ein Hirngespinnst, für einen leeren Traum geflossen sein: sie selbst habe sich für sein thätiges Wirken verbürgt; im Vertrauen darauf sei er freudiger gestorben; Karlos dürfe ihr Gelöbniß nicht zu Schanden machen. Mit voller Begeisterung erklärt dieser des Todten Andenken würdig feiern zu wollen; in seinem Reiche solle ein Paradies blühen. Mit Freuden nimmt die Königin dies Gelöbniß**) an, woran sie ihn mahnen, auf dessen Erfüllung sie halten werde, da der Hingeschiedene sie zur Vollstreckerin seines letzten darauf gerichteten Willens gemacht habe. Aber auch noch ein anderes Vermächtniß habe der Sterbende in ihre Hand gelegt: sie solle ihren Karl ewig lieben; ihre Liebe zu ihm sei Tugend. Vgl. oben S. 285.

*) V. 6 hat die jambische Bearbeitung „um kleinere Leiden", wo „um" richtiger scheint als das beim Drucke eingeführte „für". Auch war 7 ein vollständiger Fünffüßler, da „strahlenvoller" statt „theuren" stand, und V. 16 fand sich die richtige Versabtheilung.

**) Er selbst nennt es einmal einen „Eid", wofür die prosaische Fassung „Zusage" hat.

Doch Karlos läßt sie die Reinheit ihrer Liebe, die er jetzt selbst als tiefste Forderung seiner Seele erkenne, nicht ausführen. Die sinnliche Liebe zu ihr sei wie ein schwerer Traum gewesen, aus welchem er jetzt erwacht sei; diese wollen sie auf ewig vergessen. Hiermit gibt er ihre Briefe zurück; die seinigen soll sie verbrennen. Daß diese jetzt beim Könige liegen, bleibt unbeachtet. Die Wiedergabe und Verbrennung der gegenseitigen Briefe, wie sie bei Auflösung eines durch Briefe genährten Liebesverhältnisses stattfindet, könnte man wohl entbehren. Von seiner Leidenschaft, fügt Karlos hinzu, habe sie nichts mehr zu fürchten (was eigentlich eine Erwiderung auf die jetzt ausgefallene Berufung der Königin sein soll*), sie habe nicht gebangt, in dieser nächtlichen Stunde mit ihm allein zu sein), seine Liebe sei geläutert; jede Leidenschaft ist mit dem Freunde gestorben, keine Begierde nach einem sterblichen Wesen quält ihn mehr. Und nun, frei von aller sinnlichen Liebe, wagt er ihre Hand zu fassen, um von ihr Abschied zu nehmen. Endlich habe er erkannt, daß es etwas Höheres gebe als ihren Besitz**); er sei auf einmal durch den ungeheuren Schmerz über den Verlust des Freundes zum Manne herangereift.***) In diesem Leben habe er nichts mehr zu thun als sich an ihn zu erinnern (eine freilich wunderliche Behauptung, da ja eine so entschiedene

---

*) Vor „Will einmal" standen vor 1801 noch die Verse:

Sie sehen, Karl, mir bangte nicht mit Ihnen
Allein zu sein in dieser Stunde. Ich.

**) Hier, wo er sich in die Verhältnisse gefügt hat, tritt mit Recht die Anrede als Mutter ein.

***) Der Lauf der Jahre war träg in Vergleich mit der raschen Entwicklung, die jetzt eingetreten ist.

Thätigkeit seiner harrt), all seine gehofften Freuden seien dahin. Die Königin kann bei dem Gedanken, daß alle freudige Lust, jeder Genuß der frischen Jugend auf ewig für ihren Karlos verloren sei, nur den tiefsten, in Thränen sich ergießenden Schmerz empfinden, aber zugleich muß sie den Muth bewundern, mit welchem er sich ins Unvermeidliche fügt. Man hat diese Thränen der Königin unwürdig finden wollen, indem man von ihr einen unweiblichen Heroismus verlangte; sie gelten dem Schmerze, daß er der größten Seligkeit der Jugend habe entsagen müssen. Karlos erklärt darauf, daß die Königin, wie sie die Vertraute seines Bundes mit dem Marquis gewesen, ihm immer das Theuerste, seine einzige Freundin bleiben werde, wie sie noch gestern seine einzige Liebe gewesen; kehre er aber einst zurück, so werde er sie als die Wittwe seines Vaters ehren. Die letztere Bemerkung scheint hier doch etwas fremdartig.*)

Hier tritt der König, von Karlos und der Königin nicht bemerkt, mit seinen Granden und dem Großinquisitor**) ein, um das, was Karlos von seiner Absicht sagt, zu vernehmen; besser dürfte dieser Eintritt, wie es in der prosaischen Fassung der Fall war, erst da stattfinden, wo der Prinz seine Mutter küßt. Seinen Vater, fährt er fort, werde er in seinem Leben nie wiedersehn; seit dem Morde seines Freundes könne er ihn nicht mehr ehren, nicht mehr lieben: sie aber möge demselben den Verlust des Sohnes ersetzen, indem sie wieder ganz ihm Gattin

*) Statt der ganzen Stelle „Ich kam . . . auf diesen Thron“ hat die prosaische Fassung nur die Worte: „Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Leben Sie wohl, meine Mutter!“ Schon die jambische Bearbeitung hatte die weitere Ausführung.

**) Der nur dann fehlt, wenn er überhaupt auf der Bühne nicht erscheint.

werde, in ihre Pflichten gegen ihn zurücktrete. Karlos schließt damit, daß er weggehe, um seinem Volke gegen die Tyrannei seines Vaters beizustehn, er nur als König oder nie zurückkehren werde. Nachdem er die Mutter darauf zum Abschied geküßt, kann diese den wiederholten Ausdruck ihrer Bewunderung seiner Heldenhaftigkeit nicht zurückhalten. Auch er fühlt, wie stark er sei, da er, obgleich er sie in seinen Armen hält, doch in seinem Entschlusse, sie zu verlassen, nicht wankt, er, den gestern kein Schrecken von ihrer Seite gezogen haben würde. Aber schon I, 7 war er dazu entschlossen gewesen. Hier schwebt wohl die Aeußerung I, 7 vor: „Man reiße mich von hier aufs Blutgerüste!" Indem er jetzt ihre Hand los läßt, spricht er die vollste Bestätigung seiner Entsagung aus; er ist durch die letzte Umarmung, die ihn nicht wankend gemacht, gleichsam geweiht.

Hier glaubt der Prinz ein Geräusch zu hören*), aber entweder hat er sich getäuscht oder wirklich hat einer der Anwesenden unwillkürlich eine vernehmbare Bewegung gemacht Einer solchen Täuschung dürfte es kaum bedürfen. Die Glocke, welche wir darauf drei Uhr (dies fügt die prosaische Fassung mit Recht hinzu) schlagen hören, erinnert sie, daß sie sich trennen müssen. So sagt Karlos denn scheidend der Mutter gute Nacht, wofür man freilich lieber ein Lebewohl läse. Von Gent aus**) werde

---

*) In der prosaischen Fassung stand: „Hörten Sie nicht ein Getöse?"

**) Daß „Gent" hier an die Stelle des in der prosaischen Fassung genannten „Brüssel" tritt, ist wohl durch den Vers veranlaßt. Oder sollte damit bezeichnet sein, daß er über Gent gehe? Nach IV, 8 wollte er in Cadix sich nach Vließingen einschiffen.

sie einen Brief erhalten, der das Geheimniß ihres Umganges verkünden und, da er öffentlich mit Philipp breche, alles entdecken solle, wie es gewesen*); sie brauche diese Enthüllung nicht zu scheuen. Als er, indem er die Maske vornehmen will, diesen Betrug als seinen letzten bezeichnet**), tritt der König mit dem erschütternden Schlagworte: „Es ist dein letzter!" unter sie. Karlos ist nur um die ohnmächtig in seine Arme sinkende Königin beschäftigt***), während der König dem Großinquisitor seinen Sohn überläßt.†) So schließt das Stück ungemein wirkungsvoll damit, daß Karlos der Inquisition verfällt. Auch die Königin hat ihn und mit ihm alles Lebensglück verloren, während Philipp in den Banden der Inquisition den schauerlichsten Despotismus üben muß. Die prosaische Fassung, welche den Großinquisitor gar nicht einführt, hat hier eine längere Szene, an deren Schluß sich Karlos, um dem Urtheilsspruche der nach seinem Blute dürstenden Richter zu entgehn, selbst ersticht, nachdem er laut die Unschuld der Königin vor Mit- und Nachwelt verkündet hat, und Philipp, voll Entsetzen vor dem Selbstmorde des eigenen Sohnes, gebrochen hinsinkt. Für

*) In der ersten prosaischen Fassung heißt es: „Ich will nichts Heimliches mehr vor ihm haben; alles, was geschehen ist, soll er wissen!"

**) Das vorangehende: „Leben Sie wohl, Mutter!" hat die jambische Bearbeitung gestrichen.

***) Der aus Shakespeare (Lear I, 2) stammende, in Schillers Jugenddramen mehrfach vorkommende Ausruf: „O Himmel und Erde!" oder „Himmel und Erde" war dem Dichter so geläufig, daß er ihn sogar in seinem dramatischen Scherze Körner's Vormittag brauchte. In der jambischen Bearbeitung für Schröder fand sich vor diesem Ausruf noch: „Ist sie todt?"

†) In der für Schröder bestimmten Handschrift stand „Richter an Gottes Statt" (statt „Kardinal") und „Thu Du!" statt „Thun Sie".

Mannheim hatte Dalberg einen eigenen Schluß ersonnen, in welchem die Granden vergeblich Philipp bitten, nicht sein eigenes Blut zu vergießen, worauf dieser erklärt, es sei vergiftet (vgl. oben S. 32), und endlich der Sbirrenführer den vor der Königin Niedergesunkenen mit dem Stabe berührt, er aufsteht und von den Sbirren umgeben wird.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.


830
D927
Düntzer, H. 4741 v, 53-56
Erläuterungen Klassikern.
Schiller , William Tell 21-25
NAME
DATE
NAME

